Preis 4 Mark.

Liebesgeschichten

Novellen

von

Sacher-Masoch.

Neue Folge.

Dritte Auflage.

Berlin
Verlag von Neufeld & Henius
S.W., Großbeerenstraße 94.

Liebesgeschichten.

Novellen

von

Leopold Sacher-Masoch.

Neue Folge.

Dritte Auflage.

Berlin.
Verlag von Neufeld & Henius
S.W., Großbeerenstraße 94.

Inhalt.

Die Judith von Bialopol.

1675.

Während Polen von inneren Wirren und Streitigkeiten zerrissen war, hatten die Türken im Jahre 1672 die Ukraine, Podolien und die Festung Kamienic erobert und den König Michael Wisnowiezki gezwungen, zu Buczacz einen schmählichen Frieden zu schließen, durch den die adelige Sarmatenrepublik in die Reihe der osmanischen Vasallenstaaten trat und dem Halbmonde tributpflichtig wurde. In dieser traurigen Lage richteten sich die Blicke aller, welche nicht vom blinden Eigennutz geleitet waren, auf den Hetman Johann Sobieski, welcher sich bereits wiederholt in den Kämpfen mit den Türken und Tartaren sowohl durch persönliche Tapferkeit als ein kühnes Feldherrntalent ausgezeichnet hatte.

Sobieski war es, welcher jetzt den Adel zur Einigkeit und zum kräftigen Handeln antrieb.

Er selbst machte alles, was er besaß, zu Gelde und rüstete Truppen aus, an deren Spitze er, den vom Könige geschlossenen Vertrag nicht achtend, gegen den Erbfeind der Christenheit zu Felde zog. Von neuem entbrannte der blutigste Kampf, aber diesmal fesselte Sobieski den Sieg an die Fahne Polens, und nachdem die Türken eine Reihe von Niederlagen durch ihn erlitten hatten, jauchzte ihm die ganze Nation einstimmig als ihrem Erretter, ihrem Helden zu. Als im Jahre 1675 König Michael starb, wurde Sobieski einstimmig zum Könige gewählt. Aus dem Feldlager kam er zur Krönung und nachdem er mit allen in der polnischen Verfassung vorgeschriebenen Förmlichkeiten zum Könige gesalbt worden war, kehrte er in das Feldlager zurück, um die Befreiung seines Landes zu vollenden.

Diesmal kehrte ihm aber das Glück den Rücken. König Sobieski nahm 1676 bei Zurawno eine feste vorteilhafte Stellung ein, in der Absicht, dem bei weitem überlegenen Feinde eine Schlacht zu liefern, aber der Großvezier hütete sich, ihn anzugreifen, und begnügte sich damit, alle in der Nähe stehenden türkischen Truppen an sich zu ziehen und das Polenheer mit zehnfacher Übermacht einzuschließen. Die Lage desselben wurde von Tag zu Tag verzweifelter, und als end-

lich die Lebensmittel aufgezehrt waren und es sogar an Munition zu fehlen begann, gaben selbst die Mutigsten jede Hoffnung auf Rettung auf. Schon jubelten die Muselmänner bei dem Gedanken, den gefürchteten Heldenkönig als Gefangenen nach Konstantinopel und den Adel Polens auf ihre Sklavenmärkte schleppen zu können.

Während bei Zurawno der Hunger als Bundesgenosse der Türken das beste that, durchstreiften Horden derselben und der mit ihnen verbündeten Tartaren weithin die polnischen Landschaften, sengten, plünderten, mordeten und führten Frauen, Kinder und Jünglinge an die Schweife ihrer Pferde gebunden mit sich.

Am 5. November kamen zahlreiche Flüchtlinge, Land-Edelleute und Bauern aus der Umgegend, mit Weib und Kind nach dem Städtchen Bialopol und suchten sich und ihre Habe vor den Unmenschen in Sicherheit zu bringen. Dem Starosten, der sie befragte, berichteten sie schauerliche Dinge von der Art und Weise, wie die unbarmherzigen Sieger verfuhren. Der brave, in Kämpfen gegen Türken und Tartaren ergraute Krieger traf hierauf alle Anstalten, das Schloß und, so lange es ging, auch die Stadt zu verteidigen, die Wälle wurden mit Geschütz versehen, alle kampffähigen Männer des Adels, der Bürgerschaft und des

jüdischen Ghetto bewaffnet, die Greise, Frauen und Kinder in das Schloß gebracht und mit der Verteidigung des letzteren ausschließlich die unter den unmittelbaren Befehlen des Starosten stehenden königlichen Soldaten und Kosaken betraut.

Den 7. November früh brachte ein berittener Bauer die Nachricht, daß der Feind im Anrücken sei.

Schon war Bialopol mit Flüchtlingen vom flachen Lande so vollgepfropft, daß ohne Gefahr für die Stadt niemand mehr eingelassen werden konnte. Die Thore wurden geschlossen und jeder, der hierauf kam, abgewiesen. Scharen von Unglücklichen aller Stände lagerten am Fuße der Wälle von Bialopol, Männer, deren kostbarer Kontucz den Magnaten bezeichnete, schöne Frauen in goldverschnürten Marderpelzen, bloßfüßige Bauern in Leinwand gekleidet, Juden in schwarzen Kaftanen. Ihr Geschrei, ihr Flehen und Jammern zerriß denen in Bialopol das Herz, aber der Starost blieb unerbittlich, mußte es bleiben, wenn er die Stadt nicht nach wenigen Tagen schon demselben Schicksale preisgeben wollte, dem die armen Obdachlosen draußen entgegen gingen.

Als die letzteren sahen, daß man mit ihnen kein Erbarmen habe, floh ein Teil in die benachbarten Wälder, während andere vor den Thoren der

Stadt mit einer Art Stumpfsinn ihr Geschick erwarteten.

Bei Einbruch der Nacht sah man im Umkreise bei zwanzig Dörfer brennen, ihre düsteren Flammen erhellten den winterlichen Himmel, und die riesigen Rauchsäulen schienen die Bewohner von Bialopol zu warnen und zur Ausdauer, zum Kampfe auf Leben und Tod zu mahnen.

Kurz nach Sonnenaufgang zeigten sich die ersten tartarischen Reiter, ihre kleinen, schwarzen Pferde rasten wie Höllengeister über das weite, weiße, schimmernde Schneegefilde. Einzelne näherten sich spähend den Wällen, man konnte deutlich ihre magern, gelben Gesichter mit den schwarzen, geschlitzten Augen unter den roten, viereckigen Mützen erkennen.

Ein Schuß aus einer Kartaune genügte, um sie zu vertreiben. Aber nach wenigen Stunden schon kehrten sie verstärkt zurück und sprengten in langen, dunklen Schwärmen um die Stadt herum. Immer neue Scharen gesellten sich zu ihnen. Endlich ritt einer ihrer Führer heran und forderte zur Übergabe auf.

Der Starost erwiderte, Schloß und Stadt seien auf das beste zur Verteidigung gerüstet und für

mehr als ein Jahr mit Munition und Proviant versehen.

Der Tartar ließ hierauf seinen krummen Säbel im Sonnenlichte funkeln und kehrte zu seinen Leuten zurück. Sie schienen zu beraten. Dann erhoben sie plötzlich ein wildes Kriegsgeschrei und stürzten von allen Seiten zugleich auf die Stadt los, im Reiten ihre Pfeile abschießend, welche wie ein Regen auf dieselbe niedergingen.

Die Besatzung gab ihnen Antwort mit Geschütz und Hakenbüchsen. Von beiden Seiten gab es Tote und Verwundete, aber es war den wilden Söhnen der Krim diesmal nicht um einen ernsten Kampf, sondern um etwas ganz Anderes zu thun. Sie ritten bis an die Wälle heran und warfen ihre Schlingen nach den armen Flüchtlingen aus, welche sich hier in Todesangst zusammendrängten. Sobald einer der unheimlichen Reiter sich ein Opfer aus der Schar herausgeholt hatte, kehrte er rasch um, dasselbe ohne Mitleid nachschleifend. Während die Verteidiger von Bialopol dies vor ihren Thoren geschehen lassen mußten, sahen sie noch furchtbarere Szenen sich in der Ferne abspielen. Sie sahen, wie die Räuber die Unglücklichen, welche sich im Dickicht des Waldes verborgen, gleich einer Herde vor sich hertrieben, wie sie die Männer grau-

sam quälten und töteten, Frauen und Kinder gleich Hunden zusammenkoppelten, um sie in die Sklaverei zu schleppen.

Im Laufe des Tages rückte ein größerer Heerhaufen heran und schlug außer Schußweite sein Lager auf. Diesmal waren es Türken. Ihr Anführer, ein Paschah, umritt gegen Abend die Mauern der Stadt, offenbar in der Absicht, sich von der Widerstandsfähigkeit derselben zu überzeugen.

Nachts sah man weithin die Wachtfeuer der Muselmänner brennen, sie bildeten eine Art Feuerkreis um das unglückliche Bialopol, während ein zweiter, aus flammenden Dörfern und Edelhöfen bestehend, den dunklen Himmel am Horizonte einsäumte.

Während tiefe Stille im feindlichen Lager und auf den Wällen herrschte, schloß doch niemand in Bialopol ein Auge. Jeder war in seiner Weise thätig, dem Angriff der unmenschlichen Belagerer die Stirne zu bieten. Die größte Thätigkeit herrschte in den engen winkeligen Straßen der Judenstadt, deren Bewohner einen unerwarteten Mut und eine seltene Opferwilligkeit zeigten. Die mageren, bleichen Männer des Ghetto, deren schwache Arme nie eine Waffe geführt,

hatten dieselben von dem Starosten begehrt und erhalten. Ihre Frauen und Mädchen machten siedendes Wasser und Pech bereit, die Knaben schnitzten sich Bogen und Pfeile und bestrichen die Spitzen der letzteren mit Gift, während die Greise sich anheischig machten, die Verwundeten zu verbinden und vom Kampfplatze fortzuschaffen.

In einem gewölbten Gemache des einzigen gemauerten Hauses, das damals in der Bialopoler Judenstadt stand, war der reiche Kaufmann Abrahamek gleich seinen ärmeren Glaubensgenossen damit beschäftigt, sich zu dem bevorstehenden Kampfe zu rüsten. Er war noch jung und dank dem Wohlleben, das ihm sein von seinen Voreltern ererbter Reichtum gestattete, kräftig und stattlich, wie es der Jude jener Zeit nur selten war. Sein Gesicht trug den ernsten, palästinischen Stempel, in schönen, edeln Linien sprach sich ein eigentümliches Gemisch von wildem Mut und vorsichtiger Schlauheit aus, ein hochfahrender Stolz gesellte sich hinzu, der Übermut einer reinen, stärkeren und gottbegnadeten Rasse, welcher in dem Maße mehr und mehr verloren gegangen, als Israel aus einem freien Volke von Hirten und Kriegern ein Volk von Krämern und Knechten geworden war. Abrahamek trug über dem langen, schwarzen Seiden-

talar, in den sich seine vornehmen Glaubensgenossen mit Vorliebe kleideten, einen weiten Kaftan von gleichem Stoffe mit kostbarem dunklen Pelzwerke verbrämt. Eine schwarze Samtmütze saß keck auf seinen kleinen Locken. Er hatte einen langen türkischen Dolch in seinen roten Gürtel gesteckt und lud zwei große Radpistolen, während seine Leute, vierzehn an der Zahl, Kugeln gossen, ein paar schwere Büchsen, wie man sie damals hatte, in Stand setzten und die Spitzen der langen Lanzen, mit denen sie ihr Herr bewaffnet hatte, auf einem großen Schleifstein schärften.

Mit einem Male wurde die Thüre aufgerissen, und ein junges Weib von blendender Schönheit trat rasch herein, sie war offenbar eben erst von ihrem Lager aufgesprungen, denn sie war nur in ein Nachtgewand gekleidet und hielt eine brennende Ampel in der Hand. Ihre herrliche schlanke Gestalt, die weichen Formen ihres jugendlichen Körpers, der holde träumerische Schnitt ihrer Züge hätten sie wie die Braut des hohen Liedes, die eben aufgeblühte Rose von Saron, erscheinen lassen, wenn ihre energische Haltung nicht die einer Herrscherin, und ihr mutig blitzendes Auge nicht das einer Heldin gewesen wäre. Sie stellte die Ampel auf den Tisch, und die Gruppe sich rüstender Männer mit einer Art Unwillen überfliegend, rief sie:

„Was soll das? Man schickt mich schlafen, während uns allen Gefahr droht, ein jeder sich bereit macht, sein Leben auf das Spiel zu setzen, sein Blut zu verspritzen? Ich bin nicht das Weib, das sich verkriecht, während die Männer ihre Brust dem Feinde darbieten. Ich teile mit Euch Kampf und Sieg, oder Niederlage und Tod.“

„Meine geliebte Judith,“ begann der junge Kaufmann, „mein Weib, mein süßes Weib, für Dich gehe ich ruhig den Pfeilen der Unmenschen entgegen, sobald ich Dich in Sicherheit weiß, aber meine Hand würde erlahmen, mein Herz beben, wie das Herz eines Feiglings, wenn Du im Kampfe an meiner Seite ständest.“

Die Jüdin schüttelte unmutig das Haupt mit den dunklen Locken. „Und was soll mein Schicksal sein, wenn Ihr unterliegt, die Feinde in die Stadt dringen, soll ich einem dieser Ungläubigen als Sklavin folgen, seine blutdürstigen Lippen küssen? Nein, mit Dir will ich leben, oder sterben!“

Vergebens bot ihr Gatte alles auf, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, Judith bemächtigte sich der Säcke, in denen sich das Pulver und das Blei befand, und erklärte mit jener Festigkeit, der gegenüber Gründe und Bitten sich gleich machtlos erweisen, sie

werde die Männer auf den Wall begleiten und ihnen die Feuerbüchsen laden. Ihr Nachtgewand war schnell mit einem bunten reichgestickten Damastrock vertauscht, über den sie einen mit Marderpelz besetzten kurzen Überwurf aus persischem Stoffe anzog, ihr weiches, dunkles Haar durchflocht sie mit Perlenschnüren; so auf das beste geschmückt, folgte sie ihrem Manne auf den Wall.

Die Nacht verging ruhig, ohne feindlichen Angriff. Kaum aber war die Sonne blutig rot hinter den beschneiten Tannen emporgestiegen, begannen die Geschütze der Türken gegen die Wälle von Bialopol zu spielen.

Die Belagerten gaben redlich Antwort. Das Schießen währte mehrere Stunden ohne erhebliche Wirkung oder Verluste auf beiden Seiten, doch täuschte sich in Bialopol niemand darüber, daß die niedrigen und dünnen Mauern der Stadt einer regelrechten Beschießung unmöglich lange widerstehen konnten, aber es lag nicht in der Kampfweise der Türken und ihrer nomadischen Hilfsvölker, eine Stadt durch Ausdauer zum Fall zu bringen, sie versuchten dieselbe im ersten Anprall zu erobern, und gelang es nicht, zogen sie in der Regel ebenso rasch und plötzlich, als sie gekommen waren, wieder ab.

Sie warteten auch vor Bialopol nicht ab, bis eine Bresche geschossen war, sondern entfalteten die rote Fahne und liefen unter dem betäubenden Lärm ihrer Heerpauken, Trompeten und Trommeln Sturm. Der Angriff erfolgte zu gleicher Zeit von allen Seiten, um die Verteidiger aller Orten zu beschäftigen und über das eigentliche Ziel desselben zu täuschen. Nachdem die Angreifer bereits an verschiedenen Stellen bis zum Wall vorgedrungen waren und einer auf den Schultern des andern klimmend denselben zu ersteigen suchten, stürzte mit einem Male eine erlesene Abteilung türkischer Fußtruppen von dem Pascha, welcher das kleine Belagerungsheer befehligte, selbst geführt gegen das Ostthor von Bialopol, erkletterte unter wildem Allah-Rufen den kleinen Wall, welcher in Form eines gegen die Stadt zu offenen Winkels dasselbe beschützte, machte die kleine Besatzung desselben nieder und begann teils die Stadtmauer zu erstürmen, teils das Thor mit eisernen Streitkolben und an langen Pfählen befestigten Widderköpfen einzubrechen.

Der Starost war indes darauf vorgesehen. Hinter den geschlossenen Thorflügeln erhob sich eine Art Barrikade und ein hoher Erdwall schloß unmittelbar hinter dem Thore den Zugang zur Stadt.

Kaum war es den Moslims gelungen, das Thor

zu zerschmettern, fanden sie sich einem neuen Hindernis gegenüber, und zu gleicher Zeit eilte alles, was in der Stadt noch an Kämpfern verfügbar war, an die gefährdete Stelle. Sobald einer der Stürmenden auf der Mauer erschien, starrten ihm die langen Spieße der Verteidiger entgegen und warfen ihn tot oder lebendig hinab, während jene, welche am Fuße des Walls stehend ihre Pfeile in die Stadt entsendeten oder ihre Feuerbüchsen auf die tapferen Einwohner von Bialopol abschossen, mit einem Hagel von Kugeln, vergifteten Pfeilen, Steinen und einem heißen Regen von siedendem Pech und Wasser überschüttet wurden.

Hoch oben, mitten unter den Fechtenden, stand die schöne Judith Abrahamek, den Männern des Ghetto die abgebrannten Flinten ladend. Galt es aber, da und dort Feinde, die den Wall erstiegen hatten, hinabzudrängen, dann ergriff sie, durch die Wut des Kampfes noch um viel verschönert, mit fliegenden Haaren und flammenden Wangen hier einen Stein und schmetterte ihn von oben auf die kahlen Köpfe der Ungläubigen, dort eine Hellebarde, welche sie rasch und kräftig in die mächtige Brust eines, die Arme begehrlich nach ihr ausstreckenden Heidensohnes stieß.

Pulverdumpf und Staub der rollenden Steine stieg in Wolken empor und hinderte die Verteidiger, den Kampfplatz zu übersehen. Mit einem Male befand sich ein Teil des Walles in den Händen der Feinde, und die Bürger und Juden, welche vereint das Ostthor verteidigten, wurden unerwartet im Rücken beschossen und überfallen. Von Schrecken ergriffen, flüchteten viele, ohne Widerstand zu leisten, in die Straßen hinab, andere traten fechtend den Rückzug an, schon schien die Stadt verloren, die mahnende Stimme der heldenmütigen Jüdin verhallte im Gewühle, da eilte der Starost mit einem Teile der Schloßbesatzung auf die bedrohte Stelle, überstieg die Verrammlung des Thorwegs und machte einen ebenso unerwarteten als ungestümen Ausfall.

Vergebens feuerte jetzt der Pascha seine Leute durch Zuruf an, vergebens ließ er die Fliehenden von einigen Reitern mit langen Peitschen in das Gefecht zurücktreiben, der Tag war für die Moslims verloren, Türken und Tartaren suchten sich zu retten und eilten, von den Belagerten mit Feuerbüchsen und grobem Geschütz beschossen, den Zelten zu. Weithin war die Erde mit Toten und Verwundeten bedeckt, das Blut rieselte in roten Bächen durch den Schnee.

Nur oben auf dem Walle hielt noch jener Teil

der Stürmenden, welcher denselben erstiegen hatte, tapfer Stand, die schlanken Muselmänner, ebenso behende wie fanatisch, mähten mit ihren Yatagans furchtbar in den Reihen der Christen und Juden. Dafür gaben aber auch diese keine Gnade, sondern metzelten jeden, der in ihre Hände fiel, auf der Stelle nieder.

In dem Augenblicke, wo im Handgemenge ein türkischer Soldat nach ihrem Gatten hieb, schüttete die schöne Judith, welche gerade keine andere Waffe hatte, demselben eine Hand voll Sand in die Augen, der Türke hieb in die Luft, im nächsten Augenblicke schlug ihm die Jüdin die Waffe aus der Hand, warf ihm eine Schlinge um den Hals und machte ihn so zu ihrem Gefangenen.

„Sieg! Sieg!“ tönte es jetzt von allen Seiten. Der Wall war von den Türken gesäubert, der Feind anf allen Punkten geschlagen. Abrahamek sah jetzt erst, welche seltsame Beute seinem Weibe zugefallen war. „Was willst Du mit dem Türkenhund beginnen?“ rief er, „machen wir ihn nieder, wie die andern.“

Schon blitzten mehrere Lanzen und Säbel gegen die Brust des Unglücklichen, der vor Judith in die Knie gesunken war, aber diese, ebenso großmütig im

Siege, wie blutgierig und erbarmungslos im Kampfe, wehrte die Männer ab und sprach: „Es ist mein Gefangener, rührt ihn mir nicht an, er gehört mir.“

„Ja, sie hat Recht,“ riefen mehrere Stimmen zugleich, „sie hat sich ihn verdient, er soll ihr Sklave sein.“

Und die schöne Jüdin band ihrem Gefangenen die Hände auf den Rücken und führte ihn am Stricke mit sich, wie ein Tier.

Dem ersten Sturme der Türken folgte kein zweiter; schon gaben sich die Einwohner von Bialopol, ja sogar der vorsichtige kriegserfahrene Starost der Hoffnung hin, daß die entsetzlichen Gegner die Belagerung bald aufheben und davonziehen würden, aber sie täuschten sich. Der Pascha vor Bialopol machte es genau so, wie der Großvezier bei Zurawno, er schloß die Stadt vollständig ein und versuchte es, sie auszuhungern.

Nur zu bald zeigte sich diese den Türken sonst so ungewohnte Strategik als die einzig richtige. Trotz der stolzen Versicherung, welche der Starost dem feindlichen Parlamentär gegeben, daß die Stadt auf mehr als ein Jahr mit allem versehen sei, machte sich schon

nach vier Wochen der Mangel an Lebensmitteln empfindlich fühlbar, und die Bewohner von Bialopol, welche so tapfer dem feindlichen Angriff Stand gehalten, wurden täglich mehr von Entmutigung und Hoffnungslosigkeit ergriffen.

Die schöne Heldin des Ghetto saß in dumpfer Verzweiflung, gleich allen anderen ihrer Glaubensgenossen in ein graues Gewand gehüllt, in einer halbdunklen Ecke ihres Hauses, fastete, betete und las in der Bibel.

Da trat eines Abends unerwartet ihr Sklave, der gefangene Türke, zu ihr und begann: „Wirf diese düsteren Trauerkleider ab, Herrin, Du hast nichts zu fürchten. Wenn auch die Stadt erobert wird von unseren Glaubensgenossen, Du wirst unter ihnen erhobenen Hauptes einhergehen, wie unter Deinem Volke, denn Du bist schön und klug. Schmücke Dich, auf daß unser Feldherr sein Auge auf Dich wirft, und er wird Dich mit sich führen gegen Sonnenaufgang, dorthin, wo kein Winter ist und Gott sein auserwähltes Volk mit den herrlichsten Gaben der Natur gesegnet hat, dort wirst Du ein ganz anderes Leben führen, als hier im Schnee und im Nebel —“

„Das Leben einer Sklavin!“ rief Judith.

„Nein, das einer Gebieterin,“ gab der Türke

zur Antwort, „von Sklaven und Sklavinnen bedient.“

Die schöne Jüdin richtete sich plötzlich, beinahe heftig auf und blickte ihrem Gefangenen forschend in das Auge. „Täuschest Du Dich nicht,“ murmelte sie, „bist Du sicher, daß Dein Gebieter, der Pascha, an mir Gefallen finden wird?“

„Er wird Dein Sklave sein, sobald Du es willst.“

„Ist er noch jung?“ fragte sie.

„Jung, schön und tapfer, unermeßliche Reichtümer füllen sein Haus, mehr als tausend Sklaven gehorchen ihm.“

„Gut,“ sagte die Jüdin, ein Lächeln verklärte zugleich ihr bleiches, trauriges Gesicht, „sehr gut. Willst Du Dir die Freiheit und noch überdies goldenen Lohn verdienen?“

„Wie soll ich das?“

„Wie Du das sollst, Heidensohn?“ rief Judith sich erhebend, „indem Du mich zu Deinem Feldherrn führst! Für das andere laß mich sorgen.“

„Aber Dein Herr, Dein Mann,“ meinte der Türke, „er wäre imstande, mich zu töten —“

„Er wird nichts erfahren, ich kenne die Schliche, die Wege, die uns unerkannt und sicher aus der Stadt

führen. Wir fliehen, und zwar heute Nacht noch, was meinst Du? Ich bin doch zu schön, als daß ich hier elend verhungern sollte, ich werde mein Glück machen."

„Gewiß."

„Also halte Dich bereit."

Ein Wink der schönen Jüdin entließ ihren Sklaven, sie selbst fuhr fort zu beten und in der Schrift im Buche Judith zu lesen. Als der Abend kam, nahm sie ein reichliches Mahl und trank feurigen Wein und schmückte sich dann mit ihren reichsten Kleidern. Ein weites Gewand von weißer Seide, mit Perlen gestickt und von einem Perlengürtel aufgezogen, umhüllte ihre schlanke Gestalt, über demselben trug sie einen Überwurf von orientalischem Goldstoff, mit kostbarem dunklen Zobelpelz gefüttert und ausgeschlagen. Ihre Büste schimmerte doppelt verlockend aus dem dunklen üppigen Pelzwerk. An den Füßen hatte sie rote, goldgestickte türkische Pantoffeln und in ihrem dunklen Haar blitzten Perlen, Rubinen, Smaragden von unschätzbarem Wert. So verließ sie heimlich, in einem grauen Kapuzenmantel vermummt, durch eine Hinterthür ihr Haus und ging geradeaus auf das Schloß zum Starosten.

„Was wollt Ihr von mir, schöne heldenmütige Frau," rief dieser der Eintretenden entgegen, „jeder Wunsch ist Euch im Voraus gewährt."

„Um so besser," erwiderte Judith. „Ich kann das Elend der Stadt, die Verzweiflung meiner Mitbürger nicht länger ansehen, ich will hinaus in das Lager der Unmenschen und will mich opfern und alle Anderen retten."

„Was habt Ihr vor?" fragte der Starost erschreckt.

„Forscht mich nicht aus," sprach die Jüdin, „laßt mich ziehen, ich beschwöre Euch, gnädiger Herr! Laßt mir heute Nacht die kleine Pforte des unterirdischen Ganges öffnen, der, wie ich weiß, aus dem Schlosse in das Freie hinausführt, und so Gott will, rette ich die Stadt."

Der Starost gab zögernd seine Einwilligung. „Und Euer Gatte," fragte er, „ist eines Sinnes mit Euch?"

„Noch weiß er nichts von meinem Entschluß, doch darf er mich nicht hindern," sagte Judith, „erlaubt, daß ich in Eurem Beisein mit ihm spreche."

Der Starost ließ den Juden vorrufen, welcher, als er sein Weib so reich geschmückt bei dem ersteren fand, bald ihn, bald dieses argwöhnisch betrachtete. Kaum hatte er aus dem Munde Judiths von ihrem Vorhaben erfahren, erklärte er auf das Bestimmteste, er werde niemals seine Zustimmung geben, und als die mutige Frau sich unerschütterlich zeigte, begann er

vor Wut und Eifersucht zu weinen, warf sich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee. Sein Flehen rührte sie indes nicht. Jetzt begann er zu drohen und sie zu verwünschen, doch die Jüdin schnitt ihm rasch das Wort ab.

„War ich Dir nicht stets ein treues rechtschaffenes Weib?“ rief sie.

Abrahamek bejahte.

„Nun, so vertraue mir auch jetzt.“

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht,“ schrie ihr Mann, „wenn der Pascha Dich sieht, bist Du für mich verloren, und dann müßte ich die Frauen nicht kennen, Dir selbst wird es schmeicheln, zu gebieten, Sklaven zu Deinen Füßen zu sehen, Du darfst nicht aus der Stadt.“

Von dem Mißtrauen ihres Gattin beleidigt, maß ihn das schöne kühne Weib mit einem verächtlichen Blick und sagte dann rasch zu dem Starosten: „Hier gilt es, die Rettung einer ganzen großen Stadt, da müssen alle anderen Bedenken schweigen. Wenn der Wahnsinnige mich nicht ziehen lassen will, so fordere ich Euch bei Eurer Liebe zu dem Vaterlande, Eurer Pflicht und Ehre auf, ihn festzuhalten, bis ich die Stadt verlassen habe.“ Und ohne den Befehl des Starosten abzuwarten, öffnete sie die Thür, rief die

Soldaten, die im Vorsaal wachten, und hieß sie, ihren Gatten gefangen zu nehmen.

Wie von einer höheren Macht getrieben, ergriffen die Soldaten den Juden, der sein Weib verfluchte, und fesselten ihn.

„Werft ihn in einen Kerker und bewacht ihn, bis der Starost Euch befiehlt, ihn freizulassen,“ fuhr Judith fort. Die Soldaten führten Abrahamek mit sich, welcher noch an der Thüre einen letzten schmerzlichen Blick auf sein Weib zurückwarf.

„Nun lasse ich Euch ohne Sorge ziehen,“ sagte der Starost zu der kühnen Frau, „ich sehe, Ihr seid geboren, alles was Euch naht, zu beherrschen, Ihr werdet auch mit diesen Türkenhunden fertig werden!“ —

Als es von den Türmen von Bialopol Mitternacht schlug, öffnete sich in dem Walde, an den sich das feindliche Lager anlehnte, die Erde für einige Augenblicke und zwei tiefverhüllte düstere Gestalten entstiegen derselben gleich bösen Geistern.

Es waren dies die schöne Jüdin und ihr Sklave, welche rasch im fahlen Mondlicht den türkischen Zelten zuschritten.

Früh am Morgen hielt der Pascha Gericht vor seinem Zelte; auf einem schwarzen glänzenden Bärenfell, das über den Schnee gebreitet war, stand ein niedriger Divan, und auf diesem saß er mit untergeschlagenen Beinen und hörte die Kläger und die Angeklagten.

Als die Jüdin von ihrem Gefangenen geführt in den Kreis trat, galt ihr erster Blick ihm, an den sie sich von einer höheren Macht gesandt glaubte, und sie mußte es sich gestehen, der Türke war weder mißgestaltet, noch unedel. Sein männlich schönes, von einem schwarzen Bart eingerahmtes Gesicht, in dem zwei große gebieterische Augen blitzten, hatte eher etwas für Frauen Bestechendes. Der Turban mit dem hohen Reiherbusch gab ihm eine gewisse Würde, während der große grüne Zobelpelz, den er über seinem glänzenden Gewande trug, sich prächtig und zugleich schmeichelnd weich an seine kräftigen Glieder schmiegte.

Bald hatte auch des Paschas Blick die schöne Jüdin entdeckt, er ließ denselben einige Zeit mit stummem Wohlgefallen auf ihr ruhen, dann winkte er sie zu sich.

Der gefangene Türke, der sie geführt, trat jetzt vor, warf sich seinem Feldherrn zu Füßen und berichtete ihm, wie er die schöne Jüdin, indem er ihr

den Heldenmut des Pascha geschildert, bewogen habe, mit ihm aus der belagerten Stadt zu entfliehen, in der Hoffnung, daß ihre Reize Gnade finden würden vor seinen Augen.

Judith näherte sich hierauf gleichfalls dem Pascha und kniete vor demselben nieder. Er ließ von neuem sein Auge auf ihr haften, rief dann seinen Zahlmeister und ließ ihrem Führer einen Sack Goldes reichen, sie aber hieß er in sein Zelt treten und ihn dort erwarten.

Als das Gericht zu Ende war, erschien der Pascha, ließ sich auf sein Ruhebett nieder und winkte die Jüdin zu sich. „Du wünschest mir zu gefallen?" begann er.

„Ja, Herr," erwiderte sie.

„Wie nennt man Dich?" fragte der Türke.

„Judith."

„Welche Absicht leitet Dich," forschte der Pascha weiter, „nichts weiter, Judith, als die Furcht für Dein Leben oder gewöhnliche Gefallsucht der Frauen?"

„Keines von beiden."

„Du machst mich neugierig."

„Man hat mir gesagt, daß Du edel denkst und großmütig handelst," fuhr die Jüdin fort, „und so bin ich gekommen, um von Dir Gnade zu erbitten für meine Stadt und mein Volk."

„Um welchen Preis?" fragte der Türke.

„Ich selbst will der Preis sein," erwiderte das schöne Weib stolz.

„Schätzest Du Dich so hoch?"

„Man nennt mich schön —" murmelte Judith.

„Du bist es," fiel der Pascha ein.

„Nun, ist ein schönes Weib nicht ein würdiger Preis?" fragte sie.

„Du vergißt, daß Du hier in meinem Lager bist," rief der Türke, „also in meiner Gewalt."

„Wenn Du unedel handelst, allerdings," unterbrach ihn die Jüdin, „was hast Du aber dann? Eine Sklavin mehr, die Dich verabscheut und verflucht. Ich denke, ein Mann wie Du sollte zu stolz sein, ein Weib in anderer Weise zu gewinnen als durch die Liebe."

Der Türke sah Judith groß an. „Du bist ein seltenes Weib," sagte er dann, „eben so klug als schön. Und Du könntest mich lieben?"

„Ich weiß es nicht," gab sie zur Antwort, „gib Dir Mühe, meine Liebe zu erringen."

Der Pascha stieß ein kurzes verächtliches Lachen aus. „Das ist nicht Brauch bei uns," rief er, „wir sind nicht gewohnt, um Liebe zu flehen, wie Eure Ritter, wir rauben uns die Geliebte, und sie liebt uns —."

„Wie die Taube den Falken, der sie zerfleicht,“ spottete die Jüdin.

„Du sprichst gut,“ sagte der Pascha, „ich bin Dir jetzt schon gewogen. Du sollst bei mir bleiben und wie eine Fürstin gehalten sein, Sklaven sollen Dich bedienen —“

„Nicht dies ist es, was ich verlange,“ unterbrach ihn Judith.

„Du willst Bedingungen stellen,“ rief er mit blitzenden Augen, „kein Wort mehr davon, Du bist mein, und keine Macht der Erde kann Dich mir entreißen.“ Zugleich sprang er auf und wollte seine Arme um sie schlingen, aber Judith zog ebenso rasch den Dolch, den er im Gürtel trug, aus der Scheide und bedrohte ihn mit demselben. „Wage es nicht, mich zu berühren, ich töte Dich sonst.“

„Seltsames Weib,“ murmelte der Pascha, dann schritt er zum Eingang seines Zeltes und klaschte in die Hände. Zwei Mohren erschienen. Er befahl ihnen, ein Zelt mit aller Pracht und Bequemlichkeit für die schöne Jüdin einzurichten und ihr zwei der gefangenen Frauen als Dienerinnen zu geben. Dann entließ er Judith mit einer stolzen Handbewegung, und sie ging, unbewußt seinen Dolch mit sich nehmend.

Und es geschah, wie der gefangene Türke es ihr

prophezeit hatte, der Pascha war in wenigen Tagen ihr Sklave geworden. Je kälter, je stolzer, je tugendhafter sie sich zeigte, um so höher entflammte sie die Leidenschaft des Orientalen, der gewohnt war, das Weib, gleich persischen Teppichen und moskauischem Pelzwerk, in dem Bazar von Stambul zu kaufen. Aber so sehr der Türke nach ihrem Besitz begehrte, verhöhnte er doch andererseits die Bedingungen, welche sie stellte.

Eines Abends — der Pascha saß in seinem Zelte zu den Füßen der schönen Judith — wurde ein Überläufer gemeldet und von zwei Soldaten vorgeführt. Judith erbleichte bis in die Lippen, als sie ihn erblickte. Es war ihr Mann, der, von Eifersucht getrieben, seinen Wächtern entsprungen war und die Stadt verlassen hatte, um den Pascha, in dem er den Räuber seines Weibes sah, zu töten.

Während dieser die üblichen Fragen an ihn richtete, sprang er plötzlich auf denselben los und versuchte, ihm seinen Dolch in die Brust zu stoßen, aber der Türke wich blitzschnell aus, schlug Abrahamek zu Boden und setzte ihm den Fuß auf den Nacken. Die Soldaten hatten den Verwegenen im Augenblick gefesselt, und er stand jetzt, vor Haß und Todesangst zitternd, vor seinem Richter, von dem er keine Gnade erwarten durfte. Da schrie er plötzlich: „Nimm Dich

vor dieser hier in acht, sie ist zu Dir gekommen, um Dich zu ermorden.“

Der Pascha blickte auf Judith, „Kennst Du diesen Mann?“ fragte er.

„Wie soll ich ihn nicht kennen,“ entgegnete sie ruhig, „es ist mein Gatte. Eifersucht trieb ihn in Dein Lager und zu der sinnlosen That.“

„Und was sagst Du zu seiner Beschuldigung?“

„Wenn ich die Absicht hätte, Dich zu ermorden,“ gab Judith zur Antwort, „wozu hätte er es dann versucht?“

„Sehr weise,“ murmelte der Pascha, „ich glaube Dir, Judith, damit dieser Elende jedoch für sein Verbrechen, Dich ungerecht angeklagt zu haben, gebührend büßt, wirst Du die Strafe bestimmen, die ihn treffen soll, und mit weiblicher Klugheit eine recht grausame ersinnen.“

Die schöne Jüdin schien zu überlegen. „Laß ihn auf einen Rost legen und ein Feuer unter ihm anzünden,“ sagte sie nach einer Weile. Abrahamek blickte entsetzt auf sein Weib und begann die Stunde seiner Geburt zu verfluchen.

„Ersinne etwas Besseres,“ sprach der Pascha.

„Befiehl, daß man ihn mit dem Kopf nach unten an einen Baum gebunden, in einen Ameisenhaufen stellt.“

„Auch diese Strafe wäre zu milde.“

„Du hast Recht,“ rief die Jüdin, „laß ihn zu seiner größten Qual — leben.“

„Wie?“

„Leben als Deinen Sklaven, als Deinen Hund, den Du mit Füßen trittst, während er sehen muß, wie ich Dich liebe.“

„Du bist ein kluges Weib, Judith,“ murmelte der Pascha lächelnd. „So soll es sein, er bleibe am Leben und bleibe mein Sklave.“

Der Jude stöhnte, während sein neuer Gebieter mit nachlässiger Würde vor ihn hintrat und ihn mit einem verächtlichen Blicke maß.

„Nun höre mich, Sklave,“ rief er, „Du bleibst um mich, zu meinem Dienste, und wehe Dir, wenn Du Dich ungehorsam zeigst oder ungeschickt. Bindet ihn los!“

Die Soldaten thaten, wie er befahl.

Der Pascha ergriff die Peitsche, mit der er seine Sklaven zu züchtigen pflegte, und rief dem Juden mit einer Energie des Willens, die jeden Widerspruch ausschloß, zu: „Auf die Kniee!“

Schon lag der unglückliche Abrahamek zitternd vor ihm im Staube, und der Pascha betrachtete ihn mit einem Lächeln, das Judith das Blut in den Adern erstarren machte.

Es war tief in der Nacht. Abrahamek, der reiche Handelsherr, lag vor dem Zelte des Pascha, ein elender Sklave, der jeden Augenblick fürchten muß, die Peitsche seines Herrn zu fühlen, und verfluchte sein Weib, von dem er sich verraten glaubte.

Plötzlich berührte eine kleine bebende Hand seine Schulter, und Judith stand vor ihm.

„Verworfene Verräterin, was willst Du von mir?" begann der Sklave des Pascha.

„Still, frage nicht, wache hier, während ich mein großes Werk vollbringe!" murmelte die schöne Jüdin und verschwand dann rasch im Zelte des türkischen Feldherrn.

Der Jude schien zu ahnen, was in demselben vorging, er sprang auf und umschritt das Zelt, damit niemand Judith überrasche. Er fand die Wachen eingeschlafen, kauerte sich wieder in einiger Entfernung von ihnen zur Erde nieder und wachte. Wenige angstvolle Minuten vergingen, dann kam Judith heraus, bleich, entsetzlich bleich, aber festen Schrittes.

„Komm," sagte sie zu ihrem Manne, „folge mir!"

Und er folgte ihr, ohne zu fragen. Die Lagerwachen, welche die Jüdin kannten, ließen sie anstandslos vorbei. So kamen sie in den Wald. Keines sprach ein Wort. Als sie im Mondlicht die Steinplatte entdeckt

hatten, welche den Ausgang des unterirdischen Ganges schloß, befahl Judith ihrem Manne, dieselbe aufzuheben. Er gehorchte, und als es gelungen war, stieg sie hinab und schritt im Dunkeln voran. Er folgte ihr noch immer, ohne zu fragen, ohne ein Wort an sie zu richten. Erst als sie im Schloßhofe von Bialopol standen, sprach Judith, sich auf einen Stein niedersetzend: „Geh zu dem Starosten und sage ihm, daß es gelungen ist!“

„Du hast den Pascha getötet?“ fragte ihr Gatte freudig überrascht.

„Ja, ich habe ihn ermordet,“ murmelte Judith, zugleich schwanden ihr die Sinne. Die Angst und Aufregung der letzten Stunden hatten sie endlich überwältigt. Man brachte sie indes bald zu sich, und das Volk umdrängte sie und jubelte ihr zu.

Der Staroste hatte sich auf den Wall begeben, um das Lager der Ungläubigen zu beobachten. Noch war nichts zu entdecken. Die Sonne stand hoch am Himmel, und noch immer blieb alles ruhig. Es wurde Mittag und Abend und es wurde Nacht, ohne daß die Belagerer die geringste Bestürzung verraten hätten. Als aber die Besatzung der Wälle am nächsten Morgen hinaus blickte, war das türkische Lager verschwunden, der Feind abgezogen.

Anfangs hielt man es für eine Kriegslist und

zögerte, die Thore zu öffnen. Am nächsten Tage unternahmen es jedoch einige kühne Edelleute, die Umgegend auszukundschaften, sie blieben zwei Tage aus und kehrten mit der frohen Kunde zurück, daß weithin nichts mehr von dem Gegner zu entdecken sei.

Jetzt erst eilte die ganze Bevölkerung von Bialopol, der heldenmütigen Jüdin zu danken, man trug sie im Triumphe herum und bekränzte ihr Haus mit Tannenreisig.

Wenige Wochen später rettete König Sobieski sich und das polnische Heer aus seiner gefahrvollen Lage bei Zurawno durch einen Vergleich, den er den Türken anbot, und welcher in kurzer Zeit zum Friedensschlusse führte. Die Türken behielten in demselben jenen Teil der Ukraine, welche hinter dem Dnieper lag, und Podolien mit der Festung Kamieniec podolski.

Ewige Jugend.*)

1611.

*) Die in der nachstehenden Novelle geschilderten Vorgänge beruhen vollständig auf geschichtlicher Wahrheit, und sind die Akten des Prozesses der Gräfin Elisabeth Nadasdy noch vorhanden.

An einem schönen Wintermorgen des Jahres 1611 gingen im freundlichen Sonnenschein auf dem Graben in Wien vier junge Kavaliere spazieren, ein jeder einem anderen Lande entsprossen, aber wie sie die Zeitlage und der Zufall in der Kaiserstadt an der Donau zusammen geworfen, gute Freunde und Genossen. Sie sprachen von den Frauen, ein unerschöpfliches Thema für die Jugend! Jeder pries, seiner Abkunft entsprechend, eine andere Frauenschönheit und ganz andere weibliche Tugenden, lange stritten sie, welcher unter den reizenden Frauen Wiens der Preis gebühre; der Italiener Maffei sprach mit Begeisterung von einer goldblonden Deutschen, der österreichische Graf Starhemberg schwärmte von den schwarzen Augen einer Venetianerin, der Böhme Czernin verfocht mit allem Aufwand seiner natürlichen Beredsamkeit die Vorzüge der jungen

Gräfin Szapary, einer feurigen, schlanken Ungarin, nur der junge Landsmann der letzteren, Emmerich Kemen, blieb stumm.

„Ihr schweigt," wendete sich jetzt Starhemberg zu ihm, „habt Ihr bis jetzt in Wien keine Dame gefunden, die Eurer Huldigung wert wäre?"

„Mein Urteil kann hier überhaupt nicht maßgebend sein," erwiderte Emmerich, welcher in der seine Körperformen knapp umschließenden kleidsamen ungarischen Tracht mehr ein schöner Knabe als ein Mann schien. „Ich habe, wie Ihr wißt, nur wenig mit Frauen verkehrt, meine Braut ist bis jetzt der Säbel gewesen. Wie sollte ich mir anmaßen, mitzusprechen, wo die Löwen der Hauptstadt ihre Meinungen austauschen!"

„Halt, meine edlen Herren," rief jetzt der Böhme, „eben fällt mir ein, daß unser Streit leicht beigelegt wäre, wenn wir die Gräfin Elisabeth Nadasdy zu den Unseren zählen könnten; aber freilich, sie weilt nur, wie ein Zugvogel, eine kurze Zeit des Jahres hier."

„Die Nadasdy?" fiel Maffei ein, „sollte diese Frau wirklich ein solches Weltwunder an Schönheit sein, wie man allgemein hört?"

„Ich sogar," sagte Emmerich, „habe von ihr gehört, und das will etwas sagen, denn ich habe mich

bisher mehr um Pferde und Waffen, als um Frauen bekümmert."

„Ja, es ist ein Weib, das seines Gleichen sucht," bekräftigte Starhemberg.

„Ich möchte sie doch einmal sehen," murmelte der Italiener.

„Auch ich," stimmte Emmerich bei.

„Nun, das ist sehr leicht und sehr schnell zu erreichen," gab Czernin zur Antwort, „die Gräfin weilt seit einigen Tagen wieder in Wien und besucht — so that sie mindestens im vorigen Winter — täglich die große Messe in St. Stephan. Wir haben dort alle Muße, sie zu betrachten."

„Also nach St. Stephan," sagte Emmerich. Die anderen stimmten bei und die vier Genossen kehrten um und gingen über den Stock-am-Eisen-Platz auf den majestätischen Dom zu. Die Kirche war mit Andächtigen gefüllt, es kostete einige Mühe, bis zu dem Gitter des Hauptaltars zu gelangen, von wo aus sie die mit rotem Tuch belegten Bänke, welche dem Adel vorbehalten waren, leicht übersehen konnten.

„Die muß es sein, die dort," flüsterte Emmerich dem Böhmen zu, indem er mit den Augen auf eine vom Kopf bis zum Fuß in schwarzen Samt gekleidete Dame wies, welche in der ersten Reihe kniete

und aus einem großen Gebetbuche Psalmen murmelte, „die mit dem großen, schwarzen Schleier.“

„Sie ist es,“ sagte Czernin.

„Ein Weib, das seines Gleichen sucht,“ murmelte Emmerich, nachdem er lange Zeit in ihrem Anblick versunken unter seinen Freunden gestanden hatte. Die Gräfin war in der That, so wie sie jetzt hier kniete, eine Frau von jener seltenen Schönheit, welche weit mehr Wohlgefallen und Bewunderung, als Leidenschaft und qualvolle Sehnsucht nach ihrem Besitze erregt. Ihr edles, feingeschnittenes Antlitz mit den zarten Farben glücklicher Jugend von dunklen Flechten eingerahmt, schien — so lange sie die Augen mit den langen Wimpern niederschlug, um in dem Buche zu lesen — das Antlitz einer Heiligen. Da klirrte der Degen Starhembergs auf den Steinen der Kirche, und sie schlug den Blick zu den vier Kavalieren auf, nur ein Moment war es, aber sie erschien in demselben dem jungen Ungarn als eine ganz andere; ihr großes, blaues Auge erhielt durch die dunklen Wimpern etwas Düsteres, Geheimnisvolles, und sein Blick hatte nichts von der Milde ihrer Züge, es lag etwas Gebietendes in demselben, etwas klug Berechnendes, und noch etwas, was einem jeden, der sie sah, unenträtselt und unheimlich blieb. Die junge Frau würdigte die jungen Leute

keiner weiteren Aufmerksamkeit, und als sie nach der Messe den Dom verließ und sie an der Kirchenthüre standen, um sie zu begrüßen, dankte sie mit einem leichten Kopfnicken und schritt rasch vorüber, um in ihre Sänfte zu steigen. Emmerich hatte jetzt auch Gelegenheit, ihre zugleich wirklich reizende und königlich imposante Gestalt und ihren stolzen Gang zu bewundern.

„Starhemberg," begann er, als ihre Sänfte im Gedränge verschwunden war, „diese Frau muß ich kennen lernen, koste es, was es wolle."

„Wie kühn auf einmal, junger Freund," erwiderte Czernin, „erst wagt er kein Urteil über Frauen abzugeben, und nun besitzt er auf einmal den Mut, sich dem gefährlichsten Weibe, das es überhaupt gibt, zu nähern."

„Versucht Euer Glück bei der schönen, reichen Witwe," sagte Starhemberg, „ich will Euch gern bei ihr einführen, Herr Kemen."

„Die Gräfin Nadasdy ist Witwe?" stammelte Emmerich, welcher vor Freude bleich geworden war.

„Der hat ordentlich Feuer gefangen," lachte Czernin, „er ist imstande und wirbt um ihre Hand . . ."

„Was ist da Komisches?" fragte der Italiener.

„Nichts weiter, als daß die Nadasdy mindestens

noch einmal so alt ist, als unser Freund Emmerich," gab der Böhme zur Antwort.

„Die Nadasdy" — murmelte Emmerich.

„Ist gewiß, ohne Übertreibung, fünfzig Jahre alt," sagte Starhemberg.

„Dieser Engel, der einem Mädchen von Zwanzig gleicht," schrie Maffei, „unmöglich!"

„Es ist doch so," erwiderte Czernin, „aber die Zeit ist spurlos an ihr vorübergegangen."

„Ein Weib ist nicht älter, als es aussieht," rief Emmerich, „die Gräfin kann mit jeder frisch aufgeblühten Jungfrau in die Schranken treten und keine wird ihr den Sieg streitig machen."

„Gewiß," stimmte Starhemberg bei, „aber diese ewige Jugend macht sie mir unheimlich, mit rechten Dingen geht das nicht zu, mindestens muß etwas Zauberei und Magie dabei im Spiele sein, wenn nicht viel Schlimmeres."

„Was meint Ihr?" riefen die anderen.

„Im Volke herrscht der Glaube, daß ein Bad in Menschenblut ewige Jugend und Schönheit verleihe," flüsterte Starhemberg, „was Wahres daran ist, vermag ich nicht zu beurteilen."

„Und Ihr meint, daß die Gräfin—?" fragte Czernin.

„Ammenmärchen, nichts weiter!“ fiel der Italiener ein.

„Alle diese Vermutungen können der Gräfin nur schmeichelhaft sein,“ sagte Emmerich, „sie beweisen, daß ihre Schönheit so überirdisch ist, daß die Menschen sich dieselbe auf natürlichem Wege garnicht erklären können.“

„So ist es,“ bekräftigte Maffei. — —

Wenige Tage später wurde Emmerich Kemen durch Starhemberg bei der Gräfin Elisabeth Nadasdy eingeführt, welche die beiden jungen Edelleute mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit empfing. Während des Gespräches, das sich entspann und meist um die politischen Ereignisse und Religionskämpfe der damaligen Zeit drehte, ließ die schöne, ewig junge Frau ihre großen, blauen Augen immer wieder auf Emmerich haften, dessen unverdorbenes, kindliches Wesen der welterfahrenen Frau erwünschten Zeitvertreib zu bieten versprach. Sie lud ihn ein, sie recht oft zu besuchen, und bald kam Emmerich täglich in ihr Haus. Sie begünstigte ihn offen vor allen anderen Kavalieren, welche die stolze Schöne gleich einem Hofstaat umgaben, und gewährte ihm unerhörte Vertraulichkeiten, indem sie ihn als ein Kind behandelte. Ein junger

Mann wird durch eine kluge Frau mehr gebildet, als durch zehn gelehrte Professoren, pflegte sie dann zu sagen; es ist die zweite Hochschule, an der ein jeder seine Studien machen soll, und sie sorgte dafür, daß Emmerich ein eifriger Schüler war. Einmal kam er dazu, als sie eben ihr prachtvolles Haar kämmen ließ, er blieb errötend auf der Schwelle stehen, sie aber hieß ihn eintreten und scherzte unbefangen mit ihm, als sei er eines der hübschen, jungen Mädchen, welche sie bedienten. Da geschah es, daß sie, indem sie sich lachend auf dem Sessel herumwarf, von dem Mädchen, das eben mit dem goldenen Kamme durch ihr Haar fuhr, etwas unsanft gerissen wurde. Die Gräfin sprang auf und stand mit funkelnden Augen vor der Schuldigen, welche sich, um Vergebung flehend, vor ihr niedergeworfen hatte. „Ich sollte Dich peitschen lassen,“ sagte sie mit einer Strenge, welche Emmerich überraschte, „aber ich will Nachsicht mit Dir haben und Dich nur ein wenig an der Hand strafen, mit der Du mich beleidigt hast.“ Mit diesen Worten ergriff sie die Rechte der Zitternden und stieß ihr eine der großen Nadeln, welche auf ihrem Toilettentisch lagen, zwischen den Nagel des Mittelfingers. „Thut das vielleicht weh?“ fragte sie lauernd, als das Mädchen einen gellenden Schrei ausstieß.

„Entsetzlich, gnädige Gräfin," klagte die Bestrafte.

„Nun, so gib den zweiten Finger," gebot die unerbittliche Frau, und so stieß sie ihr in jeden Nagel eine der Nadeln, sich an den Zuckungen der armen, weinenden Dienerin belustigend.

Als sie wieder mit Emmerich allein im vertraulichen Gespräche saß, begann er: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein schönes Weib so grausam sein kann, wie Ihr, Gräfin."

„Warum nicht? Es ist ein Genuß zu quälen wie zu herrschen, und gerade ein schönes Weib hat Gelegenheit zu beidem und ist thöricht, wenn sie es nicht benutzt," erwiderte sie.

„Verzeiht, ich habe vielleicht zu vorschnell geurteilt," sagte Emmerich, „aber ich kann zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich Euer Geschlecht nicht kenne. Ihr seid die erste Frau, mit der ich näher verkehre."

„Sprichst Du die Wahrheit, Kind," rief die Gräfin freudig überrascht, „und Du hast noch nicht geliebt?"

„Nein, gnädige Frau."

Die Gräfin neigte sich mit einem holden Blick zu ihm und strich ihm durch die schönen Locken. „Weißt Du, daß ich Dich jetzt doppelt lieb habe," sagte sie, „komm, setz' Dich zu meinen Füßen."

Als er auf dem Schemel saß und das Haupt von Seligkeit trunken, an ihr Knie lehnte, legte sie sanft den vollen Arm um seinen Hals und sprach: „Versprich mir etwas!“

„Was Ihr wollt.“

„Komm mit mir auf mein Schloß Efeithe, wenn ich wieder dort bin,“ murmelte sie.

„Ihr erlaubt —“

„Ich befehle,“ lächelte sie, „darf ich Dir befehlen?“

„Wie dem letzten Eurer Knechte,“ stammelte er.

Sie sah ihn an mit einem rätselhaften Blick, dann rief sie: „Nimm die Laute, Emmerich, und sing' mir ein Lied.“

„Was für ein Lied?“

„Nun, ein Liebeslied, Kind!“

Im Frühjahr reiste die Gräfin Nadasdy von Wien auf ihre Güter; vor ihrer Abfahrt hatte sie ihre Einladung wiederholt, und als ein Monat etwa vergangen war, machte sich der junge verliebte Edelmann auf den Weg, zu Pferde, vier berittene Diener hinter sich; es war die Art, wie Männer von Stand damals

reisten. Er legte den Weg durch Österreich und einen Teil Oberungarns ohne jedes Abenteuer zurück, erst im Neutraer Comitat geschah es, daß er mit einer Reiterschar zusammentraf, welche eine verdeckte, von Maultieren getragene Sänfte geleitete und bei der damaligen, zu Kriegszeiten noch gesteigerten Unsicherheit der Wege, einen Überfall besorgend, ihn anrief und mit gespanntem Schießgewehr erwartete.

Emmerich ließ seine Diener zurück und näherte sich dem Führer der fremden Reiter, dem er seinen Namen nannte und die Absicht seiner Fahrt erklärte. „Dann haben wir denselben Weg zurückzulegen,“ sagte der junge Fremde, seinen Säbel in die Scheide stoßend, „ich bin Koloman von Perusics und begleite meine Schwester Isabella zu der Gräfin Nadasdy nach Efeithe, wo sie ihre Ausbildung vollenden soll. Wenn es Euch gefällt, könnt Ihr mit uns reiten, es ist ein Vorteil für beide Teile.“

Emmerich schloß sich gern an den jungen Edelmann an, der einen vornehmen und ritterlichen Eindruck machte, und ließ sich dem Fräulein von Perusics vorstellen, der er, der Sitte gemäß, seine Dienste und seinen Degen anbot.

Er entdeckte, während sie zusammen ritten, daß Koloman nur mit Widerwillen seine Schwester in

das Schloß der Gräfin führte, und aus abgerissenen Bemerkungen desselben entnahm er sogar, daß er sie in Efeithe in ernster Gefahr glaube. Seine Schwester freilich lachte über sein Bedenken. Die Gräfin galt in ganz Ungarn als eine Dame, der man mit vollem Zutrauen junge Mädchen zur Erziehung übergeben konnte, und ihr glänzender Haushalt gab den adeligen Fräuleins aus verarmten Familien die beste Gelegenheit, alle weiblichen Künste, Anstand und feine Sitte zu lernen und zu gleicher Zeit an allen Vergnügungen der damaligen vornehmen Welt Teil zu nehmen. „Es sind seltsame Gerüchte im Umlauf über die ewige Jugend der schönen Gräfin,“ sagte Koloman endlich, trotz der Winke Isabellas, der ihn abzumahnen schien. „Als Mädchen schon galt sie als das schönste Weib Ungarns, und die ersten Magnaten des Königreichs pilgerten zu ihrem Vater Bathory und warben um ihre Hand, sie aber wollte zugleich die schönste, angesehenste und reichste Frau im Lande sein und wählte den greisen Nadasdy zum Gatten, welcher bald starb, man behauptet durch Gift, das ihm seine Frau mischte.“

„Wer behauptet das?“ rief Isabella ärgerlich, „Du, sonst keiner.“

„Klingt es so unwahrscheinlich,“ erwiderte Kolo-

man, „sie wußte, daß sie nach ungarischem Gesetze nach seinem Tode frei und unbeschränkt über sein riesiges Vermögen zu gebieten hatte, und dieses Weib erträgt keinen Herrn. Seitdem sie Witwe ist, lebt sie abwechselnd in Wien und auf ihrem Schlosse in Ungarn von zahlreicher Dienerschaft umgeben. Die Zeit geht spurlos an ihr und ihrer Schönheit vorüber, während die Mädchen, welche ihr dienen, eine nach der anderen auf bis jetzt unerklärte Weise verschwinden."

„Und wie erklärt man sich das Rätsel?" fragte Emmerich.

„Bedenke, was Du sagst," rief Isabella zornig, „es kann Dir teuer zu stehen kommen."

Koloman schwieg einige Zeit. „So viel weiß ich bestimmt," sagte er nach einer Weile, „daß dieses Weib eben so grausam als schön ist, daß es die höchste Wollust darin findet, jene, welche durch ein Vergehen in ihre Hand gegeben sind, zu martern, unerhörte Strafen für sie zu ersinnen und sie unter den Qualen, welche sie ohne Erbarmen über sie verhängt hat, sterben zu sehen. Es war im letzten Winter, ehe sie nach Wien ging, daß sie ein Mädchen, das sich vergangen, an den Brunnen im Schloßhofe schmieden, und, während sie selbst in warmes Pelzwerk gehüllt zusah, so lange mit Wasser begießen ließ, bis es in eine Eissäule verwandelt war."

„Eines der Märchen, wie man sie in Spinnstuben hört," rief Isabella.

„Ich will es hoffen," sagte Emmerich, „in jedem Falle könnt Ihr aber gewiß sein, daß Eure edle Schwester auf meinen vollen Schutz rechnen kann."

„Ich danke Euch," erwiderte Koloman, indem er herzlich seine Hand ergriff und schüttelte.

Als sie in dem Schloßhofe von Efeithe einritten, traf Kolomars Blick Emmerich, als wollte er ihm seine Worte in das Gedächtnis zurückrufen. Ein eigentümliches Schauspiel war es in der That, das die Gäste empfing. Ein junger Mensch, wie es schien aus besserem Hause, an einen Pfahl gekettet, wurde von zwei bestialisch aussehenden Männern mit Dornenpeitschen gegeißelt, die Gräfin stand dabei und zählte kaltblütig die Streiche und sah sein Blut in Strömen fließen, ohne im mindesten Mitleid zu verraten.

Erst als sie der Fremden ansichtig wurde, schenkte sie dem Unglücklichen den Rest der Strafe und hieß ihn losketten.

„Wer ist der Jüngling und was hat er begangen?" fragte Emmerich.

Die Gräfin lächelte. „Der Thor hatte die Dreistigkeit, seine Augen zu mir zu erheben," sprach sie, „als Page hatte er den Dienst bei mir und hat gewagt,

was er nicht sollte, und so that ich mit ihm, was die Herzogin Hadwig mit dem Mönche Eginhard that, seine sündhafte Liebesglut zu löschen. Der Spaß ist nicht mit Gold zu bezahlen."

Isabella blickte scheu auf die energische Frau, Emmerich fühlte, wie ihn ein leiser Schauer bei den strengen Worten der Gräfin überrieselte, aber er war bereits zu sehr in ihre Reize verstrickt, und so gab ihr die Härte nur einen neuen Reiz in seinen Augen.

An dem nächsten Sonntage — Koloman war noch in Efeithe anwesend — gab die Gräfin ihren Gästen ein glänzendes Fest, zu dem der ganze Adel der Nachbarschaft geladen war. Der Schmuck der Säle, die Pracht der Kleidung, welche dabei entfaltet wurden, ließen Emmerich die Kaiserstadt nicht im mindesten vermissen. Unter den adeligen Fräuleins, welche gleichsam den Hofstaat der Gräfin bildeten und sowohl an der Tafel, als an dem auf dieselbe folgenden Tanze Teil nahmen, fiel ihm ein junges Mädchen von kaum sechzehn Jahren durch den ungewöhnlichen Reiz seiner Unschuld und Schönheit auf. Sie hieß Gisela Kery und stammte aus dem Süden Ungarns, wo der edle Schnitt der Physiognomie an Griechenland und Rom

mahnt. Auch ihr Auge hatte sofort den schönen, jungen Kavalier entdeckt und ruhte mit einer seltsamen, beinahe traurigen Teilnahme auf demselben. Als er sich ihr näherte und sie zum Tanze bat, ihre heißen Hände sich berührten, ihre träumerischen, dunklen Augen trunken an den seinigen hingen und endlich, als der Bann jungfräulicher Bangigkeit gelöst war, ihr die süßen Worte von den Lippen flossen und ihre Stimme wie Musik dazu erklang, da fühlte er mit einem Male, daß es auch Frauen anderer, sanfterer Art gäbe als die Gräfin; die ganze ihm bis jetzt verborgene Welt des weiblichen Herzens erschloß sich ihm und zugleich fühlte er, daß ihn dieses Mädchen liebe mit der ganzen reinen Glut eines guten unentweihten Gemütes, und daß auch er sie lieben müsse, gegen seinen Willen. Sie verstanden sich, ohne sich ein Geständnis zu machen, sie tanzten, sie sprachen fast die ganze Nacht zusammen, so daß die Gräfin es mit steigernder Unruhe bemerkte. Sie war nicht die Frau, neben sich eine zweite zu dulden, Eifersucht faßte ihre stolze Seele und Haß gegen das unglückliche Geschöpf, das ihr, ohne es zu wissen, in den Weg trat, aber sie beherrschte sich, und wenn Emmerich an ihrer Seite war, scherzte sie mit ihm so unbefangen und so liebenswürdig, als wenn er niemals

einen Stachel in ihr so leicht verwundbares Herz gestoßen hätte.

Mitten in den Jubel der Tanzenden scholl plötzlich verworrener Lärm aus dem Schloßhof herauf. Die Gräfin fragte nach der Ursache. Ein Diener brachte die Nachricht, daß man einen gefährlichen Wilddieb, welcher seit Jahren in den Forsten der Gräfin schlimm gehaust hatte, gefangen eingebracht habe.

„Das trifft sich gut,“ rief die Gräfin mit leuchtenden Augen, „dann bin ich in der angenehmen Lage, morgen meinen lieben Gästen wieder einen neuen Zeitvertreib zu bieten.“

Gisela war bei den Worten der Gräfin bleich geworden und bebte am ganzen Leibe. Als Emmerich sie fragte, was sie so tief bewegt habe, sagte sie leise: „Das Schicksal des Armen, den man eingebracht hat, die Gräfin hat ohne Zweifel etwas Entsetzliches mit ihm vor, ich kenne sie.“

Der Zufall wollte, daß im nächsten Augenblicke die beiden Frauen, das unschuldsvolle reizende Mädchen und das schöne, herrische Weib neben einander zu stehen kamen. Emmerich sah die Kluft, die zwischen beiden lag. Gisela erschien ihm wie ein Engel des Lichtes, die Gräfin wie ein verlockender Dämon, und beide zogen ihn an sich,

beide gleich mächtig und er hatte keine Gewalt mehr über sich, und es war ihm, als rissen sie sein Herz in Stücke. Er liebte beide, Gisela mit der vollen Innigkeit seines Gemütes, die Gräfin mit der ganzen Glut seiner Sinne.

Die beiden Frauengestalten mischten sich auch in seine Träume, und als er erwachte, war sein erster Gedanke Gisela und sein zweiter Elisabeth.

Die Nachbarn der Gräfin hatten unmittelbar nach dem Feste das Schloß verlassen, nur Emmerich und Koloman fanden sich bei dem Frühstück ein, welches die schöne Frau mit ihnen gemeinsam einnahm. Sie schien besonders guter Laune zu sein und lud, als sie sich trennten, die beiden Herren ein, sich auf der Stelle zur Jagd bereit zu machen. Als Emmerich, von seinem neuen Freunde begleitet, im Schloßhofe erschien, war derselbe von den Jägern der Schloßfrau gefüllt, die Rüden bellten, die Pferde scharrten den Boden, und der wilde Rappe der Gräfin biß in den Zügel, machte Sprung auf Sprung, so daß der Stallknecht Mühe hatte, ihn zu halten. Jetzt kam Elisabeth Nadasdy im grünsamtnen Reitkleide, eine ungarische Mütze mit Reiherbusch auf den dunklen Locken, die Treppe herab. Emmerich hielt ihr den Bügel, sie klopfte ihn leicht auf die Wange und schwang sich dann elastisch in den Sattel.

In prächtigen Sätzen trug ihr Pferd sie über die Zugbrücke den Abhang hinab in die Ebene, welche in der Ferne von weitausgestreckten grünen Wäldern begrenzt war. Ihr Gefolge schloß sich an. An dem Fuße des Hügels, auf welchem ihr Schloß stand, erwartete ein Trupp Jäger die Gebieterin, in der Mitte desselben sah Emmerich einen Hirsch und auf dem Rücken desselben eine menschliche Gestalt.

„Was soll das?“ fragte er entsetzt.

„Eine Jagd, wie Du sie gewiß noch nicht gesehen,“ erwiderte die Gräfin. „Es ist der Wilddieb, den man gestern gefangen hat, den Du auf jenem Hirsch dort angeschmiedet siehst, und den wir jetzt mit unsern Hunden hetzen werden, bis er den Atem aufgibt.“

„Vergebt, gnädige Frau, daß ich an diesem grausamen Vergnügen nicht teilnehme,“ sagte Emmerich, „wenn Ihr den Verbrecher zum Tode verurteilt habt, so tötet ihn ohne Qual, so rasch als möglich.“

„Kind! einfältiges Kind! versuch' es nur einmal,“ rief die schöne Frau, „die Jagd auf einen Menschen ist etwas ganz Besonderes, mir prickelt es in allen Adern nach dem seltenen Zeitvertreib.“

„Thut, wie es Euch gefällt," sprach Emmerich, „aber mir gebt Urlaub."

„Auch mir," fügte Koloman rasch hinzu.

Die Gräfin zuckte verächtlich die Achseln. Auf ihren Wink wurde jetzt der Hirsch losgelassen und eilte in graziösen Sätzen über die Fläche dem Walde zu, im Nu waren die Hunde mit fröhlichem Gebell hinter ihm, die Gräfin rollte mit einer majestätischen Handbewegung die lange Hetzpeitsche auf und ließ sie munter knallen, dann folgte sie mit ihren Jägern im gestreckten Galopp.

Emmerich und sein neuer Freund kehrten langsam, ohne ein Wort zu wechseln, in das Schloß zurück. Noch denselben Abend verließ Koloman mit seinen Leuten Efeithe.

Emmerich hatte sich nur zu bald an das Wesen der Gräfin gewöhnt, und endlich schien ihm dieses schöne, zur Herrschaft geborene Weib im Rechte, wenn sie jeden, den sein böses Schicksal in ihre Hand gab, ohne Erbarmen die entsetzlichsten Martern leiden ließ und sogar daran Vergnügen fand, ihn unter denselben sterben zu sehen. Sie verübte alle ihre Grausamkeiten mit einem wilden Humor, einer dämonischen Grazie,

welche das, was an einem anderen Weibe scheußlich gewesen wäre, bei ihr mehr als einen rätselhaften, diabolischen Reiz erscheinen ließ. Der schöne Knabe lag mit einer Art süßem Schauer zu den Füßen der hohen, männlich starken Frau und wollte die Schlingen nicht sehen, welche sie langsam um ihn zusammenzog, um ihn im geeigneten Augenblicke zu dem Gefangenen ihres Willens, ihrer Laune zu machen.

Gisela sah den Arglosen sich einem Abgrunde nähern, und so benutzte sie einmal die Abwesenheit der Gräfin, welche sich eben in der Folterkammer an den Qualen eines unglücklichen Roßdiebes belustigte, um sich Emmerich zu nähern, welcher, die Laute im Arm, in dem kleinen Burggarten saß und seinen Blick in die weite, herrliche Landschaft hinausschweifen ließ.

„Nur wenige Augenblicke sind uns gegönnt,“ begann sie in fiebernder Eile, „hört mich, Emmerich Kemen, ich bin zu Euch gekommen mit Gefahr meines Lebens, um Euch zu warnen, flieht heute noch aus diesem Schlosse, Ihr ahnt nicht, in wessen Gewalt Ihr Euch gegeben habt, rechnet bei diesem Satan von Weib, das Euch in seinen Klauen hält, weder auf Güte noch Erbarmen. Flieht, sobald Ihr nur könnt.“

„Die Gräfin ist ein stolzes, ja grausames Weib,“

erwiderte Emmerich, „aber welches Unheil sollte mir drohen, der ich weder ihr Unterthan bin, noch ein Verbrechen begangen habe?"

„Ihr liebt die Gräfin," fuhr das schöne Mädchen angstvoll fort, „aber ich bin in dem Wahne, daß Ihr auch mir gut seid."

„Mehr als das, Gisela," flüsterte Emmerich, die Widerstrebende an seine Brust ziehend.

„Wenn dies wahr ist," murmelte sie, „dann flieht noch heute Nacht mit mir, ich liebe Euch, sie liebt Euch nicht, was sie mit Euch vor hat, ich weiß es nicht, aber jedenfalls etwas Entsetzliches. Reißt Euch los, sie hat kein Herz für Euch."

„Sie liebt mich," erwiderte Emmerich.

„Sie — Euch?" lachte das arme Mädchen wild auf, „sie gehört einem Anderen, der ein Ungeheuer ist, wie sie selbst, nehmt Euch in Acht auch vor ihm."

„Du sprichst nicht die Wahrheit, Gisela," rief Emmerich. „Die Liebe lehrt Dich verleumden —"

„Emmerich, wenn Du mich nicht rettest, werde ich bald vor dem ewigen Richter stehen, so wahr ich selig werden will, ich lüge nicht." Gisela hob die Hand zum Schwur.

„Du sprichst vom Tode, was soll das?"

„Es wird bald Vollmond werden," murmelte das schöne Mädchen, während große Thränen über ihre Wangen herabliefen. „Jedesmal verschwindet um diese Zeit eines der Mädchen, welche die Gräfin bedienen."

„Wie?"

„Und immer jene, die das Loos trifft, sie im Bade zu bedienen," sagte Gisela mit gebrochener Stimme, „diesmal ist an mir die Reihe."

„Wer hat Dir diese Grillen in den Kopf gesetzt?" sprach Emmerich lächelnd und begann ihr die Thränen aus den Augen zu küssen. In diesem Augenblick stand plötzlich die Gräfin vor ihnen, in ihren Augen funkelte es wie Haß und Mordlust, aber sie bezwang sich, wies mit einer Bewegung voll Majestät das zitternde Mädchen fort und unterhielt sich dann mit Emmerich, ohne den Vorfall nur mit einem Worte zu berühren.

In den nächsten Tagen sah der junge Edelmann Gisela immer nur aus der Ferne, alle Versuche, sich ihr zu nähern, mißlangen, da die Gräfin nicht von seiner Seite wich. Endlich kam die Vollmondsnacht, von der alle Bewohner des Schlosses nur mit einer gewissen Scheu sprachen.

Emmerich fand auf seinem Lager keine Ruhe, das Bild des armen Mädchens stand vor seiner Seele und schien ihn um Rettung anzuflehen. Er eilte in das Freie, erstieg die Schloßmauer und umschritt dieselbe; er näherte sich so allmälig dem hintern, halbverfallenen Teile des altersgrauen, bröckligen Gebäudes. Plötzlich zerriß ein entsetzlicher Schrei die tiefe, geisterhafte Stille der Vollmondnacht.

Emmerich näherte sich rasch der Gegend, aus welcher derselbe zu kommen schien, aber er konnte nichts entdecken. Mit einem Male überfiel ihn Todesangst um das Mädchen — sollte sie wahr gesprochen haben?

Emmerich schloß die ganze Nacht kein Auge, verstört erschien er am Morgen in der Halle, in der sich alle Hausgenossen versammelten. Die Gräfin, welche in einem leichten Schlafrock, der ihre üppigen Reize auffallend hob, heraustrat, schien ihm um vieles schöner als gestern noch, gleichsam verjüngt, während er unter den Mädchen Gisela vermißte.

Er faßte sich ein Herz und fragte.

„Sie ist heute Nacht entflohen, die Elende, und hat einen Teil meines Schmuckes mitgenommen,“ sagte die Gräfin kalt.

Einige Tage später begegnete Emmerich zufällig

Isabella in einem Gange des Schlosses; sie blieb stehen und faßte ihn bei der Hand. „Wir sind in die Höhle einer Tigerin geraten,“ flüsterte sie, „Gisala ist keine Diebin, sie ist nicht entflohen —“

Da ging eine Thür und Isabella verließ Emmerich, ohne den Satz zu vollenden.

Monate waren seit dem rätselhaften Verschwinden Giselas dahingegangen und mit jedem derselben waren die Reihen der Mädchen, welche der Gräfin dienten, von neuem gelichtet worden. Emmerich bemerkte es mit tiefem Grauen, aber seine Liebe zur Gräfin war indes zum vollen Wahnsinn geworden, er konnte den Gedanken, ohne sie zu sein, nicht mehr erfassen, er war ihr verfallen im Guten wie im Bösen, verfallen mit Leib und Seele.

Die schöne, erbarmungslose Frau benutzte die Qualen der Eifersucht, um die Flammen seiner Leidenschaft anzufachen. Der Mann, von dem Gisela gesprochen hatte, war indes im Schlosse erschienen — er hieß Ipolkar und zeigte in Gestalt und Antlitz die Schrecken einflößende Schönheit eines gefallenen Engels. Es gab niemanden, der seinen Blick ertragen konnte. Jedesmal, wenn sein Auge mit höhnischen Behagen auf

Emmerich ruhte, begann dieser zu zittern wie ein junges Mädchen.

Einmal kam er dazu, als die Gräfin mit Ipolkar, der von einem Ritt zurückkam, im Schloßhofe Worte wechselte. Er hörte sie sagen: „Ich muß ein paar Mädchen haben um jeden Preis, Ipolkar, die letzten sind mir davongelaufen, wer soll mich bedienen?“

„Du weißt, ich habe ganz Ungarn durchstreift,“ erwiderte Ipolkar, „um Dir zu liefern, was Du wünschest. Vergebens! Auch hier in der Umgegend findest Du kein Mädchen, das nach Cseithe geht. Dein Dienst gilt dem Volke gleichbedeutend mit dem Tode. Aber Du hast ja den Knaben da!“

Die Gräfin wollte antworten, da erblickte sie ihn und schwieg. Ipolkar stieg vom Pferde, die schöne Frau nahm seinen Arm und ging mit ihm in den Garten, ohne Emmerich eines Blickes zu würdigen.

Gegen Abend verließ Ipolkar von neuem das Schloß, die Gräfin war allein. Emmerich benützte die verlockende Gelegenheit und eilte zu ihr.

„Wer hat Dir erlaubt, mich zu stören?“ sagte die Gräfin, als er vor ihr kniete und ihre Hand mit Küssen bedeckte.

„Es gab eine Zeit, wo Dir meine Gesellschaft angenehm war,“ antwortete Emmerich.

„Allerdings, aber sie ist vorüber,“ sagte sie mit einem kalten Lächeln, „wenn Du nach Wien zurückkehren willst, ich halte Dich nicht zurück.“

„Elisabeth, Du verbannst mich, mich, der Dich liebt, wie Dich noch kein Mann geliebt hat, der nicht leben kann ohne Dich,“ schrie der verblendete Knabe auf, „laß mich auf einen Hirsch schmieden, wie jenen Wilddieb, und hetze mich zu Tode, aber schicke mich nicht fort; wenn ich sterben soll, so lasse noch mein brechendes Auge sich an Deiner Schönheit weiden, die mich trunken macht und rasend.“

„Du willst für mich sterben,“ murmelte die schöne Frau mit einem seltsamen Blick, „sprichst Du auch wahr?“

„Ich schwöre es Dir; wenn Du nicht mein sein willst, ganz mein, will ich lieber zu Deinen Füßen sterben.“

„Kind,“ lächelte die Gräfin, strich ihm die wirren Locken aus der heißen Stirn und zog ihn dann an ihre Brust. „Hier sollst Du sterben vor nie geahnter Seligkeit.“

„Du willst mein sein, Elisabeth?“ jubelte der junge Edelmann.

„Ja.“

„Mein Weib?“

Sie nickte.

„Und wann, Elisabeth?"

„Bald, recht bald."

Außer sich vor Entzücken warf er sich vor ihr, wie vor einer Gottheit, mit dem Antlitz zur Erde nieder und küßte ihre Füße — —

Auf dem Wege zur Kapelle traf Isabella Perusics eines Morgens einen alten lahmen Bettler, der sich durchaus mit keinem Almosen abfertigen lassen wollte, sondern sich ihr in auffallender Weise näherte.

„Was willst Du, Alter?" sagte sie betroffen.

„Mit Euch sprechen," murmelte er und ließ einen Ring in der Sonne funkeln, den sie als den ihres Bruders erkannte.

„Koloman?" fragte sie überrascht.

„Ich bin es," sagte er; „wenn die Andern die Kapelle verlassen, bleibe Du zurück, ich bleibe in Deiner Nähe."

Als nach der Messe die Gräfin mit ihren Frauen in das Schloß zurückgekehrt war, lag Isabella noch in ihrem Betstuhl auf den Knieen und betete. Ihr Bruder wartete ab, bis sie allein waren, dann kam er zu ihr und preßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit in seine Arme.

„Nun, was hast Du bemerkt, seitdem wir uns

nicht gesehen," begann er dann, „ist es so, wie das Volk sich erzählt?"

„Ich fürchte, es ist so," sagte Isabella, „mit jedem Vollmond ist eines der Mädchen, welche die Gräfin bedienten, verschwunden, die letzten sind heimlich entflohen, es ist keine mehr da als ich, ich bin auf das Schlimmste gefaßt, rette mich aus diesem Pfuhl der Hölle, wenn Du es vermagst."

„Dies wäre mir nicht genug," erwiderte Koloman, „ich will dieses Ungeheuer entlarven und der verdienten Strafe überliefern. Meine Anstalten sind getroffen. In der nächsten Vollmondnacht läßt Du Dein Fenster offen und befestigst dies am Kreuz desselben." Er zog aus seinem weiten Gewande eine Strickleiter und übergab sie der Schwester. „Nun leb' wohl und sei ohne Sorge. Wir sind alle in Gottes Hand!" Nachdem er sie noch einmal zärtlich geküßt, hinkte er davon. —

Die Nacht kam heran. Gegen Abend ließ die Gräfin Isabella zu sich bescheiden. Sie lag auf seidenen Polstern ausgestreckt, um sie waren zwei alte, häßliche Weiber beschäftigt, welche dem furchtsamen Mädchen wie Hexen erschienen.

„Ich habe Dir eine große Gunst zugedacht," begann die Gräfin freundlich, „ich liebe Dich, Isabella,

und will Dich daher heute in das Geheimnis meiner Schönheit und Jugend einweihen, ich gestatte Dir, mich heute Nacht in das Bad zu begleiten."

„Ich danke Euch, hohe Frau, für diese unerhörte Gnade," erwiderte Isabella mit vor Angst erstickter Stimme, „aber ich kann von derselben keinen Gebrauch machen. Mein Gewissen verbietet es mir."

„Dein Gewissen?"

„Wir Menschen haben kein Recht, in das Rad der Zeit einzugreifen," fuhr Isabella fort, „und wenn wir es thun, so ist ohne Zweifel etwas wie Sünde oder Verbrechen dabei."

Die Gräfin warf ihr einen stechenden Blick zu. „Meinst Du," murmelte sie, „nun, so befehle ich Dir —"

„Hier geht Eure Macht zu Ende," entgegnete das Mädchen unerschrocken, „ich werde Euch nicht gehorchen, und wenn Ihr es wagt, mich durch Gewalt zu zwingen, so wird mein Bruder mich rächen, und früher als Ihr es vermutet."

„Du drohst mir!" schrie die Gräfin aufspringend.

„Ich warne Euch nur," sagte das Mädchen, sie fest ansehend.

„Aus meinen Augen, Elende," gebot die Gräfin. „Morgen in aller Frühe verläßt Du mein Schloß."

Isabella verneigte sich stumm und verließ die Gräfin,

um sich in ihrem Zimmer einzuschließen und im Gebet und tiefer Seelenangst die Nacht zu erwarten.

Als alles Leben im Schlosse erstorben schien und nichts mehr zu hören war, als von Zeit zu Zeit der Ruf der Eule im alten verfallenen Turm, öffnete sie ihr Fenster, das unmittelbar in das Freie führte, stellte ein Licht auf dasselbe, befestigte die Strickleiter und warf sie hinab.

Eine angstvolle Stunde verrann, sie blickte, die Hände im Gebete ringend, in die vom Monde erhellte Landschaft hinaus, aber sie konnte weithin nichts entdecken.

Jetzt hallten die Schläge der Mitternacht — sie hielt den Atem an — es schien sich unten zu regen — sie beugte sich hinab.

Sie hatte sich getäuscht. Ihr Bruder kam nicht, sie war verloren, ihre Sinne vergingen, mit dem letzten dumpfen Glockenschlage sank sie ohnmächtig zu Boden.

Kurz vor Mitternacht wurde Emmerich von einer der beiden Hexen, welche die Gräfin dienten, geweckt.

„Was soll es,“ fragte er schlaftrunken.

„Ein Sprichwort sagt: Im Schlafe naht das Glück,“ kicherte die Alte, „komm, mein schönes Püppchen, ich soll Dich zur Gräfin führen.“

„Zur Gräfin?“

„Frage nicht lange, folge mir.“

Er kleidete sich rasch an, sie nahm ihn hierauf hastig bei der Hand und führte ihn durch Gänge, dann eine Treppe hinab, immerfort in tiefer Finsternis. Jetzt blieb sie stehen, ein Lichtschimmer fiel vor Emmerichs Füße; die Alte öffnete eine Thüre, und der junge Edelmann stand in einem mit asiatischem Luxus eingerichteten Gemach, dessen Mitte ein Bassin aus schwarzem Marmor einnahm. Die Alte hatte die Thüre hinter ihm gesperrt und führte ihn jetzt zu einem Vorhange, den sie mit einem abscheulichen Grinsen zurückschlug.

Emmerich stieß einen Schrei aus. Auf einem türkischen Ruhebett lag die Gräfin, das schönste Weib der Erde, mit aufgelöstem Haare, in einem großen, dunklen Pelz und grüßte ihn mit einem Lächeln, das ihm sein nahes Glück verhieß. Er sank vor ihr nieder, und sie legte die Arme sanft um seinen Nacken.

„Heute noch sollst Du Deine Hochzeit feiern,“ sagte sie, von Güte und Liebe strahlend; „vorher sollst Du aber den Schleier des Geheimnisses lüften, das

mich umgiebt, Du hast ein Recht darauf erworben durch Deine Liebe, Deine Treue. Ich bin mehr als noch einmal so alt wie Du, mein Geliebter, und doch so jung wie Du."

„Erkläre mir dies Rätsel!" flehte er.

„Du weißt, daß ich Vergnügen daran finde, grausam zu sein," sagte sie, „es war zur Zeit, als meine Jugend und mit ihr meine Schönheit zu schwinden begann, als ich einen aufrührerischen Bauer enthaupten ließ und dabei stand, als sein Haupt unter dem Beile fiel, sein Blut spritzte über meine Hände. Nach kurzer Zeit machte ich die seltsame Entdeckung, daß die Falten, welche dieselbe bedeckt hatten, verschwunden waren. Arwa, meine alte Amme hier, schrieb es dem warmen Menschenblute zu, und als wieder ein Verbrecher dem Tode verfallen war, ließ ich sein Blut in diese Wanne hier fließen und badete mich in demselben. Einen Monat später war ich vollkommen verjüngt. Seitdem habe ich mich in jeder Vollmondnacht in Menschenblut gebadet."

„Die Mädchen, die Dir dienten, sind also in der That von Dir getödtet worden," schrie Emmerich entsetzt auf.

„Allerdings, um mir ewige Jugend und Schönheit zu verleihen," sagte die Gräfin kalt.

„Und Du willst auch heute —“ murmelte er von tiefem Grauen erfaßt.

„Auch heute in Menschenblut baden, gewiß,“ fügte sie hinzu.

„Und wo ist das unglückliche Opfer, dessen Blut —?“

„Das Blut, in dem ich baden werde,“ sagte das schöne teuflische Weib mit einem höhnischen Lächeln, das den Unglücklichen zu ihren Füßen erstarren machte, „das Blut ist in Deinen Adern.“

„Bist Du wahnsinnig?“ schrie Emmerich auf.

„Du warst es, als Du Dich in meine Hände gabst,“ rief sie, sich aufrichtend, „ich kenne kein Erbarmen, Du wußtest es, nun bist Du mein, und niemand rettet Dich vor mir. Du wolltest lieber sterben, als ohne mich leben. Dein Wunsch soll erfüllt werden und zwar auf der Stelle.“

Sie winkte. Vermummte traten aus einer geheimen Thür, ergriffen Emmerich, der sich vergebens wehrte, und banden ihm Hände und Füße. Ipolkar, der grausame Günstling dieses grauenhaften Weibes, stand daneben und betrachtete seinen dem Tode geweihten Nebenbuhler mit einem Blick voll Spott und Mordlust. Dann drückte er an einer verborgenen Feder. Mit seltsamem Rasseln ging die Wand auf, und ein schönes

Weib, aus spiegelhellem Eisen kunstvoll gebildet, wurde sichtbar.

„Das ist die Braut, die ich Dir zugedacht,“ rief die Gräfin mit einem diabolischen Gelächter.

„Erbarmen,“ flehte Emmerich, von Todesangst erfaßt, „Erbarmen.“

„Ich will mein Bad, Ipolkar,“ gebot die Gräfin, ohne sich um die Todesangst des schönen Knaben weiter zu kümmern, „beeile Dich.“

Ipolkar faßte den Unglücklichen mit seiner übermenschlichen Kraft, hob ihn auf und legte ihn in die Arme des eisernen Weibes, welche ihn ergriffen und festhielten, dann trat er auf einen Knopf, der im Boden saß, und die tote Schöne begann ihr furchtbares Werk. Tausend Klingen drangen ihr aus Brust und Armen, Leib und Füßen und zerfleischten Emmerich, der unter dem Hohnlachen der Gräfin und Ipolkars sein Blut in roten Strömen dahinfließen sah und langsam, in den entsetzlichsten Qualen, stöhnend und weinend seinen Geist aufgab.

Schon füllte sich die Wanne mit seinem Blut, die Gräfin badete mit Behagen ihre bloßen Füße in demselben und war im Begriff, den Pelz, der sie umhüllte, abzuwerfen und in die warme rote Flut hinabzusteigen, da wurde heftig an die Thüre gepocht.

„Wer ist da?“ fragte Ipolkar betroffen.

„Im Namen des Königs, öffnet!“ lautete die Antwort.

„Verrat! flieht!“ schrie Ipolkar; die Gräfin suchte durch die geheime Thür zu entfliehen, fiel aber dort Koloman mit seinen Leuten in die Hände, während zugleich die Thür unter den Beilen der Panduren zusammenbrach, und der Palatin, von Soldaten gefolgt, in das Badezimmer eindrang.

Mit schweren Ketten beladen, harrten die Gräfin, Ipolkar und ihre Helfershelferinnen, Sarah und Arwa, in den Kerkern des Schlosses, in dem sie ihre Unthaten begangen, des strengsten Gerichtes.

Vierzehn adelige Richter, unter dem Vorsitz des Palatins, sprachen das Urteil, nachdem die schönen Glieder der Gräfin auf derselben Folter, an der sie sich so oft und so grausam belustigt hatte, mehr als einmal verrenkt worden waren, um ihr ein vollständiges Geständnis zu erpressen. Es lautete auf ewiges Gefängnis in einem unterirdischen Kerker des Schlosses Cseithe, in den niemals ein Lichtstrahl, niemals der Ton einer menschlichen Stimme drang. Der Aufent=

halt in dieser kalten, feuchten, nur von Ratten und Würmern belebten Einsamkeit, auf einem halbverfaulten Strohlager angeschmiedet, war für die lebenslustige, an Pracht und Behagen gewöhnte Frau weit entsetzlicher als der Tod.

Ipolkar wurde im Schloßhofe enthauptet, die beiden Hexen — wie sie das Volk nannte — erlitten den Tod auf dem Scheiterhaufen. Die Gräfin, einst die schönste und angesehenste Frau Ungarns, brachte drei volle Jahre in ihrer grauenvollen Nacht zu, dann erlöste sie der Tod. Sie starb den 21. August 1614.

Der Thränenquell.

1750.

— Wollust atmen hier noch immer
Die Gärten wie die öden Zimmer,
Die Mauer glänzt von goldnem Schimmer,
Der Springquell rauscht und Rosen blüh'n
Und saftgeschwellte Trauben glüh'n
In Fülle von den hohen Ranken,
Die frischen Grüns den Bau umschwanken.

Puschkin.

In kühlen Sommernächten, wenn die Berge um Baktschisarai vom Sonnenbrande ausgeglüht, nicht das kleinste Schleierwölkchen den Himmel verhüllt, der nur die flimmernde Goldstickerei zahlloser Sterne zeigt, und der volle Mond sein Silber mit dem matten Goldglanz der halbverfallenen Mauern der maurischen Alhambra mischt, dann scheinen die Trümmer, deren Gebieter, die wilden Chane der Krim, einst der Schrecken der russisch-polnischen Ebene wie des ewig beschneiten Kaukasus waren, sich neu aufzurichten und noch einmal die alte

längst erloschene Pracht zeigen zu wollen. Dann wird es zwischen den hohen, weißen Säulen lebendig, lebendig auf den vierfachen Terrassen des Gartens, auf denen tartarische Schöne, ganz in blendend weiße Schleier gehüllt, unter hohen Platanen gleich Gespenstern wandeln, lebendig in den weiten Höfen, die Goldfasane schreien, und aus dem Harem tönt helles Lachen.

Berauschender Wohlgeruch erfüllt alle Räume. Hundert Springbrunnen lassen ihre blauen, vom Mondlicht durchleuchteten Wasserstrahlen emporsteigen und wieder in die weiten Marmorbecken niederplätschern, aber nicht lange dauert der Spuk, dann ist alles wieder öde und gestorben.

In dem zerstörten Kerker der Schönheit schreit unter dem eingestürzten Plafond die Eule, und Schlangen schlüpfen rasch über die zerbröckelten Fußböden, nur über dem geheimnisvollen Grabe der wunderbaren Fremden, die hier — selbst gefangen — herrschte, murmelt der Thränenquell eintönig fort, eine ewig traurige, unverstandene Klage, und unter Rosen und Myrten schluchzt die Nachtigall ihr unsterbliches Liebeslied.

Ein Jahrhundert zurück. In Rußland gebietet die Zarin Elisabeth, die schönste Frau ihres Reiches, während in dem Palast von Baktschisarai der Chan Kerim Girèi auf seidenen Polstern ausruht von Mord und Verwüstung.

Plündernde Tartaren haben im polnischen Grenzlande einen jungen Edelmann gefangen genommen und, an den Schweif eines Pferdes gebunden, mitgeschleppt in ihre klassische Heimat. Staunend sieht der Jüngling zum ersten Male den ganzen märchenhaften Zauber des Südens, die hohen Berge, an denen die Tartarhütten mit ihren flachen Dächern gleich Bienenkörben hängen, und an deren Abhängen tiefgrüne Wälder von Platanen, Maulbeerbäumen und Nußbäumen emporsteigen, während das helle Gestein der kahlen Spitzen im glühenden Sonnenlichte ein wunderbares Farbenspiel zeigt, die sanften Hügel, mit Reben bepflanzt, die Thäler, vom dem herrlichsten Saatengold erfüllt, die volkreichen Städte, von den runden leuchtenden Kuppeln der Moscheen überragt, und oben den wolkenlosen blauen Himmel und unten das unendliche blaue Meer.

Die Räuber bringen ihn nach Baktschisarai, dem Garten und der Hauptstadt der herrlichen Halbinsel, und teilen hier die Beute. Er fällt dem kühnen Reiter

zu, der ihm im Kampfe die Schlinge um den Hals geworfen, und wird von diesem auf der Stelle an einen weißbärtigen Hebräer verkauft, der mit Sklaven handelt. Der Pole ist jung, schön und wohlgebaut, der schlaue Alte weiß solche Ware zu schätzen, er behandelt ihn freundlich, führt ihn in sein kleines Haus und läßt ihm auf der Stelle ein Bad bereiten, dann giebt er ihm hübsche reinliche Kleider von weißer Wolle, ein reichliches Mahl und feurigen Wein, und heißt ihn ausruhen von den Mühen des Weges. Erst als der Jüngling sich vollkommen erholt hat und in seinem Auge wieder das volle Lebensfeuer brennt, koppelt ihn der Hebräer mit ein paar anderen, einem Kaukasier und einem Neger, zusammen und treibt sie gegen Abend alle zusammen auf den Markt, wo sie sich neben anderen Waren auf einer Rohrmatte lagern und ihr Herr sie, die lange Peitsche in der Hand, argwöhnisch bewacht.

Von dem nahen Turme ertönt der Ruf des Mullah. Tartarenfrauen, ganz in weiße Schleier eingehüllt, gehen vorüber, von Zeit zu Zeit heftet eine von ihnen die dunklen verzehrenden Augen, die allein sichtbar sind, auf den schönen Jüngling und eilt dann weiter zur Moschee. Bauern in langen braunen Röcken von Kameelhaaren, mit aufstehenden Kragen, weiten

Hosen und Bundschuhen, eine runde Pelzmütze auf dem Kopfe, andere in einen zottigen Kaputzenmantel eingehüllt, der ihnen das Ansehen von Kaputzenmännern gibt, gehen neben ihren kleinen zottigen Pferden einher, die Pfeife im Munde. Zwei Schäfer, von großen Hunden begleitet, treiben eine Herde von Rindern herein, sie tragen einen langen Hirtenstab mit einem seltsam geformten Haken von Holz und blasen auf ihren Flöten ein schwermütiges Volkslied. Ein Madgiar, ein großer zweiräderiger Wagen von Kameelen gezogen, folgt ihnen. Ein kleiner feister Mann mit schwarzen Äuglein, die im Fette zu ersticken drohen, eine Mütze auf dem Kopfe, welche die Form einer Melone hat, den langen Überrock mit roter Seide ausgenäht, sitzt in demselben und bläst blaue Rauchwolken aus einer langen türkischen Pfeife vor sich hin. Wie er die Menschenware auf der Rohrmatte erblickt, läßt er den Kutscher halten, steigt aus und beginnt mit dem Hebräer zu handeln. Der schöne Pole sticht ihm gewaltig in die Augen, aber er prüft bedächtig die Muskeln seiner Arme und zuckt dann verächtlich die Achseln. „Zu schwach für die Feldarbeit," spricht er und wendet sich zu dem Kaukasier, der ihm mehr zu versprechen scheint, doch schon ist ein zweiter Käufer zur Stelle, ein Mursa, ein tartarischer Edelmann, welcher von seinem feurigen

Pferde herab den Jüngling mustert. Er ist nicht viel älter als der, den er kaufen will, sein wohlgebildetes Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart und dem glattrasierten Kinn trägt das Gepräge stolzen Übermuts, wehe dem Sklaven, den er unter seine Peitsche bekommt. Er trägt eine hohe schwarzsamtne Mütze mit silbernen Tressen, und über dem mit einem kostbaren Persershawl gegürteten weißen Leibrock einen langen doppelärmligen Kaftan aus rotem Tuch mit edlem silbergrauen Pelzwerk verbrämt.

„Verstehst Du mit Pferden umzugehen?“ fragte er den Polen, und als dieser bejaht, zeigte er große Lust, ihn an sich zu bringen. Der Hebräer nennt den Preis, der Mursa flucht und macht Miene, gleich wieder fortzureiten; während ihn der Menschenhändler zurückholt, ist eine von den Frauen, welche zur Moschee eilen, hoch und üppig und mit blitzenden Augen, stehen geblieben und nähert sich jetzt dem Jüngling. Sie betrachtet ihn aufmerksam und ergreift dann lebhaft den Arm des Juden.

„Was verlangst Du für diesen da?“ spricht sie.

„Beehrst Du mich auch einmal, kluge und schöne Sojan?“ erwiderte der Jude lächelnd.

„Schmeichle mir nicht,“ ruft die Tartarin, von ihrem weißen Schleier vollkommen eingehüllt, „wie

willst Du wissen, ob ich schön bin oder häßlich, wer außer meinem Gatten, der im Paradiese ist, hat in Baktschisarai mein Antlitz gesehen, auch bezahle ich Dir Deine Schmeicheleien nicht."

„Du willst diesen Jüngling," fährt der Jude fort. „Wie klug von einer jungen Witwe, sich statt eines neuen Gatten, der nur ein neuer Despot wäre, einen schönen Sklaven zu kaufen, der ihr in allem gehorchen muß und ihr dienen, wie ihr es gefällt. Aber das ist feine Ware, kluge Gojan, ein Christ aus edlem Geschlechte, frisch und schön, wie eine eben aufgeblühte Rose, wirst Du auch bezahlen können, was ich verlange?"

Die kauflustige Witwe schlägt mit einer geringen Bewegung ihren Schleier auseinander, so daß über den gelben Stiefeln, welche sie trägt, das weite weiße Beinkleid, der kurze rote Rock, die in Silberblumen gestickte türkische Weste und der lange, vorn herab mit goldgelbem kostbaren Marderpelz besetzte blaue Seidenkaftan sichtbar werden, sie zieht aus ihrem Gürtel einen Beutel mit Goldmünzen und läßt ihn vor den Augen des Judens funkeln. Sie hat aber bereits einen gefährlichen Rivalen gefunden. Ein großer wohlgenährter Mann in einem grünen Pelz, in welchen er sich vollkommen einwickelt, als fröstle ihn trotz der lauen Sommerluft, ist herzugetreten und grinst sie mit seinem schwarzen, häßlichen

Gesichte unter dem spitzen weißen Turban, den er trägt, doppelt hämisch an.

„Bedaure, schöne Witwe, daß ich Dich Deines Vergnügens berauben muß,“ beginnt er gleißnerisch, „aber dieser junge Christensklave gehört mir, ich kaufe ihn für den Chan.“

„Ich habe früher auf ihn geboten,“ ruft die stattliche Frau, „ich gebe ihn nicht mehr los.“

„Der Fürst hat das Vorrecht, kluge Gojan, das solltest Du wissen,“ fällt der Jude ein, „der Sklave gehört der Sonne des Sarais.“

„Bringe ihn mir in einer Stunde,“ sagte der Schwarze, „und hole Dir zugleich Dein Geld.“

Die Witwe hüllt sich rasch in ihren Schleier, wirft noch einen unbeschreiblichen Blick auf den schönen Sklaven und geht. „Wie schmerzlich sie ihn ansieht,“ spottet der glückliche Verkäufer mit einem teuflischen Lächeln, „er kann uns dankbar sein, er hätte schlimme Tage bei ihr gehabt, sie hätte ihn vor Liebe getötet.“ Die Umstehenden lachen, während der unglückliche Pole trostlos vor sich hinstarrt.

„Es ist der Verschnittene Kerim Girèis,“ sagt der Hebräer, als der grüne Pelz zwischen den Verkäufern und Käufern, die sich durcheinander drängen, verschwunden

ist, „wir haben manches gute Geschäft zusammen gemacht. Vor zwei Jahren etwa habe ich ihm eine Christen-Jungfrau verkauft, mit goldenem Haare und Augen, blau wie der Himmel, durch diese hat er die Gunst des Chans erobert, und er, dem alles unterthan ist, wird jetzt von der schönen Fremden beherrscht und liegt zu ihren Füßen nicht anders als ein Sklave.“ — —

Die Stunde ist um. Der Hebräer bindet dem Jüngling die Hände auf den Rücken, legt ihm eine starke Schlinge um den Hals und führt ihn so gleich einem Tiere zur Schlachtbank, in das Chan-Sarai, welches an dem Ostende von Baktschisarai liegt. Sie überschreiten die Brücke, welche über den schmalen schlammigen Bach Suruk-Su führt, und treten durch das Thor, an dem zwei Tartaren von der Leibwache mit Yatagans und Lanzen Wache halten, in den großen Hof, in welchem sich dem Thore gegenüber die im grünen Blätterschmuck von Reben, Nußbäumen und hochgewachsenen Myrten prangenden Gartenterrassen erheben.

Der Schwarze empfängt seinen Sklaven aus den Händen des Juden, bezahlt ihn und läßt ihm hierauf die Fesseln abnehmen.

„Du sollst vorläufig mir dienen,“ spricht er zu

ihm, als sie allein sind, „bis der Chan Dich zufällig sieht, Du wirst ihm gefallen, ich zweifle nicht daran, und dann sollst Du mir die doppelte Summe einbringen, die Du mich gekostet hast, und auch Deinen Vorteil bei dem Handel haben. Nun aber lerne vor allem gehorchen und schweigen.“

Es ist indes Nacht geworden, die Thore sind geschlossen, der ganze weitläufige Bau scheint zu schlafen, man hört nur noch das monotone Plätschern der Springbrunnen und von Zeit zu Zeit das liebetrunkene Schluchzen der Nachtigallen, alle Räume sind mit süßem, betäubendem Rosenduft erfüllt.

„Folge mir, Du sollst mich auf meiner nächtlichen Runde begleiten,“ spricht der Schwarze jetzt zu dem Polen, „aber verhalte Dich ruhig, für jedes Wort einen Peitschenhieb.“

Der Unglückliche folgte der unheimlichen Bestie, der er auf Tod und Leben in die Hand gegeben ist, durch die stillen, nur von dem milden Licht der Mondsichel dämmerhaft erleuchteten Räume, sie gehen durch den Hof, in welchem sich links von dem Thore die Moschee mit ihrer hohen Kuppel erhebt und die Wohnungen der Dienerschaft und der Sklaven liegen, während ihnen rechts der aus verschiedenen Gebäuden von ungleicher Höhe bestehende Palast des Chans mit seinen schim=

mernden Dächern, von schlanken, den Halbmond tragenden Säulen überragt, entgegenblickt. Der Verschnittene, in seinen grünen Pelz gehüllt, tritt durch einen gewölbten Thorweg in den inneren Hof desselben und öffnet hier eine mit buntem Zierrat im arabischen Geschmacke überladene eiserne Flügelthüre, welche er, nachdem ihm sein Sklave gefolgt ist, vorsichtig wieder schließt. Sie befinden sich jetzt in der Vorhalle des Chan-Sarai und schreiten auf dem mit Teppichen bedeckten Marmorfußboden zwischen zwei herrlichen Fontainen, welche ihr frisches klares Wasser in weiße Marmorbassins werfen, die breite Freitreppe zu dem oberen Geschoß empor, sie gehen durch eine Flucht großer Säle, welche ihr durch buntfarbige Scheiben und schwere Vorhänge gedämpftes Licht von drei Seiten empfangen. Der von Säulen getragene Plafond und die Wände zeigen das feinste vergoldete Gitterwerk auf rotem Holzgrunde, die steinernen Fußböden sind mit Rohrmatten bedeckt, welche ihre Schritte verschlingen, während an allen Wänden Divans aus seidenen Kissen zum Ruhen einladen. Sie kehren auf demselben Wege zurück und der Schwarze öffnet jetzt mit einem eigentümlichen Grinsen eine kleine Thür, eben breit genug, um einen Menschen durchzulassen.

„Hier erwarte mich," flüstert er, „weiter darfst Du

mir nicht folgen, hier wohnen die schönen Frauen Kerim Girèis, am Ende dieses Korridores liegt der Harem."

Am folgenden Tage wurde der Pole von seinem schwarzen Herrn mit hübschen gelben Stiefeln, weiten blauen Beinkleidern und einem langen weißen Leibrock nach tartarischem Schnitt bekleidet, dann gab er ihm noch einen schwarzen Gürtel und eine weiße Mütze mit schwarzem Samtbesatz und führte ihn so gegen Mittag in den großen Hof. Vor dem Gesindehause sprang ein prächtiger Brunnen empor und fiel mit fröhlichem Rauschen in eine große steinerne Meermuschel. Der Verschnittene hieß dem Sklaven zwei Kannen nehmen, dieselben mit Wasser füllen und damit die Gräber der Tartaren-Chane und ihrer Angehörigen, welche auf dem Friedhofe hinter der Moschee lagen und mit Rasen und Blumen geschmückt waren, begießen. „Sieh zu, daß der Chan, wenn er mittags zur Moschee geht, Dir begegnet, oder Dich später bei den Gräbern trifft."

„Wie soll ich ihn erkennen?" fragte der Pole.

„Ich werde ihn begleiten," erwiderte der Schwarze, „versäume es nicht, ihn demütig zu begrüßen, indem Du Dich auf die Kniee wirfst, die Arme auf der Brust kreuzest und dann mit der Stirne den Boden berührst."

Der Pole erfüllte gehorsam die Befehle seines Herrn, er schöpfte Wasser und begoß die Rosen, Myrten und die kleinen Mandelbäume, welche auf dem Friedhof um die in arabischen Inschriften bedeckten, mit Halbmonden gekrönten schlanken Grabdenkmäler standen und von hohen Pappeln, die gleich grünen Säulen in den Himmel emporragten, beschattet wurden. Er war eben wieder beschäftigt, die Kannen zu füllen, als der Mullah, ganz weiß gekleidet, sich dem Brunnen näherte, mit andächtiger Langsamkeit sein Gesicht, seine Hände und Füße bei demselben wusch und dann, einen großen Rosenkranz haltend, in die Moschee trat. Kurze Zeit darauf ertönte seine Stimme vom Turme derselben, laut und feierlich: „Nur Gott ist Gott! und Muhamed ist sein Prophet!"

Es dauerte nun nicht lange und der Chan Kerim Girèi, von mehreren glänzend gekleideten Hofleuten und dem schwarzen Verschnittenen begleitet, trat aus dem Palaste und schritt über den Hof herüber. Der Chan war ein Mann von etwa vierzig Jahren und von seltsamer wilder Schönheit. Wie alle Orientalen in seinem Alter war er etwas stark geworden, was ihn aber in den weiten faltigen Gewändern nur größer, majestätischer und vorteilhafter erscheinen ließ. Er trug ein weites Beinkleid von weißer Seide, das unter dem

Knie gebunden, bis auf die roten, mit Gold ausgenähten Halbstiefeln in prächtigen Falten herabfiel, einen langen Rock von gleichem Stoff und Farbe, über den Hüften von einem mit funkelnden Edelsteinen besetzten Goldgürtel umspannt, in welchem ein breiter Dolch in rotsamtner Scheide stak, sein weites Überkleid aus weißer schimmernder Seide, mit dem köstlichsten schwarzen Zobelpelz reichlich besetzt, fiel in großen Falten beinahe bis zum Knöchel nieder. Auf dem kurzgeschorenen Kopfe saß ein Turban von weißer Seide mit diamantener Agraffe. Sein bleiches Gesicht mit der feinen Adlernase über dem kleinen Munde, der von blendend weißen Zähnen blitzte, die regelmäßigen bogenförmigen schwarzen Augenbrauen, welche ein paar große dunkle Augen von seltsamen Glanz überschatteten, hatte zugleich die volle Energie des Mannes und den berückenden Zauber des Weibes, und dieses Weibliche in demselben wurde dadurch, daß es, bis auf den schwarzen Schnurrbart, vollkommen glatt rasiert war, nicht wenig erhöht. Es war ein Mann, geboren, Mann und Weib als Sklaven zu seinen Füßen zu sehen.

Das fühlte auch der Pole, als sein Blick ihn nachlässig streifte und er, von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, sich vor ihm niederwarf und mit der Stirne

die heißen Steine berührte, über die der Despot dahin schritt. Er ging an ihm vorüber in die Moschee, und der Jüngling, von dem Eindruck, den ihm sein künftiger Gebieter gemacht hatte, noch am ganzen Leibe bebend, eilte auf den Friedhof, wo er sich im Schatten eines Nußbaumes niederwarf. — — Hier lag er, bis der Chan, nur von seinem Verschnittenen gefolgt, aus der Moschee trat und zwischen den Gräbern auf ihn zuging.

Wieder warf er sich mit dem Antlitz zur Erde vor dem Mächtigen nieder, diesmal schritt dieser aber nicht vorbei, sondern blieb vor ihm stehen, und so nahe zwar, daß der Jüngling das weiche Pelzwerk seines Kaftans seine Stirne berühren fühlte.

„Wer ist der Jüngling?“ hörte er ihn fragen.

„Ein Sklave, Herr, den ich vor kurzem gekauft,“ erwiderte der Schwarze.

„Steh auf,“ befahl der Chan.

Der Pole erhob sich und stand, die Arme auf der Brust gekreuzt und unter seinem Blicke bebend, vor ihm.

„Er gefällt mir,“ sagte der Chan, „was hat er Dich gekostet?“

Der Schwarze nannte das Doppelte von dem, was er in der That gegeben.

Der Chan nickte. „Laß Dir die Summe ausbezahlen und diesen hier sende zum Dienst in meinen Garten.“

Damit schritt er weiter, und der junge Pole hatte zum dritten Male seinen Herrn gewechselt. Er arbeitete nun vom frühen Morgen bis zum Abend unter der Leitung eines alten Gärtners und in Gemeinschaft mit fünf Negersklaven in dem Garten des Chans, welcher sich dem großen Thore des Chan-Sarais gegenüber an einen Berg angelehnt in vier Terrassen abstufte, welche von den herrlichsten Weinstöcken an hohen Spalieren, Maulbeer- und Obstbäumen bewachsen waren und von denen zahlreiche Quellen von Stufe zu Stufe herabplätschernd ihr herrlich klares Wasser in weite steinerne Bassins ergossen, welche von einem wunderbaren Rosenflor umgeben waren.

Sobald aber der Ruf der Verschnittenen, das monotone verderbenbringende „helwet!“ ertönte, floh jeder von ihnen, so rasch er konnte, denn dies war das Zeichen, daß die Frauen des Chans den Garten betraten, und jeder, der sie entschleiert sah, war verloren. Er wurde von den schwarzen Satanen auf der Stelle ergriffen und mit der Schlinge, welche ein jeder von ihnen stets bei sich trug, ohne Erbarmen erwürgt.

Einmal, als der junge Pole unmittelbar unter den Fenstern des Harems damit beschäftigt war, Rosen aufzubinden, hörte er hinter den grünen Jalousieen eines Erdgeschoßgemaches ein helles Lachen und das süße Geplauder weiblicher Stimmen. Er sah sich allein, von niemandem beobachtet, und konnte der Neugier nicht widerstehen, sein Auge an eine Ritze zu legen. Er sah in einem großen Gemach, in dessen Mitte ein Springquell plätscherte, auf roten Seidenpolstern, welche längs den Wänden liefen, eine Schar junger Frauen von unvergleichlicher Schönheit gelagert, welche gleich fröhlichen Kindern scherzten und spielten. Alle waren sie echt georgische sanfte Schönheiten, mittelgroß, schlank und biegsam, mit fein gebogenen Nasen, roten Lippen und schmachtenden braunen Augen, nur eine, welche alle überragte und von ihnen Anaïd genannt wurde, schien ein Dämon an Reiz und Wesen; um ihren vollen Mund lag ein herber Zug von Herrschsucht, und ihre schwarzen rätselhaften Augen konnten zugleich schmeicheln und drohen. Während die Anderen stickten, die Bernsteinperlen ihrer Armbänder an der Schnur auf- und abgleiten ließen und Scherbet schlürften, stand sie, über den Beinkleidern und der goldgestickten Weste von roter Seide, einen kurzen, mit schwellendem Hermelin besetzten grünen Kaftan, vor dem Spiegel

und durchflocht ihr nachtschwarzes Haar mit weißen Perlen.

„Welche Mühe sie sich gibt, dem Chan zu gefallen,“ spottete eine, die neben ihr saß und mit beiden Händen in dem klaren Wasser plätscherte.

„Vergebens, Anaïd,“ murmelte eine Zweite, welche traurig in der Ecke träumte, „wir sind vergessen, er liebt nur noch die Fremde mit dem goldenen Haar.“

Anaïd erwiderte nichts, aber sie biß die Lippen aufeinander und griff unwillkürlich nach dem kleinen Dolch, den sie im Gürtel trug.

Der Jüngling wagte nicht, weiter zu lauschen, und zog sich rasch zurück. —

In einer jener hellen kühlen Vollmondnächte, welche hier nach der drückenden Schwüle des Tages doppelt labend sind, blieb er im Garten zurück, um von der höchsten Terrasse desselben über die Mauern seines Kerkers hinwegzublicken und von der Heimat, von Freiheit und Ehre zu träumen. Er saß unter einer Platane in wehmütige Gedanken verloren, als plötzlich eine weiße Gestalt, wie dem Grabe entstiegen, vor ihm stand und ihm mit der Hand einen Wink gab, sich zu entfernen. Ohne recht zu wissen, was er that, brach er rasch ein paar Rosen, deren scharfe Dornen ihm die Hände zerrissen, und reichte sie ihr knieend.

„Unglücklicher, weißt Du nicht, daß Dir der Tod gewiß ist, wenn man Dich hier erblickt," sprach eine sanfte traurige Stimme, „flieh, so rasch Du kannst."

„Nimm erst die Rosen, schöne Tochter Muhameds," flehte er.

Sie sah ihn an und nahm sie. „Sie sind feucht," murmelte sie, „mein Gott, es ist Blut daran."

„Mein Blut," erwiderte der junge Pole, „das ich mit Freuden für Dich verspritzen will, nur laß mich einmal Dein Antlitz sehen."

„Wenn Du mir versprichst, dann zu fliehen," gab sie rasch zur Antwort.

„Alles, was Du befiehlst," sprach er in rührender Demut, noch immer zu ihren Füßen.

Sie schlug jetzt den Schleier zurück und zeigte ihm ein Antlitz von wunderbarer, heiliger Schönheit; in dem goldblonden Haare, das dasselbe einrahmte, in den großen schwärmerischen blauen Augen, die aus demselben blickten, lag nichts von dem wollüstigen Feuer der Georgierinnen, aber aus jedem Zuge sprach dafür, hold gebietend, die echte milde Würde des Weibes.

„Du bist kein Muselmann," sprach sie, während er in ihr Anschauen versunken, sprachlos blieb.

„Nein, Herrin, und auch Du, Du bist kein Kind des Südens."

Sie schüttelte traurig das Haupt. „Wo ist Deine Heimat?“ fragte sie weiter.

„Ich bin ein Pole.“

„Ein Pole!“ schrie sie auf, „heilige Jungfrau! und wie nennst Du Dich?“ fuhr sie in melodischem Polnisch fort.

„Bogdan Tarnowski,“ erwiderte er, „und Du, Du sprichst meine Sprache, wunderbare Frau?“

„Ich bin Maria, Gräfin Potozka.“

„Welche Fügung,“ rief der Pole, indem er ihre Hand ergriff und mit Küssen bedeckte.

„Steh' auf, mein Freund,“ sagte sie sanft, „und verlaß mich jetzt, ich zittere für Dein Leben.“

„Wann werde ich Dich wiedersehen, Herrin?“

„Du wirst mich wiedersehen,“ antwortete sie, „das sei Dir genug. Kann ich etwas thun, Dein Loos zu erleichtern?“

„O! Gäbe es ein seligeres,“ rief der Pole begeistert, „als das, Dein Sklave zu sein?“

„Still — man kommt,“ flüsterte sie, „geh jetzt, noch bist Du sicher, denn auf des Chans Geheiß darf mir niemand folgen als eine alte Dienerin, die Dich nicht verratet, sie ist es, deren Schleier dort unten zwischen den Reben schimmert.“ Noch einmal kniete der Sklave vor ihr, noch einmal küßte er ihre Hände,

dann verschwand er zwischen den Platanen, aber er verließ den Garten nicht, er sah sie hinabsteigen zu dem klaren Quell, um den dichtes Rosengebüsch ein grünes, duftiges Badezimmer bildete, er hörte sie mit der Alten sprechen und dann in den Fluten plätschern.

Als sie den Garten verließ, stand er oben unter den Platanen. Sie sah ihn und winkte ihm mit der Hand.

„Wen grüßt Du, Herrin?" fragte die Alte erstaunt.

„Die Sterne," erwiderte die schöne, sanfte Frau, „denn sie blicken auch auf meine Heimat nieder, und mir ist es, als zöge mein Gruß mit ihrem stillen, glänzenden Heer hinüber, wo die Eichen rauschen und der Gießbach schäumend von der hohen Felswand stürzt."

Der Harem des taurischen Sultans liegt von dem Palaste, mit dem er nur durch einen schmalen Korridor verbunden ist, abgesondert mitten in einem Garten von hohen Mauern umgeben. Die schönen Gefangenen des Chans wohnen gleich Nonnen in kleinen, viereckigen Zellen, doch ziehen sie vor, zusammen um den Springquell zu lagern oder unter den Platanen des Gartens gleich lustigen Bienen zu schwärmen.

An der Gartenwand des Harems steht ein hoher

sechseckiger Kiosk mit undurchdringlichem Gitterwerk statt der Fenster. Hier sitzen die Frauen Kerim Girèis und können ungesehen in den großen Hof blicken, wenn Gesandte fremder Mächte im prächtigen Aufzuge einreiten oder Spiele, den Turnieren der Araber und der Ritter des Mittelalters ähnlich, stattfinden. Von hier aus zeigte ihnen der Chan auch seine prächtigen Gold- und Silberfasanen, denn sie werden im Hofe gefüttert, und die armen, harmlosen Geschöpfe freuen sich jedesmal daran, wie an einem nie gesehenen Schauspiel.

Heute blieben sie indes allein. Der Chan ließ sich nicht blicken; statt seiner grinste nur von Zeit zu Zeit die häßliche, schwarze Fratze des Obersten des Verschnittenen durch einen Thürvorhang oder eine Jalousie herein.

Die reizenden Bewohnerinnen des Harems unterhielten sich damit, ihre Kleider von orientalischer Pracht zu wechseln, ihr Haar aufzulösen und von neuem zu kämmen, sich in dem von Rosen eingefriedeten Quell zu baden, und endlich saßen sie, Kaffee schlürfend und aus langen Bernsteintschibuks rauchend, um den Springquell, und Anaïd erzählte Märchen von den vierzig Jungfrauen und dem arabischen Eulenspiegel. Da stand plötzlich wieder der Verschnittene mit seinem apathischen, wie aus schwarzem Marmor gehauenen Antlitz mitten

unter den lauschenden Schönen, welche bei seinem unerwarteten Anblick im gellenden Chor aufschrieen und dann in ein ausgelassenes Gelächter ausbrachen.

„Wo ist Kerim Girèi," fragte Anaïd in einem Tone, der viel von dem der Gebieterin an sich hatte.

„Wo soll er sein? Bei der Christin," erwiderte der Schwarze; „Euch plagt wohl wieder einmal die Langeweile recht?" fuhr er höhnisch fort.

„Ja, Kiamil," riefen sie alle zugleich, unterhalte uns."

Der Schwarze zuckte die Achseln.

„Da der Chan sich unsichtbar macht," sprach Anaïd, indem sie sich erhob und ihren mit kostbarem dunklen Pelzwerk ausgeschlagenen Kaftan über die Hüften herabzog, „wollen wir Kiamil lieben, unseren schönen, guten, reizenden Kiamil." Sie umschlang ihn feurig mit ihren weichen Armen und begann seine feisten, schwarzen Wangen zärtlich zu klopfen, während ihre schwarzen Augen mit spitzbübischer Koketterie zu ihm emporschmachteten.

„Ja, ja," schrieen und lachten die Andern durcheinander, „Kiamil soll unser Liebster sein." Sie umringten den widerstrebenden Schwarzen und zogen ihn auf die Polster nieder. Während Anaïd sich ihm auf die Kniee setzte und ihn, den Arm um seinen Hals

geschlungen, zärtelte, begannen zwei andere ihn zu frisieren und eine Vierte küßte ihn, trotz der abscheulichen Grimassen, welche er schnitt, auf den großen Mund mit den wulstigen Lippen.

„Wie er schön ist, dieser Kiamil," rief eine aus dem lustigen Kreis, der die Gruppe umgab, „er geht offenbar auf Freiers Füßen."

„Nimm mich zum Weibe, Kiamil," spottete Anaïd, „Keine liebt Dich so wie ich," und sie begann ihn von neuem zu streicheln und ihm wie einem Kinde zu schmeicheln.

Während auf diese Weise im Harem ausgelassenes Gelächter ertönte, lag Maria Gräfin Potozka, die Favoritin des Chans, in kostbare, weiche Pelze eingehüllt, vom Frost geschüttelt, auf ihrem orientalisch-prächtigen Lager, zu ihren Füßen saß die alte Sklavin, sie, gleich einer besorgten Mutter, liebevoll pflegend und bedienend.

Der Chan schritt, seinen Bernstein zwischen den Zähnen, aus der langen Pfeife Rauchwolken emporwirbelnd, zwischen den Rosen und Myrten, welche unter ihren Fenstern blühten, auf und ab und trat von Zeit zu Zeit in das kühle, mit Pracht und Duft erfüllte Gemach, um Maria nach ihrem Befinden zu fragen.

Sie gab ihm keine Antwort; die Sklavin sprach

für sie und sie begnügte sich, mit dem Kopfe zu nicken; obwohl eine Entführte, eine Gefangene, herrschte sie doch in dem Palaste, der ihr Kerker war, und Kerim Girèi zitterte vor einem Zusammenziehen ihrer stolzen Brauen viel mehr, als vor dem Heere der russischen Zarin oder vor den Scharen der Cirkassier.

Wieder stand er zu den Füßen ihres Lagers. „Du hast heute Nacht geweint," begann er leise, „ich habe Dich gehört und konnte kein Auge schließen bis zum Morgen. Was fehlt Dir noch zu Deinem Glücke, liebe ich Dich nicht, wie ich noch nie ein Weib geliebt, umgibt Dich nicht fürstliche Pracht, bleibt einer Deiner Wünsche unerfüllt? Sind nicht alle, die Kerim Girèi gehorchen, Deine Sklaven? Und habe ich noch einen anderen Gedanken, als auf jede Deiner Launen zu lauschen gleich einem Gebote Gottes? Du bist ungerecht gegen mich, Maria."

„Du liebst mich, Kerim Girèi," sprach sie sanft, „aber Du liebst mich, wie ein Muselmann seine Sklavin liebt; in meiner Heimat ist das Weib frei und frei verschenkt sie ihre Gunst an den Mann, der, ein Sklave, zu ihren Füßen liegt. O! meine Heimat! meine Eltern! Nie werde ich Euch wiedersehen! Niemals, niemals!" Sie begann von neuem zu schluchzen.

Der Chan warf sich bei ihrem Lager auf die Kniee

nieder und küßte ihre Hände. „Bin ich nicht auch Dein Sklave, Maria, und hättest Du in Deiner Heimat nicht auch Vater und Mutter verlassen müssen, um dem Gatten zu folgen, oder bin ich Deiner Liebe nicht wert? Es gab Stunden, Maria, wo Dein stolzes Herz für mich zu schlagen schien, wo ich zu hoffen begann — aber es war nur ein holder Selbstbetrug; Du liebst mich nicht, Du welkst an meiner Seite dahin wie eine Rose, die man gebrochen hat und die nur an dem grünen Strauche leben kann und Duft versenden im Verein mit ihren holden Schwestern."

„Ja, Du hast Recht, Kerim Girèi."

„Sag mir, Blume des Paradieses, was soll ich noch thun, Dir Dein Leben zu schmücken?"

„Was mir fehlt, kannst Du, wirst Du mir nie geben."

„Nenne es."

„Die Freiheit."

„Ich kann nicht mehr sein ohne Dich, Maria," rief der Chan mit wilder Leidenschaft, „es ist nicht meine Laune, meine Willkür, die Dich hier zurückhält, sondern Liebe, eine Liebe, wie sie auch bei Euch kein Mann glühender und treuer für ein Weib empfinden kann. Aber Du bist krank, Maria, unsere Nächte sind gefährlich, diese Kühle, die so erquickend scheint nach der versengen-

den Glut des Tages, trägt den Keim des taurischen Fiebers, den Keim des Todes in sich. Sei vorsichtig um Deinetwillen. Mache die Sitte des Landes zu der Deinen. Setze Dich, gleich unsern Tartaren, nie ohne Pelz der Nachtluft aus, versprich mir das."

Maria nickte, der Chan erhob sich, küßte sie auf die reine schöne Stirn und verließ sie.

Kurze Zeit darauf trat der Verschnittene ein, warf sich vor der Gräfin mit dem Antlitz zur Erde nieder und sprach: „Mein Herr bittet Dich, dies Geschenk seiner Huld anzunehmen, als einen Schutz gegen die Lüfte des Abends." Auf seinen Wink traten zwei Negerknaben ein und breiteten vor den Augen der beiden Frauen einen Pelz aus, der an Pracht alles übertraf, was sie beide bisher gesehen.

„Es ist ein Prachtstück," sagte Kiamil, „wie es nur die Sultanin in Stambul bei feierlichen Gelegenheiten trägt."

„Versuch es doch," bat die alte Sklavin, bedacht, den Gedanken ihrer Gebieterin eine andere Richtung zu geben.

Maria erhob sich langsam und ließ sich, gleich einer leblosen Statue, geduldig mit dem herrlichen Pelz bekleiden, welcher bis zur Erde reichend von außen ganz Hermelin und innen mit dem kostbarsten schwarzen Zobel

gefüttert, ihr im Einklang mit ihrer hohen, majestätischen Figur und ihrem finster-schönen Antlitz ganz das Aussehen einer orientalischen Despotin gab.

„Ich danke Deinem Herrn," sprach sie sanft, als aber Kiamil das Gemach verlassen hatte, warf sie den prachtvollen Pelz mit zwei zornigen Bewegungen ab, stürzte vor dem Christusbilde, das die eine Wand ihres Schlafgemaches schmückte, nieder und verbarg weinend ihr Gesicht in den Händen.

Viele Tage vergingen, ohne daß der junge Pole die Gräfin sah. Endlich fiel eines Abends, als er wieder im Rosengarten des Harems beschäftigt war, ein Stein vor seine Füße. An dem Steine war ein Zettel befestigt, welcher in polnischer Sprache die wenigen Worte enthielt: „Erwarte mich heute Nacht."

Mit Einbruch der Dunkelheit verbarg sich der Pole oben unter den Platanen und harrte mit klopfendem Herzen der schönen Gebieterin des Serails. Statt des Mondes sendeten diesmal nur die zahllosen Sterne, von denen der südliche Himmel bedeckt ist, ihr sanftes Licht in den Garten. Eine süße Märchendämmerung erfüllte denselben, Rosen und Myrten strömten wollüstige Wohlgerüche aus, die Springquellen plätscherten, und Nachtigallen sangen ringsum in den Gebüschen.

Endlich kam sie. Er hörte sie am Fuße der Terrasse mit ihrer Sklavin sprechen, welche sich dann auf dem Rand eines Marmorbassins niederkauerte, während Maria allein den Abhang emporstieg. Sie war diesmal in ihrem prächtigen Sultanpelz eingehüll und hatte, mehr zur Zierde als zum Schutze, nur einen kleinen, silbergestickten Schleier gleich einem Turban in ihr schimmerndes Goldhaar geschlungen. Als der Jüngling sich zu ihren Füßen niederwarf, um die Herrin demütig, wie es dem Sklaven ziemte, zu begrüßen, lächelte sie und hob ihn mit ihrer weißen, kalten Hand auf.

„Komm, mein Freund, wir wollen uns hier unter die Bäume setzen und uns von unseren Schicksalen und unserer teuren Heimat erzählen," sprach sie. Sie ging dann einige Schritte tiefer in den Schatten, wo aus weißem Stein ein klarer Quell entsprang, und ließ sich auf dem Marmor nieder, während er sich ihr zu Füßen legte.

„Du warst krank, Herrin?" begann er.

Sie nickte.

„Sie sagten, Du hättest Dir nachts im Garten das Fieber geholt."

„So ist es."

„Wirst Du Dich von neuem erkälten auf dem kalten Steine?"

„Ich sitze ja auf meinem Pelze," gab sie zur Antwort.

„Aber Deine Füße ruhen in dem feuchten Grase," fuhr er fort, „laß mich Dein Schemel sein."

Sie lächelte und setzte, ohne ein Wort zu erwidern, mit imponierender Gelassenheit die Füße auf ihn, als sei er wirklich nur dazu da. Dann begannen sie zu plaudern, unbekümmert um ihre traurige Lage, ihre Umgebung und die Gefahr, welche ihnen unablässig drohte, vergessend. Er sprach von dem Hause seiner Eltern, seiner fröhlichen Kindheit, von Bärenjagd und Schlittenfahrten, von den inneren Kämpfen der Parteien und dem Kriege mit den Russen, sie horchte mit tiefer Teilnahme zu und erzählte dann von dem Schlosse ihres Vaters, in dem sie gleich einer Fürstin, frei, glänzend und sorglos gelebt hatte, von dem heiteren Weihnachts-feste und den Osterfreuden, zu denen der ganze Land-adel auf zwanzig Meilen in der Runde herbeiströmte, von der entscheidenden Rolle, welche ihr mächtiges Haus an dem Hofe des Königs und im Landtag spielte, und wie sie dann, kaum achtzehn Jahre alt, von streifenden Kosaken geraubt und an krimsche Tartaren verkauft worden war, welche sie in den Harem Kerim Girèis brachten. Wie sie hier erwartete, gleich einer Sklavin gehalten zu werden, und bald als Despotin unum-

schränkt über den Chan gebot, der von Liebe rasend, sein stolzes Haupt zum Schemel ihrer Füße machte.

„Du liebst ihn," unterbrach sie der junge Pole.

„Es gab Augenblicke, wo ich es glaubte," sagte sie nach einigem Nachdenken, „ich zweifle nicht, ich hätte Kerim Gerëi geliebt, wenn er als Freier in das Schloß meines Vaters gekommen wäre, aber hier, wo ich keine Wahl habe, wo ich ihm gehören muß, hier verabscheue ich ihn."

„Ich danke Dir für dieses Wort," rief der Jüngling leidenschaftlich.

„Und weshalb?"

„Weil ich Dich liebe!" sprach er, mit dem Ausdruck vollkommener Anbetung zu ihr emporblickend.

Sie beugte sich zu ihm nieder und betrachtete ihn mit stiller Seligkeit. „Ja, Du liebst mich," murmelte sie, „ich fühle es, und Deine Liebe ist mir ein holder Trost. Wie sich die Zeiten ändern! Wenn damals die Magnaten vor mir knieten und um meine Hand baten, hatte ich nur ein stolzes Lächeln für sie, man nannte mich hochfahrend und grausam, und jetzt bin ich einem Sklaven, den ein Wink von mir der entsetzlichsten Qual, dem martervollsten Tode überliefern kann, dankbar, daß er mich nicht verachtet, mich, die Dirne, die Odaliske des Chans. Liebst Du mich aber auch wirklich?"

„Laß mich sterben für Dich," rief er, „und mein brechendes Auge wird noch dankbar auf Dich gerichtet sein; und Du, liebst Du mich auch?"

Sie lächelte. „Nicht so rasch, mein Freund," sprach sie, „es sei Dir vorläufig genug, daß ich Dir erlaube, an mich zu denken, von mir zu träumen, mich zu lieben." Er führte in stummer Seligkeit den Saum ihres Gewandes an seine Lippen, und als sie aufstand, um ihn zu verlassen, küßte er mit stürmischer Zärtlichkeit ihre Füße. —

Sie kam nun jede Nacht. Die alte Sklavin wachte unten bei der Fontaine, und wenn die traurige Schöne die Terrassen zu ihm emporstieg und er ihren schneeweißen Hermelinpelz zwischen den dunklen Stämmen schimmern sah, da war es ihm jedesmal, als gehe ihm der Mond auf, ja, die Sonne, mitten in Nacht brach der volle Tag der Liebe an.

Ein Monat war so vergangen. Da sagte sie eines Tages zu ihm, als er in tiefer Demut zu ihren Füßen lag: „Du hast seitdem nicht mehr gefragt, ob ich Dich liebe. Ich will Dir heute Antwort geben, ohne daß Du sie verlangst. Ich liebe Dich."

„Du liebst mich!" Er umschlang sie, und ihre Lippen berührten sich zu einem seligen Kusse, der nicht enden zu wollen schien.

„Aber weißt Du auch, mein Geliebter," fuhr sie

mit düsterem Ernst fort, „daß Dich dieser Kuß dem Tode geweiht hat. Ich will Dein sein und Dich so glücklich machen, als ich nur kann, aber es wird die Stunde kommen, wo man Dich entdeckt, und Du wirst dieses Glück mit dem Leben bezahlen müssen.“

„Daß will ich,“ erwiderte er, „und mit der ganzen Freude meines Herzens. Was ist dies Leben ohne Dich als Tod. Ich will mich in Deiner Gnade sonnen, wie in süßem Himmelslicht, und dann soll in Gottes Namen die ewige Nacht hereinbrechen.“

„So bin ich Dein,“ flüsterte sie, „ich nehme Dein Leben als den Preis meiner Liebe, Du sollst in meinen Armen selig sein, und wenn es sein muß, für mich sterben.“ Sie neigte sich zu ihm und schloß ihn mit heftiger Zärtlichkeit an ihre Brust, auf welcher der Hermelin gleich einer mondbeglänzten Welle auf und ab wogte.

Keiner von allen, die in der taurischen Alhambra wohnten, bemerkte die Veränderung, welche in dem Wesen der schönen Gebieterin derselben vorgegangen war, nur dem scharfen Blicke der Georgierin entging es nicht, daß die dunklen Schatten aus dem Antlitz Marias mit einem Male gelöscht waren und von Zeit zu Zeit ein heiteres Lächeln um ihre Lippen spielte. In einer

finsteren Gewitternacht, während der schwarze Himmel, an dem kein Stern zu sehen war, hier und da von grellem Wetterleuchten zerrissen wurde, verbarg sich Anaïd, in einen dunklen Schleier gehüllt, in dem Garten des Harems und belauschte die Liebenden. Die Entdeckung, welche sie gemacht hatte, schien der von Eifersucht geblendeten Orientalin den langersehnten Sieg über die Nebenbuhlerin zu sichern. Als der Chan am folgenden Tage in den Harem kam, zog sie ihn in eine Rosenlaube und flüsterte ihm das unselige Geheimnis zu. Kerim Girèi sprach kein Wort, er wollte selbst sehen, selbst hören, ehe er richtete und strafte.

Wieder ruhte Maria an der treuen Brust ihres Sklaven, ihres Geliebten, unter den Platanen, als plötzlich der Chan vor ihnen stand. Um ihn waren die Verschnittenen und Anaïd, welche ihn geführt hatte.

Maria erhob sich mit der ruhigen Majestät des Unglücks und blickte dem Despoten, der bis in die Lippen erbleicht war, furchtlos in das Auge.

Es war das Werk eines Augenblicks, daß die Verschnittenen den unglücklichen Sklaven zu Boden gerissen und Kiamil ihm mit einem bestialischen Grinsen die totbringende Schlinge um den Hals gelegt hatte, aber der Chan gebot ihnen einzuhalten.

„Elender!“ rief er dem Polen zu, „wußtest Du

nicht, daß, wer das Antlitz der Sultanin erblickt, sein Leben verwirkt? Sieh die Fürstin, welche vor Empörung über die unerhörte Beleidigung keine Worte findet, Dich zu verurteilen," und sich zu Maria wendend, fuhr er fort: „Überlasse mir seine Strafe, Herrin, und sei überzeugt, Du wirst mit mir zufrieden sein."

„Ersinne Martern, wie sie noch nicht da waren," sprach der junge Pole mit dem Fanatismus echter Liebe, „zerfleische mich, laß mich unter den grausamsten Qualen sterben; was mein ist, kannst Du mir nicht rauben, ein Glück, das Du nie gekannt hast, von dessen Dasein Dir nur eine schmerzliche Ahnung ward."

„Willst Du mich verspotten, mich, Deinen Herrn, Sklave!" rief Kerim Girèi, während in seinem Auge ein majestätischer Zorn aufflammte, und er begann den von den Verschnittenen Gefesselten, vor ihm auf der Erde Liegenden mit Füßen zu treten.

Maria wendete sich ab.

Am folgenden Morgen begab sich der Chan mit seinen Frauen zu ungewohnter Stunde in den Kiosk des Haremsgartens. Während sich die kindlichen Schönen in der Erwartung eines seltenen Schauspiels festlich geschmückt hatten und in ihren roten, grünen, blauen und gelben, mit Hermelin oder Zobelpelz besetzten, kurzen Seidenkaftans auf den weichen Polstern lagen, Kaffee

tranken, rauchten und lachten, saß Kerim Girêi wie leblos unter ihnen, den finsteren, drohenden Blick apathisch auf die Ruhematte, mit der der Marmorboden bedeckt war, geheftet.

„Wo bleibt Maria," sagte er endlich zu Kiamil, der gleichfalls regungslos gleich einer Säule an der Thür stand, „führe sie hierher, bei Gefahr Deines Kopfes."

Der Schwarze verschwand. Nach einer Weile trat die Gräfin in den Kiosk, sie war totenblaß und hüllte sich fröstelnd in ihren großen Hermelinpelz. Der Chan erhob sich, nahm sie bei der Hand und führte sie an das Gitter, wo sie sich niederließ.

„Hier wirst Du alles vortrefflich sehen können," sagte er mit matter, dumpfer Stimme, dann klatschte er in die Hände.

In dem großen Hofe, den man durch das Gitterwerk des Kiosk vollkommen übersehen konnte, standen zwei Pfähle, der eine niedrig, der andere hoch erhoben, mit scharfer Spitze. Die Leibwache des Chans umgab dieselben in einem Viereck, welches gegen den Kiosk zu offen war, während die Hofleute und die Sklaven des Chans hinter den Bewaffneten einen weiten Halbkreis bildeten.

Auf das Zeichen, welches der Chan gab, führten die Verschnittenen den unglücklichen jungen Polen, welcher Ketten an den Füßen trug und dem die Hände

auf den Rücken gebunden waren, in das Viereck, entkleideten ihn bis zu den Hüften und fesselten ihn an den niederen Pfahl. Kiamil prüfte bedächtig die Fesseln des Polen, warf dann seinen schweren Pelz ab, ergriff eine große Knotenpeitsche, trat hinter den Verurteilten und blickte auf den Kiosk.

Der Chan klatschte in die Hände, und der schwarze Satan begann den Jüngling zu peitschen, Hieb auf Hieb zerschnitt mit furchtbarer Gewalt seinen Rücken; die Fürstin saß, auf ihre Hand gestützt, die Wange an das Gitter gepreßt, und verwandte kein Auge von dem Unglücklichen, dessen Blut in roten Strömen zur Erde herabfloß. Er gab lange Zeit keinen Laut von sich, dann begann er zu beten und endlich leise zu stöhnen.

Als er etwa hundert Hiebe empfangen hatte, sank er ohnmächtig zu Boden, die Verschnittenen hoben ihn auf und stießen ihn mit glühenden Eisen in die Seiten; mit einem dumpfen Röcheln kam er zu sich. Wieder blickte Kiamil auf den Kiosk. Auf ein neues Zeichen des Chans ergriffen die Verschnittenen den nur noch Halblebendigen, und in einem Augenblick war er nach orientalischer Sitte gepfählt.

„Nun bist Du gerächt," sagte der Chan mit kalter Hoheit, „bist Du zufrieden?"

„Ja," erwiderte Maria.

„Es ist vorbei, gehen wir,“ fuhr Kerim Girêi fort.

„Nicht doch, er lebt noch,“ gab Maria zur Antwort.

„O, er kann noch bis zum nächsten Morgen leben,“ rief Anaïd mit einem grausamen Gelächter, „man stirbt am Pfahle nicht so schnell.“

„Und wenn es bis in die Nacht währt!“ entgegnete der Chan gleichgiltig.

„Dann werde ich die Nacht hier zubringen,“ gab sie mit jener Energie des Entschlusses zur Antwort, welche ihr den Despoten der Krim immer von neuem unterwarf. Anaïd verließ mit einem triumphierenden Blick auf Marie den Kiosk, die anderen reizenden Haremskinder folgten lachend, als wenn sie eben einer heiteren Komödie in einem Theater beigewohnt hätten. Der Hof leerte sich allmählich.

Es war langweilig, den Unglücklichen am Pfahle, der am Ende doch nur ein Sklave war, sterben zu sehen. Nur zwei Verschnittene blieben bei ihm, welche mit gezückten Yatagans neben dem Pfahle Wache hielten.

Stunde auf Stunde verrann, Maria saß noch immer an dem Gitter des Kiosk und blickte auf den Sterbenden, der nicht sterben konnte, nur von Zeit zu Zeit aufseufzte in entsetzlichen Qualen; sie blickte auf ihn, unverwandt und mit thränenlosem Auge, nur

manchmal zog sie ihren Pelz fester zusammen, es schauderte sie.

Als die Sonne sich hinter den Bergen von Baktschisarai dem Untergange zuneigte, trat der Chan an Maria heran und sprach mit zitternder Stimme: „Geh hinab und reiche ihm einen Trunk Wasser.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Thue, wie ich Dir sage, seine Qual wird dann enden.“

„Wie?“

„Sobald das Wasser seine Lippen genetzt hat, stirbt er.“

Maria erhob sich und schritt, von dem Chan geführt, langsam durch den Garten, den Harem, den Palast, in den großen Hof hinaus. Ein Negerknabe trug ihr einen Becher nach. Sie nahm ihn jetzt aus seinen Händen, schöpfte Wasser an dem Springquell und näherte sich dann rasch dem Pfahle.

„Du stirbst für mich,“ flüsterte sie in polnischer Sprache dem Geliebten zu, „und ich werde für Dich sterben. Hier — trinke — ich kredenze Dir den Tod.“ Sie berührte den Becher mit ihren Lippen und reichte ihn dann dem Jüngling.

Er trank.

Der Todeskampf begann.

Sie stand neben dem Pfahle mit einer Würde, welche sogar dem wilden Despoten Ehrfurcht einflößte, bis der Geliebte den letzten Atemzug that.

„Er ist tot," sagte einer der Neger, welche Wache hielten.

„Gott sei Dank, er ist tot," wiederholte Maria, that noch zwei Schritte und fiel dann bewußtlos zur Erde nieder. Ihre Stirn schlug gegen den Marmor und färbte ihn mit ihrem Blute.

Noch in derselben Nacht erkrankte Maria an einem hitzigen Fieber; all sein Hermelin, den er über sie warf, half dem Chan, der sie jetzt nur noch wahnsinniger liebte, ebensowenig, als die Kunst der Ärzte, welche er aus weiter Ferne an ihr Krankenlager berief.

Sie lag da in dem schwellenden weißen Pelzwerk, vom Frost geschüttelt, die Wangen glühend, so wie er sie selbst einst ahnungslos genannt, eine gebrochene Rose, und gleich einer Rose welkte sie dahin.

Sie starb, ehe der Mond wieder voll wurde, den Blick auf den Gekreuzigten geheftet, den Namen des Geliebten auf den Lippen, den in seinem Schmerze versteinerten Despoten zu ihren Füßen.

Wenige Augenblicke, ehe sie ihren Geist aufgab, flog eine Schwalbe durch das offene Fenster in ihr Zimmer.

Der Chan deutete auf den Vogel, der einen Augenblick über ihrem Lager flatterte, und sprach, dem orientalischen Aberglauben vertrauend: „Das bringt Dir Glück.“

„Ja, es bringt mir das einzige Glück, das es für mich noch in der Welt gibt,“ erwiderte sie, „den Tod.“

Die erste Regung des Chans an ihrer Leiche war Wut gegen jene, die durch ihren Verrat das Unheil herbeigeführt. Er ließ Anaïd an Händen und Füßen gefesselt in einen Sack nähen und in das Wasser werfen. Dann brach er zusammen. — Es währte lange, ehe sich sein dumpfer Schmerz in Thränen löste.

Zur Linken in der obersten Gartenterrasse seines Palastes ließ er die geliebte Tote auf einem kleinen Hügel beerdigen; über ihrem Grabe erhob sich ein schönes Mausoleum mit runder Kuppel, welche über einem Halbmond das Kreuz der Christen zeigte. Aus der Wand desselben steigt ein Springquell empor und wirft seine klare Flut in ein weites Marmorbecken.

Hierher kam der Chan täglich und saß in tiefen Gedanken und weinte, und deshalb nannte das Volk den Ort den Thränenquell.

Der Nachfolger Kerims, Chan Sahin Girèi, wurde durch die große nordische Semiramis, Katharina II., seines Reiches beraubt. Taurien wurde eine russische

Provinz, sein letzter tartarischer Herrscher auf der Insel Rhodus auf Befehl des Sultans hingerichtet.

Die taurische Alhambra liegt seitdem längst in Trümmern; die meisten der herrlichen Springbrunnen schweigen. In dem zerstörten Kerker der Schönheit schreit unter dem eingestürzten Plafond die Eule und Schlangen schlüpfen rasch über den zerbröckelten Fußboden; nur über dem geheimnisvollen Grabe der wunderbaren Fremden murmelt der Thränenquell eintönig fort, eine ewig=traurige, unverstandene Klage, und unter Rosen und Myrten schluchzt die Nachtigall ihr unsterbliches Liebeslied.

Das weiße Blatt.

1750.

I.

Ein altertümliches Haus mit aristrokatischem Äußern in einer engen winkeligen Straße des alten Paris, und in dem ersten Stockwerk dieses vornehmen Hauses die mit allem Luxus, aller Steifheit und Schwerfälligkeit der Zopfzeit eingerichtete Wohnung einer Modedame, einer Frau, welche die Mode macht und zugleich selbst in der Mode ist. Sie ist eben aufgestanden und in die Fensternische getreten, um die prachtvollen holländischen Tulpen und Hyacinthen zu betrachten und ihren Papagei zu necken, denn necken muß sie immer irgend jemand. Sie verfolgt ihn mit der Quaste ihres Schlafrockes, und der Vogel steigt gravitätisch auf seiner vergoldeten Kletterstange auf und ab und ruft von Zeit zu

Zeit: „Guten Morgen, meine Kleine!“ Und klein ist seine ausgelassene Herrin in der That, eine Figur zu den reizenden Nippessachen, den Schäferinnen und Blumenmädchen aus Porzelaine de Sevres, auf den Kamin zu stellen. Ihr Kopf ist nicht schön, aber reizend in der liebenswürdigen Güte und dem geistreichen Mutwillen, welche insbesondere aus den großen grauen Augen sprechen, die unter den pikanten schwarzen Brauen so seltsam hell hervorblicken. Sie trägt ein Morgenkleid von Rosaatlas mit einer großen Quetschfalte auf dem Rücken, vorn offen und reich mit weißen Spitzen besetzt; des braune Haar, auf dem der Puder vom vorigen Tage nur noch wie ein leichter Reif liegt, in einem kleinen weißen Häubchen mit Rosabändern, und hat Rosaatlaspantöffelchen an den wunderkleinen Füßchen. Ein Mohr in weißer Atlashose und Weste und rotem Frack bringt ihr auf silberner Tasse die Chokolade und bedient sie mit feinem Gebäck, alles mit einer feierlichen Unterthänigkeit, als hätte er eine Monarchin vor sich. Und es ist auch so! In Frankreich regiert Ludwig XV. mit Hilfe der Marquise von Pompadour — und auf dem französischen Theater herrscht Mademoiselle Gaussin, jedoch allein und unumschränkt. Denn was so pikant an ihr ist: sie ist zugleich ein Genie und eine Tugend. Die große Uhr auf dem Kamine, welche ein Schloß im Geschmack von Versailles

vorstellt, schlägt zehn Uhr und spielt dann einige Sarabande. Die kleine Gaussin zählt die Schläge, stützt das Köpfchen in die Hand und wird nachdenklich, wobei sich ihre roten Lippen ein wenig öffnen und die herrlichsten Zähne sehen lassen.

„Sonst kam er stets eine Stunde früher, als wir verabredet hatten," sagte sie zu sich, „und wartete gern, bis ich Toilette gemacht hatte; dann wurde es eine halbe, eine Viertelstunde, dann trat er pünktlich ein, Schlag zehn Uhr, grollte aber, wenn ich nicht ganz fertig war, und jetzt — jetzt fängt er an, sich zu verspäten! So ist der beste Mann, im Laufe der Zeit wird ihm die Frau, welche er liebt, langweilig, wenn nicht lästig; er ist ihr vielleicht noch herzlich gut, aber sie darf ihm ja in keiner Weise beschwerlich fallen! St. Renauld liebt mich, ich weiß es, er sendet mir täglich die seltensten Blumen, aber wenn ich ihn heute auf eine ernste Probe stellte, würde er sie bestehen? Was sind für den reichen Finanzpächter, den Steuerkrösus — Blumen? Wie aber, wenn ich ein Opfer von ihm verlangen würde, ein wirkliches Opfer, etwas, wodurch er mir beweisen könnte, daß er mir sein unbegrenztes Vertrauen schenkt? — Denn ohne Vertrauen, ohne Dichtung giebt es keine echte und wahre Liebe. Nun, wir werden sehen!"

Die gefeierte Schauspielerin setzte sich an das kleine

Klavier und ließ ihre Finger über die perlmutternen Tasten gleiten; was sie spielte? -- Sie selbst wußte es nicht, aber es endete mit einer Dissonanz, denn plötzlich schlug eine Hand im weißen Handschuh sie auf die Finger.

II.

Mademoiselle Gaussin sah in dem großen Spiegel, welcher dem Klavier gegenüber hing, das St. Renauld hinter ihr stand, und eben deshalb, weil sie ihn sah, wendete sie nicht einmal den Kopf zu ihm, sondern versuchte weiter zu spielen.

„Ich bin es, meine Kleine," begann er hierauf.

„Du?" erwiderte sie gleichgiltig; „ich dachte in der That, es sei jemand Anderer?"

„Jemand Anderer?" wiederholte der Finanzpächter eifersüchtig; „wer könnte denn das sein, wer besucht Dich denn so zeitig?"

„Nun, es ist nicht mehr so früh —"

„Zehn Uhr —"

„Halb elf."

„Zehn."

„Halb elf, sage ich."

„Wirklich halb elf," sagte St. Renauld kleinlaut, „aber wer könnte Dich auch um halb elf besuchen?"

„Wer immer es sei," erwiderte Mademoiselle Gaussin, „Du beginnst so auffallend mit Deiner Zeit zu geizen, daß ich mindestens sehr klug handeln würde, wenn ich jemand suchen würde, der mir in den vielen Stunden, wo Du nicht bei mir bist, ein wenig die Zeit vertreiben würde."

„Du liebst mich also nicht mehr?" rief St. Renauld erregt.

„Du bist es, der mich nicht mehr liebt," antwortete die Schauspielerin sich plötzlich zu ihm kehrend; „Du Treuloser, Du Türke, nein — Chinese, ein Chinese bist Du, denn die Chinesen haben auch mehrere Frauen wie die Türken, sind aber dabei noch langweilig und — dick. Du wirst auch täglich dicker, mein Teurer."

„Ich — dick? —" stammelte der Finanzpächter, sich erschreckt im Spiegel betrachtend.

„Dick wie die Pagode da auf dem Kamin," sagte Mademoiselle Gaussin, indem sie zugleich aufstand, „und da soll ich noch an Deine Liebe glauben? Die Leidenschaft läßt einen Menschen nicht dick werden, Du bist dick, folglich bin ich Dir sehr gleichgiltig geworden."

„Wie kommst Du auf diesen unglücklichen Einfall?" begann St. Renauld; „es wäre erst zu beweisen, daß

unsere Gefühle im umgekehrten Verhältnisse zu unserem Gewichte stehen. Wärst Du im Recht, so könnte man ja die Liebe nach Pfunden taxieren wie das Fleisch."

„Gewiß."

„Man hat Dir Verleumdungen gegen mich zugetragen," entgegnete der Finanzpächter.

„Als wenn dies überhaupt noch nötig wäre," spottete die Gaussin; „Du thust ja selbst alles, um Dich in Schatten zu stellen."

„Du zweifelst also an der Redlichkeit meiner Absichten?" fragte St. Renauld.

„Nein."

„Woran denn?"

„An Deiner Liebe!" schrie die Gaussin mit einer Heftigkeit, welche an ihr eigentlich sehr spaßhaft war. „Hörst Du nicht? — an Deiner Liebe, Du Chinese!"

„Komm," sagte Renauld nach einer Weile, „setze Dich zu mir, wir wollen darüber reden." Er ließ sich zugleich bequem auf dem mit geblümtem Damast überzogenen Sopha nieder.

„Ja, wir wollen darüber reden," erwiderte die Gaussin, „aber in einer anderen Weise als Du meinst." Sie setzte sich in einen Fauteuil und schob mit dem Fuße einen Schemel vor sich hin. „Hier wirst Du niederknieen, Du Verbrecher, augenblicklich!" befahl sie.

„Muß ich?“ fragte der Finanzpächter, welcher sehr bequem saß.

„Ja, Du mußt.“

Er erhob sich hierauf seufzend und kniete zu den Füßen der Schauspielerin nieder.

„So, jetzt beginnt das Verhör,“ sagte sie.

„Ein Verhör?“

„Ja wohl, und von der Art und Weise, wie Du Deine Sünden offen bekennen und vor allem von der Reue, welche Du zeigen wirst, hängt Deine Begnadigung oder Verurteilung und die Art Deiner Strafe ab,“ sprach die Gaussin.

„Also?“

„Liebst Du mich noch?“ begann die Kleine.

„Von ganzem Herzen.“

„Weshalb kommst Du dann so spät?“

„Weil ich keine Zeit habe,“ erwiderte St. Renauld.

„Wie kommt es, daß Du früher Zeit gehabt hast?“

„Weil ich nicht so viel zu thun hatte.“

„Nein, weil Du mich liebtest,“ schmollte Mademoiselle Gaussin.

„Ich liebe Dich mehr als je,“ beteuerte St. Renauld, „aber die Geschäfte haben so zugenommen.“

Mademoiselle Gaussin zuckte die Achseln.

„Bin ich nicht gestraft genug, wenn ich nicht bei

Dir bin?" fuhr der Finanzpächter fort. „Ist es nicht ungerecht oder doch mindestens hart, wenn Du mir noch dafür zürnst? Ja, herzlos ist es von Dir und grausam, denn beweise ich Dir nicht täglich, ja, stündlich, wie sehr ich Dich liebe? Gibt es etwas in der Welt, was ich Dir verweigern könnte?"

„Ist dies Dein Ernst?" sagte die Schauspielerin rasch mit einem seltsamen Blick, der ihren Anbeter nicht wenig befremdete.

„Mein voller Ernst," erwiderte er nach einer Pause.

„Nun, so gib mir ein weißes Blatt mit Deiner Unterschrift," sprach Mademoiselle Gaussin.

„Nichts weiter?" staunte St. Renauld lächelnd.

„Bedenke wohl, was Du thust," sagte die Schauspielerin hierauf, „sonst hat es keinen Wert für mich. Stelle Dir vor, was man alles auf ein weißes Blatt schreiben kann! Dieses kleine Blatt kann Dich in die Bastille bringen, ja, auf das Schaffot, es kann Dich zum Bettler oder zu meinem Sklaven machen, es kann Deine Ehre brandmarken für immer; kurz, es gibt Dich ganz in meine Hand!"

„Weßhalb verlangst Du es also?" fragte St. Renauld.

„Weil ich einen Beweis haben will, daß Du mich

liebst," entgegnete Mademoiselle Gaussin mit Feuer, „denn nur wahre Liebe kann so unbegrenzt, so namenlos vertrauen."

„Glaubst Du?"

Mademoiselle Gaussin nickte zustimmend.

St. Renauld stand auf, eilte zu dem kleinen Mahagonisekretär der Schauspielerin, nahm ein großes weißes Blatt Papier, unterschrieb rasch seinen vollen Namen, und gab es dann der Geliebten.

Mademoiselle Gaussin schoß zuerst das Blut in die Wangen und dann das Wasser in die Augen, die sonst so beredte große Künstlerin war keines Wortes fähig, sie warf sich an St. Renaulds Brust und schluchzte.

III.

Ein Jahr war vergangen, während dessen die kleine Gaussin von dem Beweise von Vertrauen und Liebe, den ihr St. Renauld gegeben hatte, vollkommen beruhigt, ihrem Anbeter die Stunden, welche er in ihrem Boudoir zubrachte, zu einem irdischen Paradiese zu machen suchte. Sie hatte alle Empfindlichkeit abgelegt, sie war gegen seine Schwächen und Nachlässigkeiten nachsichtig bis zur Blindheit, sie zeigte sich liebenswürdig, unterhaltend wie noch nie, seitdem sie sich kannten. Ganz anders der

Finanzkrösus. Dieser befand sich, seitdem er das verhängnisvolle weiße Blatt unterzeichnet hatte, in einer immerwährenden Unruhe, er hatte stets die Worte der kleinen Gaussin vor Augen. „Was kann nicht alles auf ein leeres Blatt geschrieben werden!“ wiederholte er sich jedesmal, wenn er aufwachte, und mit diesem Gedanken begab er sich zu Bett und wälzte sich oft genug unruhig auf seinem Lager in entsetzlichen Träumen von der Bastille und anderen angenehmen Anstalten, welche ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieben.

Die geistreiche Schauspielerin entdeckte bald seinen Seelenzustand, ohne denselben jedoch enträtseln zu können, denn das unselige weiße Blatt hatte sie längst vergessen. Sie forschte vergebens nach der Ursache seiner fortdauernden Verstimmung; auf alle ihre liebevollen Fragen, ihre besorgten Zweifel hatte er nur ausweichende Antworten oder ein stummes trauriges Achselzucken.

Wie oft vergoß die muntere, spaßhafte Kleine Thränen, wenn sie allein war, und trocknete sie rasch, sobald sie seine Schritte hörte, um seine Schwermut nicht zu steigern, jetzt kam es ihr zu Statten, daß sie die erste Schauspielerin Frankreichs war; so weh es ihr auch oft in seiner Gegenwart war, wenn er sich so zerstreut und einsilbig zeigte und seinen trüben Blick an dem Boden haften ließ, so sah er doch bei ihr stets das heiterste

unbefangenste Gesicht, und ihr Lachen klang melodisch durch das Gemach wie in den glücklichsten Zeiten.

Endlich eines Abends — die Gaussin hatte eben eine ihrer besten Rollen im Théâtre français gespielt und den höchsten Triumph gefeiert — in einer ungewöhnlichen Stimmung fand sie den Mut, den Schleier des Geheimnisses, das sie so lange und so grausam quälte, zu zerreißen. Sie hatte ihre glänzende Robe abgelegt und es sich bequem gemacht, und wie sie, noch glühend von der Erregung des Bühnenspieles, in ihrem fließenden Gewand von weißem Mousseline und ihrer blauseidenen, mit weißen Spitzen besetzten Jacke herauskam, saß St. Renauld an dem Kamine in tiefe traurige Gedanken versunken, die Beine apathisch von sich gestreckt, die Hände in den Taschen seines Rockes, und schien die Geliebte nicht zu bemerken.

„Was hast Du seit einiger Zeit?" begann sie; „hast Du Dich durch eine unglückliche Spekulation ruiniert? Ich will es wissen; arm sein ist keine Schande und vielleicht nicht einmal ein Unglück, und wenn Du dann den Kopf hängen läßt, wird Dich Deine kleine Gaussin schon wieder lachen machen."

„Was fällt Dir ein?" erwiderte der Finanzpächter kühl, „die Geschäfte gehen besser als je."

„Was hast Du also? Ich lese einen Kummer in

Deinen Zügen, der sich mir vergebens verbergen will, Du fängst sogar an mager zu werden."

„Du irrst Dich —"

„Ich irre mich nicht."

„Aber wenn ich Dir sage —"

„Sage mir, was Du auf dem Herzen hast," rief die kleine Schauspielerin resolut, „sonst beginne ich von neuem an Deinem Vertrauen und somit an Deiner Liebe zu zweifeln."

„Du hast ja doch das weiße Blatt," erwiderte St. Renauld. Der Ton, in dem er dies sagte, war aber so seltsam gepreßt, daß die Gaussin aufmerksam wurde; zum Überflusse seufzte er noch tief auf, nachdem er dies gesagt. Jetzt wußte sie, was sie zu wissen brauchte, er war also in Angst, daß sie einen für ihn verderblichen Gebrauch davon machen konnte; das, das allein war es, was ihm die Ruhe, die Liebenswürdigkeit, die Eßlust, den Schlaf raubte.

Ein diabolisches Lächeln überflog ihr pikantes Gesichtchen, und ihre großen hellen Augen trafen den Geliebten zugleich verächtlich und drohend. Die Arme auf der Brust gekreuzt ging sie einige Male im Gemache auf und ab, die roten Absätze ihrer Stöckelschuhe klapperten zornig auf dem Parquet; endlich setzte sie sich nachlässig in einen Lehnstuhl, dem Finanzpächter gegen=

über. Sie war mit einem Male ganz verändert und zwar so sehr, als spiele sie einen bestimmten Charakter auf der Bühne.

„Ich bin seit fünf Minuten vollkommen im Klaren mit Dir und auch mit mir," begann sie in einem nachlässigen gespreizten Tone, wie ihn St. Renauld an ihr nicht gewöhnt war, und zugleich geberdete sie sich wie eine der gelangweilten, trägen und dabei doch koketten Damen der Pariser vornehmen Gesellschaft; sie rümpfte die Nase gleich der verwöhntesten Marquise und betrachtete ihren Anbeter mit spöttischer Geringschätzung durch eine kleine Lorgnette.

„Wie meinst Du?" sagte der Finanzpächter, nachdem er sie einige Zeit mit namenlosem Staunen angesehen hatte.

„Ich meine, daß es sehr unvorsichtig war von Dir, mein Lieber, mich gerade jetzt, wo ich von Dir selbst erfahren habe, daß Du nicht in Deinem Vermögen ruiniert bist, sondern mich einfach nicht mehr liebst, an das weiße Blatt zu erinnern, das ich noch unbeschrieben in der Hand habe. Die kleine Gaussin war doch klüger als der kluge Finanzmann, sie hat den großen Mann des Geldmarktes jetzt in der Hand; was braucht sie weiter nach seiner Liebe zu fragen? Sie hat jetzt, wo diese verflogen ist, alle Ursache, nur an ihre Zukunft zu

denken und kann zum Glücke selbst die Bedingungen diktieren."

„Du — scherzest – wohl," stotterte St. Renauld.

„Ich scherze nicht. Höre mich nur weiter. Ein verliebter Ehemann war mir stets eine lächerliche Figur, Du bist jetzt genug gleichgiltig geworden gegen mich, um an meiner Seite einen herrlichen Gatten abzugeben —"

„Wie?" schrie St. Renauld auf.

„Ich habe Deine Unterschrift, wie Du weißt," fuhr Mademoiselle Gaussin fort, „ich werde die meine daneben setzen und über unsere Namen einen Heirats-Kontrakt!"

„Du wärst dies imstande?" rief der Finanzpächter.

„Deine Frau zu werden," entgegnete sie, sich an seinem Entsetzen weidend, „warum nicht? Ich habe das Theater, diese ewigen Aufregungen, diese zugleich glänzende und verfehmte Stellung satt, ich will versuchen die anständige, die reiche, die angesehene Frau zu spielen. „Madame St. Renauld, Pächterin der Finanzen Sr. Majestät" — klingt das nicht besser als „Mademoiselle Gaussin, die Schauspielerin". O ich denke, ich werde diese Rolle um nichts schlechter spielen als meine früheren; man findet sich ja so leicht in

die Damastpolster einer Staatskarosse, in den Samtfauteuil einer ersten Rangloge hinein, man spielt mit dem Fächer, man kokettiert mit dem König —"

„Mit dem König?" unterbrach sie St. Renauld eifersüchtig.

„Ja wohl," erwiderte die Gaussin, „aber nicht mit ihm allein."

„Nicht — mit ihm allein," wiederholte der Finanzpächter; er begann sich vor der Gaussin zu fürchten. „Bin ich von Sinnen," rief er, „oder bist Du es? Ich kenne Dich nicht mehr."

„Du lernst mich eben erst kennen," spottete die Gaussin; „bis jetzt habe ich immer eine Maske getragen, jetzt siehst Du mein wahres Gesicht."

„Aber dieses Gesicht gefällt mir nicht," sagte St. Renauld bitter.

„Um so besser," lachte die Schauspielerin, „dann wirst Du mich nicht genieren, wenn mich die Herren vom Hofe besuchen, Du wirst nicht eifersüchtig sein, wenn irgend ein schöner Offizier —"

„Und wenn ich eifersüchtig bin?" schrie St. Renauld, empört aufspringend, „wenn ich Dir verbiete, irgend jemand zu empfangen."

„Dann werde ich gezwungen sein, meinen schönen Offizier zu bitten, daß er mich von Dir befreit,“ sagte die Gaussin mit unnachahmlicher Gleichgiltigkeit.

„Wie etwa?“ fragte St. Renauld ironisch.

„Indem er Dir eine Herausforderung schickt,“ sagte Mademoiselle Gaussin, mit den Spitzen ihres Ärmels spielend, „und Dich im Duell ersticht.“

„Dessen wärst Du fähig?“ stammelte St. Renauld, starr vor Abscheu.

„Ja, dessen wäre ich fähig,“ erwiderte die Schauspielerin sich erhebend, „aber rege Dich nicht unnötig auf,“ fuhr sie fort, indem sie ihn auf die Schulter klopfte, „ich werde Dich zu keiner Heirat zwingen; wozu wäre das gut? Mir ist meine Freiheit lieber, ich weiß ein viel besseres Mittel, mir meine Zukunft zu sichern.“

„Ein besseres Mittel,“ wiederholte ihr Anbeter, der viel zu früh aufgeatmet hatte, „und das wäre?“

„Wie Du auf einmal naiv bist.“ Die kleine Gaussin begann laut zu lachen und hüpfte ausgelassen im Zimmer umher. „Ich müßte ja verzweifeln, wenn ich überall, in der Loge, im Wagen, auf der Promenade Ihr langweiliges, grämliches Gesicht an meiner Seite sehen müßte, mein Herr Finanzblutegel! Sie haben sich genügend an den besten Säften Frankreichs

vollgesaugt, nun wollen wir einmal Ihnen Blut lassen! Nein, ich schreibe keinen Heiratskontrakt, Monsieur de St. Renauld, aber einen Wechsel auf fünf Millionen Franken."

„Sie sind von Sinnen, Mademoiselle!" rief St. Renauld, dem es kalt über den Rücken lief.

„Sie waren von Sinnen," höhnte sie, „als Sie mir das weiße Blatt mit Ihrer Unterschrift gaben. Morgen wird Ihnen der Wechsel präsentiert."

„Mein Gott!" stöhnte St. Renauld, indem er in einen Stuhl sank, „wie soll ich ihn denn bezahlen?"

„O, seien Sie ruhig, ich werde Ihrem Scharfsinn schon zu Hilfe kommen," entgegnete die Schauspielerin boshaft; „ich lasse Sie in den Schuldturm sperren, dort werden Sie Muße haben, Mittel und Wege zu finden, um Ihre Schuld an mich zu bezahlen."

„Fünf Millionen!" jammerte der reiche Finanzpächter; „dieser Wechsel verschlingt ja mein ganzes Vermögen. Haben Sie doch Mitleid mit mir, Mademoiselle Gaussin!"

„Mitleid! Ich?" rief die Schauspielerin, indem sie ein rohes Gelächter aufschlug. „Verkaufen Sie Ihr Haus in Paris, Ihr Landhaus in Versailles, Ihre Güter, Ihre Juwelen, Ihre Equipagen, es wird endlich doch reichen."

„Ja, es wird reichen,“ seufzte St. Renauld, „aber ich, was beginne ich? Ich bin ein Bettler.“

„Sie? Sie können dann die Straße kehren,“ entgegnete die Gaussin mit herzloser Kälte, „es soll eine der Gesundheit sehr zuträgliche Beschäftigung sein, oder wenn Ihnen das nicht behagt, kaufen Sie sich einen Affen und ziehen wie unsere Savoyarden singend durch die Dörfer:

La marmotte, la marmotte!

und wenn Ihnen von Ihren Millionen nicht so viel übrig bleibt, um einen Affen zu kaufen, so richten Sie einen Pudel ab und lassen Sie den Gassenjungen seine Künste sehen.“

Dem reichen Manne war das Weinen nahe, er fand keine Worte mehr, er saß und starrte vor sich hin wie ein Erfrorener.

„Aber da fällt mir ein,“ begann die Gaussin von neuem, indem sie sich mit dem teuflischen Behagen einer herzlosen Courtisane auf dem Divan ausstreckte, „daß ich doch etwas für Sie thun kann: Sie können mein Bedienter sein, wenn Sie wollen, Sie werden in der Livree recht stattlich aussehen.“

„Ihr Be—dien - ter?“ stammelte St. Renauld.

„Ja — ich gebe Ihnen zehn Franken monatlich, und wenn Sie sich gut aufführen,“ sprach die Schau=

spielerin mit einem leichten Gähnen, „ich meine recht gehorsam und dienstfertig sind, dann soll es mir auf fünf Franken mehr im Monate nicht ankommen, Sie werden immer in meiner Nähe sein; wenn der schöne Offizier kommt, o! er ist wunderschön! werden Sie ihn empfangen und auf der Hintertreppe zu mir führen, und wenn er fortgeht, ihm die Treppe hinableuchten —“

„Ich soll das?“ schrie St. Renauld auf; „ich, Gaussin, der Sie so sehr liebt? Lieber will ich in die Seine gehen —“

„Sie lieben mich?“ spottete die Schauspielerin.

„Ich? O! Ich Narr, ich Dummkopf, ich bete Sie an, Sie Herzlose, Grausame!“ rief St. Renauld; „vollenden Sie Ihr Werk und lassen Sie mich zu Ihren Füßen sterben.“ Mit diesen Worten war er zu ihr geeilt und hatte sich vor ihr niedergeworfen.

Die Gaussin antwortete mit einem triumphierenden Lachen, während er sein Gesicht in den Händen barg, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche ihm die Wangen hinabliefen.

Jetzt erhob sie sich leise, holte aus dem Nebenzimmer eine kleine Kassette und klopfte mit dem Schlüssel derselben ihrem in Schmerz und Verzweiflung aufgelösten Anbeter leicht auf die Schulter.

Er bewegte sich nicht.

Hören Sie, St. Renauld," sprach sie mit jenem edlen Stolz, welcher ihr so gut stand, „Sie halten mich also wirklich eines so herzlosen Egoismus, einer so gemeinen Undankbarkeit und Gewinnsucht, wie ich Ihnen dieselbe vorgespielt habe, fähig? Und ein solches Scheusal könnten Sie noch auf den Knieen anbeten, während Sie Ihre gute kleine Gaussin seit einem Jahre mit Ihrem Mißtrauen und Ihrer Gleichgiltigkeit so abscheulich gequält haben? Schämen Sie sich."

St. Renald richtete sich auf und sah sie überrascht an.

„Öffnen Sie," fuhr die Gaussin fort, ihm Kästchen und Schlüssel reichend, „und lesen Sie."

Der Finanzpächter sprang auf und that, wie sie ihn geheißen. In dem Kästchen fand er das weiße Blatt, das er ihr mit seiner Unterschrift vor einem Jahre gegeben hatte.

„Lesen Sie," wiederholte Gaussin.

Er las: „Ich verspreche, daß ich meine kleine Gaussin ewig lieben werde."

Während er noch las, zitterte das Blatt in seinen Händen, und seine Thränen fielen auf dasselbe herab, dann lag er plötzlich vor der guten Seele auf den Knieen. „Kannst Du mir vergeben, Du mein Engel, meine Göttin?"

„Nur keine Phrasen,“ scherzte sie, „ich will nicht Dein Engel sein, sondern Deine kleine lustige Gaussin.“

„O! ich weiß heute erst, welches Kleinod ich an Dir besitze,“ sagte der glückselige Finanzpächter, „und ich ruhe nicht, bis Du in mein Haus einziehst als meine Gemahlin!“

Und wirklich, zwei Monate später zog Mademoiselle Gaussin als Frau von St. Renauld in sein Hotel ein, und sie spielte ihre Rolle als vornehme Frau um nichts schlechter als die Rollen, welche sie als Schauspielerin gespielt hatte.



Wolf und Wölfin.

1192.

„Der Minne Natur ist so gethan:
Sie machet weiser weisen Mann,
Und gibt dem Thoren mehr Narrheit.“

„Anno domini 1192 zogen wieder neue Scharen über das Meer, das heilige Grab zu befreien,“ schrieb eben ein bleicher Mönch in die große, in Pergament gebundene Chronik ein, als von unten fröhlicher Gesang, von hellem Saitenspiel begleitet, zu den Gitterfenstern der Abtei emporklang und auf der Straße nach Carcassonne zwei reichgekleidete Männer vorbeiritten, einer hinter dem andern wie ein streitbarer Ritter mit seinem Knappen. Der bleiche Mönch wischte die zierliche Rabenfeder an seiner braunen Kutte aus, legte sie in den mächtigen Folioband und trat an das rund überwölbte Fenster, um hinabzublicken. Er sah bald, daß es kein Seigneur war, der so stolz vorbei kam, sondern einer von jenen, die ihr Lied geadelt, denen Harfe und Laute die Halle des Fürsten und das

Gemach der Dame geöffnet, ein Troubadour mit seinem Spielmann, Jongleur genannt. Der unten bestätigte sofort die Meinung des Mönches, denn er grüßte ihn, sich in den Steigbügeln aufstellend, mit der Hand und sang zu dem bleichen Asketiker empor:

„Tot ist der Mensch, dem der Genuß
Der Liebe nicht das Herz beseelt;
Ein Leben, dem die Liebe fehlt,
Gereicht der Welt nur zum Verdruß."

Der Mönch oben nickte halb unbewußt vor sich hin und blickte lange noch dem Sänger nach, welcher lachend weitersprengte, während der Spielmann mit jugendlichem Übermute noch ein paar spöttische Verse auf seine Rechnung zu den ehrwürdigen Männern des heiligen Benedictus aufwärts sandte.

„So lang das Haar noch blond und braun,
Das Herz noch frisch und voll Vertrau'n,
Steht's schlecht wenn man zu weise thut."

Bald waren sie beide in einer Staubwolke verschwunden und der Mönch kehrte zu seiner Chronik zurück.

Eine Stunde später hielten die kecken Gesellen an einem Kreuzwege und überlegten. „Es ist lange her, daß ich diesen Boden nicht betreten habe, Guillem," sagte der reicher Gekleidete, welcher auch der ältere war, zu seinem Begleiter, „aber ich möchte doch schwören,

daß es dieser Weg hier rechts ist, der nach Cabaret führt."

„Wählt Euer Herz zum Wegweiser," erwiderte der Jüngere in der anmutigen Sprache der Provence, „und Ihr werdet gewiß nicht irre gehen."

„Was weißt Du von meinem Herzen?" verwies der stolze Troubadour seinen Jongleur. Dieser aber kehrte sich nicht daran, sondern antwortete mit einem kecken Liede:

„Der Minne Natur ist so gethan:
Sie machet weiser weisen Mann,
Und gibt dem Thoren mehr Narrheit."

Sein Herr lächelte und schlug schweigend den Weg ein, den er vorher bezeichnet. Es war ein kräftiger noch immer schöner Mann von mehr als vierzig Jahren, sein edel gebildetes Gesicht mit den dunklen Feueraugen, von Sonne und Wetter gebräunt, war nach der höfischen Sitte jener Tage vollkommen bartlos, dafür aber von starken dunklen Locken eingerahmt, in die bereits hie und da ein silberner Faden hineinschimmerte. Ein leichter Hut bedeckte sein Haupt. An dem kräftigen Leibe trug er einen langen Rock von blauem Samt mit Grauwerk reich besetzt und durch einen goldgestickten Gürtel über den Hüften zusammengehalten; derselbe ließ nur wenig von den enganliegenden mattgelben Beinkleidern sehen. Die Füße steckten

in roten goldgestickten Schuhen. Guillem, der Jongleur, mußte sich mit einer braunen Mütze, einem kurzen Rock, dem Zeichen unedler Geburt, und grauen Beinkleidern begnügen, doch gaben die reich vergoldete Laute, die er an einem blauen Seidenbande um die Schulter und das Schwert, das er gleich seinem Herrn an der Seite trug, auch ihm etwas Schmuckes, Ritterliches.

Jeder der beiden Reiter hatte seinem Pferde eine Art Mantelsack aufgeladen, in denen sie die Garderobe des Troubadours und die kostbaren Geschenke, welche er an den verschiedenen Höfen erhalten hatte, mit sich führten.

Schon dämmerte es und das Gebirge von Cabaret zeigte sich ihnen erst in weiter Ferne als eine langgestreckte Reihe blauer Kegel und Würfel, da — ihre Pferde betraten eben eine tiefe, düstere Schlucht, durch welche ein wilder Sturzbach brauste — ertönte über ihren Häuptern, oben in den Haselnußbüschen, welche die steilen Wände umsäumten, ein helles, schallendes Gelächter. Sie blickten überrascht empor und sahen einen ärmlich gekleideten Mann, welcher beide Hände in die Hüften stemmte und ihnen eifrig zunickte. „Vidal," rief er jetzt, „Krone der Troubadoure, Peire Vidal, Du Ausbund aller Narrheit, wie kommst Du

hierher? Ich dachte, Du lägst längst auf irgend einem Campo Santo Italiens und Dein verrückter Kopf machte die Blumen, die auf Deinem grünen Hügel wachsen, ebenso toll und wunderlich wie die Einfälle, die er bei Lebzeiten ausgebrütet.“

„Du, Faidit?“ erwiderte der Troubadour Peire Vidal, und ein Lächeln stahl sich von einem seiner Mundwinkel zu dem andern.

„Ja, ich, Gauvelon Faidit!“ rief der Mann von oben und klatschte vergnügt in die Hände. „Welch' ein Wiedersehen! Aber wir wollen zu Euch hinabkommen.“ Faidit verschwand zwischen den Büschen, um bald in Begleitung eines jungen hübschen, aber frechen Weibes an dem Eingang der Schlucht zu erscheinen und seinem alten Freunde und Genossen herzlich die Hand zu schütteln.

„Nun, was macht man, Alter?“ fragte dieser.

„Man fährt im Lande umher und dient dem Gotte Apollo nach Kräften,“ sprach Faidit, „und ist dabei — Dank der Dirne da —,“ er zwickte spöttisch mit den Augen, „auf den Hund oder besser gesagt auf den Esel gekommen, welcher, besagter Esel nämlich, dort oben, bei unserm Lager Wache hält!“

„Schimpf nur — Du — Du,“ lachte das freche

Weib, und stieß Faidit mit der Faust nicht eben sanft in die Seite.

„Siehst Du, Vidal," lachte der letztere, „sie versteht es Einen zu behandeln trotz einer Dame, aber dafür hat sie keine Launen, sie mißhandelt nicht wie jene unser Gemüt, sondern nur unsere Rippen."

„Wer ist das Mädchen?"

„Mädchen? He! er geht Dir an die Ehre, Delphine," höhnte Faidit, „er meint, ein Figürchen wie das Deine könne lange genug ungefährdet auf allen Straßen der Provence umherlaufen, denn Du mußt wissen, daß Delphine nichts weiter ist als eine Landstreicherin, aber fröhlich wie der Vogel in den Zweigen."

Ein neuer Rippenstoß des hübschen jungen Weibes bildete die Begleitung der Worte Faidits, aber er ließ sich in keiner Weise unterbrechen.

„Du erinnerst Dich wohl, daß ich, wie jeder echte Ritter und Troubadour, meine Dame gewählt hatte, es war die blonde Maria von Ventadour, schön, wie sanftes Mondlicht. Sie nahm meine Dienste an, aber legte mir die Pflicht des strengsten Anstandes auf; sieben Jahre hielt ich mein Gelübde und stand an der Pforte des Paradieses gleich einem Bettler; aber welcher Verliebte wird nicht endlich ungeduldig, wenn die Qual der Entsagung gar zu lange währt?

Endlich verlangte ich von ihr, sie solle mir Beweise ihrer Liebe geben und drohte, eine andere Herrin zu suchen. Da legte sich eine listige Freundin der schönen Maria in das Mittel und verstand es, mich zu ihrem Vasallen zu machen, jedoch um mich dann gleichfalls ebenso schmachten zu lassen. Ich rächte mich durch meine Lieder an ihr, aber die Untreue, die ich an Maria begangen, drückte schwer auf mein Herz, bis ich das Kreuz nahm und nach dem gelobten Lande fuhr. Von dort zurückgekehrt, schwor ich den Dienst jener launenhaften Schönen, die in Palästen wohnen und nur zu unserer Pein so stolz und tugendhaft thun, ab, und freite die Dirne hier von der Straße weg. Ein Mönch traute uns unter freiem Himmel. Nun, ich habe es nicht bereut, unter ihrem Mieder schlug ein fröhliches Herz und an ihrer weißen Brust ruht es sich ebenso weich wie auf fürstlichem Hermelin."

„Und wie lebt Ihr?" fragte Vidal.

„Wir fahren durch das Land, je nachdem es eben geht, zu Rosse, Esel oder zu Fuße, und ersinge ich mir was, so hilft mir die Landstreicherin es verthun, dann trägt sie Samt und stolzes Pelzwerk trotz einer Dame; jetzt läuft sie barfuß, wie Du siehst, denn wir sind eben wieder bei dem Esel angelangt."

Delphine lachte laut und ausgelassen wie ein

Kind und zeigte dabei zwei Reihen der herrlichsten Zähne.

„Und wohin zieht Ihr jetzt?“

„Zu der freigebigen Herrin des Cabaret,“ entgegnete Delphine rasch, „zu der schönen Loba — der Wölfin von Penautier, kommt mit.“

„Zu Loba?“ wiederholte Vidal, „sie lebt also noch und wohl recht stolz und vornehm an der Seite ihres Gatten? Ich hatte die Absicht, in Cabaret einzusprechen, aber jetzt ändere ich meinen Plan.“

„Wie? Du willst nicht zu ihr?“ fragte Faidit. „Ist es denn nicht richtig, was man hört, daß Du sie als Mädchen schon geliebt hast?“

„Und ob ich sie geliebt habe!“ seufzte Vidal, während seine Augen in dem höchsten Fanatismus schwärmerischer Liebe geradezu unheimlich zu lodern begannen wie jene eines Wahnsinnigen. „Der Sohn eines Kürschners nur, aber die Leier im Wappen fand ich im Schlosse ihres Vaters Einlaß. Wie alle unsere Damen begabt zur Herrschaft, voll Eifer für die Künste und Wissenschaften, war Loba früh bestrebt sich zu unterrichten. Zuerst hatte sie einen Kaplan aus Carcassonne zum Lehrer, dann mich. Ich unterwies sie in der Poesie und in der Musik und sie — sie war dafür meine Meisterin in der Liebe. Als ich aber end=

lich zu ihren Füßen um Gnade bat, wies sie meine Dienste streng zurück und reichte auf Geheiß ihres Vaters Herrn von Cabaret ihre Hand. Mir brach beinahe das Herz dabei. O, sie war schön und so klug und so liebenswürdig! Schlank und weiß wie eine Lilie, mit blondem Haar wie Sonnengold und dunklen Augen, deren scharfe Blicke unter den dunklen Brauen einem wie totbringende Pfeile vom Bogen in das Herz flogen. Und sie hatte eine so anmutige Art, jeden Mann, der ihr nahte, zu unterjochen, ja ganz zu ihrem Knechte zu machen, dann aber konnte sie grausam sein — eine vollkommene Wölfin. Ich suchte sie zu vergessen, verließ Penautier, ja verließ die Heimat und zog nach Italien, wo ich an den Höfen von Montferat, Malaspina und Este meine Lieder sang. Aber in meinem Herzen brannte die Liebe zu der grimmen Wölfin fort wie eine ewige Lampe vor dem Bilde der Madonna, und die Sehnsucht trieb mich endlich hierher zurück, um nach so vielen Jahren noch einmal mein Glück zu versuchen."

„Das trifft sich ja herrlich!" rief Delphine.

„Du kommst also mit uns?" fügte Faidit hinzu. „Die Wölfin, kann ich Dir sagen, hat ihre Art verändert, seitdem sie Witwe ist —"

„Loba frei?"

„Ja gewiß," fiel Faidit ein, „und seitdem sie allein und unbeschränkt in Cabaret gebietet, ist dort das Paradies der Troubadours. Ein Fest folgt dem andern, die Bewerber drängen sich, von dem Rufe ihrer Schönheit angelockt, Seigneurs, Grafen und Fürsten, aber die Wölfin schenkt ihnen kein Gehör und zieht all den tapferen Rittern einen armen Sänger vor."

„Einen Sänger — wie nennt er sich?" rief Vidal erregt.

„Raimon, Du kennst ihn nicht, einer von den jungen Gelbschnäbeln, Raimon von Miraval."

„Ich erwürge ihn, den Elenden, den Schurken!" schrie Vidal, sprang vom Pferde, zog sein Schwert, hieb in die Büsche und geberdete sich wie ein Wahnsinniger.

„Besinnt Euch doch," sagte Delphine, indem sie ihn resolut beim Kragen faßte und derb zu schütteln begann, „ist dies der Weg, ein Weib, eine Dame zu gewinnen?"

Der Jongleur aber sang:

„Der Minne Natur ist so gethan:
Sie machet weiser weisen Mann,
Und gibt dem Thoren mehr Narrheit."

Endlich setzte sich der liebetolle Troubadour recht trübselig auf einen Stein und schien zu überlegen.

„Nun, so kommt nur mit," sprach die Landstreicherin, „und laßt mich in Euren Namen zu der Wölfin sprechen."

„Nein, nein, sie darf mich zuerst nicht kennen," entschied Vidal, „wir wollen uns alle verkleiden, ich führe der reichen Gewänder genug mit mir. Du, Delphine, besteigst prächtig aufgeputzt das Pferd meines Jongleurs und Du, Faidit, in meinen besten Kleidern das meine, ich nehme Deine schlechtesten Lumpen und stelle auf Eurem Esel sitzend Deinen alten Spielmann vor."

„Und ich?" fragte der Jongleur.

„Du bleibst mit unserm Gepäck in der Nähe, Spitzbube," herrschte ihm sein Herr zu, „und singst Deine schändlichen Spottlieder dem Waldgetier vor, verstehst Du?" Zugleich begann Vidal sich umzukleiden und sein Haar zu färben, Guillem half ihm dabei und trillerte unermüdlich sein Liedchen:

„Der Minne Natur ist so gethan:
Sie machet weiser weisen Mann
Und gibt dem Thoren mehr Narrheit."

Es war des andern Tages früh am Morgen, als Faidit, der Troubadour, mit seinem wunderlichen Gefolge in der Burg von Cabaret einzog. Der Türmer

hatte, wie er es gern that, wenn er den Nachttrunk vom vorigen Tage noch nicht ausgeschlafen hatte, erst eine Weile mit ihm unterhandelt und dann die Zugbrücke aufziehen lassen. Voran ritt Faidit im langen, goldgestickten, roten Samtrock, welcher beinahe bis zu den Füßen reichend nur wenig von den weiß und blau gestreiften enganschließenden Beinkleidern sehen ließ, auf dem Kopfe trug er eine Mütze mit blitzender Edelsteinagraffe und wehender weißer Feder, um die Schultern wallte ihm der weite Mantel mit kostbarem weißen Pelzwerk besetzt. Hinter ihm kam Delphine, welche sich einen blauen Seidenmantel Vidals geschickt zu einem Überkleide und den mit grauem Pelz besetzten Rock des Troubadours zu einem Oberkleide zugerichtet und das letztere mit einem goldstrotzenden Gürtel über der Taille zusammengeschnürt hatte; auf dem schwarzen Haar hatte sie eine rote Samtmütze mit Feder befestigt. Ihnen folgte Vidal bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in Faidits schlechtestem geflickten Anzug, in einen grauen Mantel gehüllt, die Leier um die Schulter, auf dem weißen Haare eine Mönchskapuze von grobem braunen Tuch. Sie ritten über die Brücke durch das Thor unter dem Fallgitter durch und hielten im Burghof unter der großen Linde, welche mitten in demselben stand, und während Faidit sporenklirrend

abstieg und Vidal sein Tier übergab, suchten die Blicke des letzteren an den Fenstern des Frauenhauses, das mit dem Donjon, so hieß der Turm, durch eine fliegende Brücke verbunden war, die schöne Herrin dieser Räume zu entdecken.

Unterdessen tönte helles, mutwilliges Lachen von dem Badezimmer herüber, das im Erdgeschoß des Frauenhauses lag. Zwei junge Frauen, beide schön und beide guter Laune, plätscherten hier behaglich in den warmen Wellen und neckten sich, indem sie Wasser in die hohle Hand schöpften und einander in das Gesicht spritzten. Wer sie belauscht hätte, wäre keinen Augenblick im Zweifel gewesen, daß dieses schlanke Weib mit dem stolzen Haupt und dem reichen Haar, das ihr gleich einer goldroten Mähne über den schimmernden Rücken wogte, Loba war; nur die schöne Wölfin von Penautier konnte so verführerisch und zugleich so bedrohlich blicken. Die andere, mit hellblonden Locken, munteren blauen Augen, war ihre Freundin, Diana von Obilot. Sie half eben die Herrin von Cabaret ankleiden, während ihr selbst noch da und dort einzelne der duftigen Rosenblätter, mit welchen das Wasser der Wanne reichlich überstreut war, an dem goldenen Haar hingen.

„Und Du liebst also diesen Raimon wirklich?“

sprach Diana, während sie das rotsamtne Überkleid über den Kopf warf.

„Wer sagt das?“ entgegnete die Wölfin, indem sie die stolzen Brauen etwas zusammenzog.

„Weshalb stellst Du ihn also über die Anderen?“ fuhr Diana fort, „Du, die Herrin von Cabaret, den armen Troubadour allen Rittern und Fürsten?“

„Wie soll ich Dir das erklären?“ sprach Loba, „da Du mich darum fragst, wirst Du mich schwer verstehen, denn nur der kann mich begreifen, der wie ich in dieser Welt der Poesie groß geworden ist, aber ich will es versuchen. Ein altes Lied erzählt uns von dem großen König Alexander, der auf einer Fahrt in einen großen Wald kam und plötzlich die süßesten Menschenstimmen von Leiern und Harfen begleitet erklingen hörte. Das Laub war so dicht, daß die Sonne nicht durchdringen konnte und in dem wonnigen Schatten blühten, von frischen Quellen bespült, wunderbare Blumen im duftigen Grase. Und sie kamen zu einer Wiese, auf der eine Schar junger und schöner Mädchen spielte und tanzte und sang. Alexander schlug in dem Walde sein Lager auf und ein jeder seines Gefolges fand unter den rätselhaften Schönen seine Gefährtin. Da gab es ein Lachen und eine Wonne, die kein Ende zu nehmen schienen. Und die schönen Frauen

erzählten ihren Gatten, daß mit jedem Lenz in dem heiligen Schatten des tiefen geheimnisvollen Waldes große Wunderblumen emporschießen, rund wie ein Ball, und wenn dieselben springen, steigen aus ihnen die schönsten Mädchen hervor. Und der Sommer verging in seligen Träumen und Genießen, als aber der Herbst kam, da starben mit den welkenden Blumen die schönen Frauen, und auch die Bäume verloren ihr Laub, die Quellen versiegten und die Vögel vergaßen zu singen; und Alexander und seine Begleiter zogen von dannen mit schwerem traurigen Herzen.

„Jede schöne Frau ist solch' eine Wunderblume, Diana, auch ihre Blüte ist nur eine kurze und Leben und Liebe welken ihr nur zu früh dahin. Eines nur kann sie davor bewahren, ja oft sogar unsterblich machen — das Lied des Sängers — die Poesie. Die Leier, die für sie gestimmt ist, ehrt die Dame noch mehr als das Schwert des Ritters, das für sie gezückt wird, und ist nicht allein weit besser als dieses im Stande, den Ruhm ihrer Schönheit und ihrer Tugenden zu verbreiten, sondern sie auch dort, wo es Not thut, zu verteidigen."

„Was manche Dame sehr nötig hat," spottete Diana.

„Nun ja, ich leugne es nicht," stimmte Loba mit

einem feinen Lächeln zu, „ich habe von meiner Freiheit einen ausgiebigen Gebrauch gemacht und meine kurze Blütezeit genossen —“

„Nicht das wirft man Dir vor —“ unterbrach Diana die Freundin, „man nennt Dich herzlos, man beschuldigt Dich der Grausamkeit, die Männer anzulocken und dann verschmachten zu lassen oder gar durch unmögliche Proben, die Du ihnen auferlegst, zu verhöhnen.“

„Mag sein!“ rief die schöne Wölfin, ihr goldrotes Haar trotzig in den Nacken zurückwerfend, „wer heißt sie aber um mich werben? Nur der Wolf soll es wagen, um die Wölfin zu freien. Aber sie sollen es alle erfahren, daß ich nicht nur wild wie eine Wölfin, sondern auch klug wie eine Schlange zu sein verstehe. Soll ich Dir ein Geständnis machen? Ich habe einst Peire Vidal, den Troubadour gern gesehen und dem ritterlichen Herrn von Cabaret meine Hand gereicht. Damals war ich ein unerfahrenes Mädchen, jetzt bin ich ein Weib und liebe den schönen tapfern Grafen Foix mit aller Leidenschaft eines um sein Glück betrogenen Frauenherzens, wie nur die Wölfin lieben kann, aber die Schlange ist klug genug, Raimon von Miraval, den Troubadour, zu wählen.“

Diana schüttelte mißbilligend das Haupt.

„Du verstehst noch immer nicht, daß ich, die adelige Herrin, den niederen Knecht mir wähle," fuhr Loba fort, „vergiß nicht, daß die Kunst adelt wie die Tapferkeit. Ventadour war eines Ofenheizers Sohn und fund Gnade vor Agnes von Montluçon und der Herzogin Eleonore von der Normandie. Ich will Raimons Lieder befehligen wie eine Schar von Knechten, mit diesen Liedern will ich die Spötter, die mir nahe treten, blutig peitschen wie mit feurigen Geißeln, will meine Feinde zu meinen Füßen niederwerfen, verwunden bis in das Herz, und wenn es sein muß töten. So wahr ich Loba bin, die Wölfin des Cabaret."

Ihre dunklen Augen blitzten dämonisch, als sie sprach, und ihr Busen flog.

Diana hatte unterdessen die Toilette der Freundin und ihre eigene beendet. Lobas stolze Glieder schmiegten sich unter dem weißen Seidenhemde in einen Rock von mattblauer Seide, welcher unter den Armen geschnürt, die Taille fest umschloß. Über demselben fiel ein Überkleid von hellrotem Samt mit fürstlichem Hermelin gefüttert und reich ausgeschlagen, das, vorn kürzer, den Saum des Rockes sehen ließ. Während die blauen Ärmel des letztern ihre vollen Arme bis zum Handgelenk eng einschlossen, fielen die des Überkleides als

weite Hängeärmel beinahe bis zum Boden herab. Die kleinen Füße waren mit spitzigen, goldgestickten roten Samtschuhen bekleidet. Das in der Mitte der Stirn gescheitelte goldrote Haar floß, von einem Goldreif zurückgedrängt, aufgelöst in strömender Lockenfülle über Hals und Nacken herab.

Diana war in ein grünes Unterkleid, ein mit Gold verbrämtes Oberkleid von gleicher Farbe und einem gelben, mit schimmerndem weißen Pelzwerk gefütterten und ausgeschlagenen Mantel gekleidet, das Haar hatte sie mit einem roten Bande umschlungen. So traten die beiden Damen, ihre schleppenden Gewänder mit der Rechten zierlich aufhebend, aus der Badestube und schritten der Linde zu, wo sie die fremden Sänger huldvoll willkommen hießen.

Ein schmucker Edelknabe, die hellen Locken von einem roten Stirnband zusammengehalten, brachte einen Becher von kunstreich verziertem venetianischem Glase und einen silbernen Krug roten Weines auf schön geschnitztem Schenkbrett. Loba ergriff den Krug, füllte den Becher und setzte ihn an die Lippen, dann kredenzte sie ihn Faidit, der ihn auf das Wohl der schönen Herrin des Cabaret leerte.

Während die Damen auf dem schwellenden grünen Sitz unter dem alten, freundlich einladenden Baume Platz

nahmen, ließ sich der Troubadour von dem verkleideten Vidal die Leier reichen, stimmte sie und sang dann ein Lied zum Lobe der Frauen. Die Dienstleute, die im Hofe waren, hielten bei ihren Verrichtungen inne und lauschten dem Gesang, Vidal aber näherte sich der Landstreicherin und flüsterte ihr zu:

„Seht sie doch an, Delphine, ist sie nicht noch immer das schönste Weib der Erde, geschaffen zur Herrin eines jeden Mannes, zum herrlichsten Ideal für Sänger und Poeten, fließt ihr Haar nicht wie Sonnenlicht, ist sie nicht schlank wie eine Ameise um die Mitte, und sind ihre Lippen nicht röter denn Feuer und duftiger als eine Rose?“

Delphine zog ein Mäulchen, aber Vidal in seiner Liebesnarrheit bemerkte es nicht. „Habt Ihr gesehen,“ fuhr er fort, „als sie von dem roten Rebensaft trank, habt Ihr gesehen, wie der lichte Schein des Weines durch ihre Kehle rann?“

„Nichts habe ich gesehen,“ erwiderte Delphine, in ihrer Eitelkeit beleidigt, „nichts von alledem, aber das Eine sehe ich jetzt, daß Ihr ein unverbesserlicher Narr seid, Vidal, der kein Mitleid verdient, selbst dann nicht, wenn die wilde Wölfin ihn auf Gnade und Ungnade in ihren Klauen hätte.“

„O! sie soll mir das Herz aus dem Leibe reißen,“

murmelte Vidal, „ich werde auch dann noch ihr Lob singen, aber vorher will ich diesen Raimon erwürgen."

Im Laufe des Tages trafen neue Gäste auf Schloß Cabaret ein und wurden von der Spitze des Donjons aus mit freudigem Trompetenschall begrüßt; sie kamen teils aus der Nachbarschaft, teils sogar aus weiter Ferne, um einer Reihe von Festen beizuwohnen, zu denen sie die schöne, erfinderische Loba eingeladen hatte. Es kamen anmutige Frauen in Sänften, welche ihre leibeigenen Leute trugen, oder auf buntgeschirrten Zeltern, stolze Ritter und sangeskundige Troubadoure. Unter den Seigneurs nahm der Graf von Foix durch Geburt, Reichtum und körperliche Vorzüge unstreitig den ersten Rang ein. Er hatte kaum das ihm angewiesene kleine Gemach im zweiten Stockwerk des Donjons betreten und sich mit Hilfe seiner Edelknechte von dem Staub der Straße gereinigt, als er schon zu der Schloßherrin sandte und sie bitten ließ, ihn zu empfangen.

Loba hatte ihn durch das kleine Fenster ihres Zimmers einreiten sehen, sie hielt dabei krampfhaft den Vorhang, der dasselbe verhüllte, vor das flammende Gesicht und bebte bis in die Fußspitzen hinab,

als er ihr aber seine Huldigungen darbringen wollte, wies sie ihn ab. Zornig stampfte der Graf mit dem Fuße auf, daß Sporen, Wehrgehänge und Schwert an ihm klirrten, aber nach einer Stunde sprach er noch einmal vor und diesmal wurde er gnädig vorgelassen.

Die Wölfin saß, als er eintrat, in ihrem Schlafgemach allein auf einer mit weichen Polstern bedeckten Bank vor dem Kamin, die Füße auf einem zottigen Wolfsfell und kehrte ihm den Rücken zu. Der Graf blieb einen Augenblick an der durch einen kunstvollen Teppich verhängten Thür stehen, als aber die grausame Schöne keine Miene machte, ihn zu begrüßen, näherte er sich derselben und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder.

Das durch einen dichten Vorhang geschlossene kleine Fenster ließ nur wenig Licht in das Gemach, so daß eine geheimnisvolle Dämmerung in demselben herrschte, nur die reichen Wellen des roten Samtgewandes, das Loba trug, und ihr goldenes Haar leuchteten, und der Hermelin, der Hals und Hände der schönen Frau umschmiegte, schimmerte wie Mondlicht.

„Seid Ihr wieder da?“ begann Loba mit einem Ausdruck, der mehr Unwillen als Liebe verriet.

„Zürnt mir nicht, schöne Gebieterin,“ entgegnete

Foix, „aber es ist mir unmöglich, Euch für lange zu verlassen, Ihr wißt —“

„Daß Ihr mich liebt, edler Graf,“ unterbrach ihn die Dame, während ihre weißen Finger in dem Hermelinpelz ihrer Robe spielten, „was weiter, ist dies etwa ein Verdienst?“

„Nein, Madame,“ rief der Graf, „es liegt mir auch fern, Ansprüche darauf zu gründen, Rechte zu erheben, ich komme als ein Flehender, der von Eurer Gunst ein Almosen begehrt, einen Brosamen von der reichen Tafel Eurer Gnade.“

Die Wölfin erbebte, aber sie bezwang sich. „Was begehrt Ihr also?“

„Laßt mich bei dem Turnier, das bevorsteht, Eure Farben tragen, für Euch kämpfen, laßt mich Euren Ritter sein, nein, Euren Vasallen, Euren Knecht. Bin ich's ja doch schon gegen Euren und gegen meinen Willen, Eure Schönheit hat mich Euch dienstbar gemacht für immer. Ich will nichts sein als Euer Sklave, Euer Eigentum, das Ihr verkaufen, das Ihr verschenken könnt, ja töten, wenn es Euch beliebt. Euch nur will ich gehorchen, Euch dienen und selig sein, wenn Ihr Euch nur herablasset, mir Befehle zu erteilen, über mich zu herrschen, ja mich zu mißhandeln, wenn es Euch die Zeit vertreibt.“

Loba ließ die dunklen Augen auf dem Wolfsfell zu ihren Füßen haften, indeß Foix stumm auf seinen Knieen ihrer Antwort harrte; endlich fand sie sich bewogen, ihn anzusehen und die Arme auf der Brust verschränkend sprach sie:

„Ich liebe Euch nicht und werde Euch niemals lieben, wollt Ihr trotzdem mein Ritter sein, so habe ich keine Ursache, einen so edlen Mann zurückzuweisen. Ich nehme Euch also an. —"

„O Dank, Herrin, tausend Dank!" rief der Graf entzückt.

„Als Vasallen," fiel sie lebhaft ein, „vergeßt das nicht, als Sklaven, der mir stumm gehorcht. Und dies schon seht Ihr für eine große Gnade an?"

„Für mich die höchste Gunst," murmelte Foix. „Und Ihr erlaubt mir Eure Farben zu tragen?"

„Nein," sagte Loba mit dem entschiedenen Ton der Gebieterin, der keinen Widerspruch gestattet. „Niemand darf erfahren, daß ich Euch in Minnedienst genommen habe. Und darin müßt Ihr Euch ganz meinem Willen fügen."

„In allem."

„Gut, dann mache ich Euch hiermit zu meinem Ritter, meinem Sklaven," sprach die Wölfin mit einer gewissen Feierlichkeit, zog rasch den weißen langen

Handschuh von der Hand und schlug dem Grafen damit leicht auf die Wange, dann reichte sie ihm die Hand. „Küßt sie,“ fuhr sie fort, „sie wird Euch fortan regieren und auch züchtigen, wenn es not thut.“

Foix preßte die schöne schmale Hand mit den langen aristokratischen Fingern an die Lippen und schwor Loba, wie der Vasall dem Lehnsherrn, Treue und Gehorsam.

„Und hier, nehmt dies als Pfand, daß Ihr fortan mein eigen seid,“ fügte das schöne stolze Weib hinzu, indem sie dem knieenden Ritter ihren Handschuh gab; er küßte auch diesen brünstig und verbarg ihn dann an seine Brust. Die Herren von Blacas und Coucy, welche von einem Pagen gemeldet wurden, machten dem tête à tête der beiden ein Ende.

Trompetenstöße luden bald nachher die ganze vornehme Gesellschaft zum Frühstück, das in der festlich geschmückten Halle eingenommen wurde. Nach dem Mahle eilten die Herren sich zu rüsten, und die Damen in hellfarbigen Kleidern, mit kostbarem Pelzwerk verbrämte Mäntel um die Schultern, Kränze aus duftigen Blumen auf dem Kopfe, nahmen ihre Sitze auf der Tribüne ein, indes die Herolde auf dem obern Burghof die Schranken mit ihren Lanzen absteckten, die letzteren fest in den weichen Boden stießen und mit

Seilen unter einander verbanden. Die adeligen Kampfrichter, ältere Herren mit grauem Haar und Bart, erhielten ihre Sitze auf einer besonderen, mit Teppichen belegten Bühne angewiesen.

Posaunen und Trompeten kündigten die Ritter an, welche, von ihren Edelknechten und Knappen begleitet, auf dem Kampfplatz erschienen und die Damen grüßend um dieselben hereinzogen.

Dann sprengte der Graf von Foix, der erste, in die Schranken. Die Herolde richteten die üblichen Fragen an ihn, prüften sein Wappen und erklärten endlich, daß er untadelig sei, der Kirche, dem Vaterlande und seinem Lehensherrn die Treue nie verletzt, den Hilflosen Beistand geleistet und den Frauen stets die schuldige Ergebenheit und Liebe bewiesen habe.

Foix, dessen Pferd mit der wappengestickten Decke beinahe ganz verhängt war, so daß man nur den gepanzerten Kopf und die Beine des Tieres sah, trug über dem dicken Lederkleide und dem aus zahllosen Ringen ineinander geketteten Eisenpanzer einen langen weißen Waffenrock, in dem auf Brust und Rücken sein Wappen gestickt und der mit kostbarem schwarzen Pelzwerk besetzt war. Schild und Helm mit wehendem Busch zeigten gleichfalls seine Farben und die Lanze trug ein kleines Fähnlein in denselben. Er richtete

sich stolz im Bügel auf und forderte alle anwesenden Ritter zum Kampfe für seine Dame, die er nicht nennen dürfe, welche aber adelig und untadelig sei und welche er für die Schönste und Herrlichste der Welt erkläre.

Loba verriet mit keiner Miene ihre innere Bewegung, aber die andern Damen steckten die Köpfe zusammen, zischelten, winkten ihre Ritter zu sich und forderten sie auf, den Schimpf, den Foix jeder von ihnen angethan, an ihm zu rächen.

Nachdem auch die andern Kämpfer die Probe bestanden hatten, begann der Tjost.

Zuerst ritt Herr von Blacas gegen den Grafen von Foix an. Die Trompeten schmetterten, die beiden Kämpfer sprengten mit eingelegten Turnierlanzen, welche eine jede vorn drei stumpfe Spitzen hatte, auf einander los. Gleich beim ersten Anprall hob Foix den tapfern Gegner aus dem Sattel und wurde als Sieger erklärt. Aimeric von Castillan, der ihm folgte, zerbrach seine Lanze regelrecht an Foix's Helm, ohne daß dieser nur aus dem Sattel gekommen wäre, er selbst verlor jedoch die Bügel und wurde von der Lanze des Gegners beinahe zu Fall gebracht. Montluçon hielt beim ersten Reiten wacker Stand. Beim zweiten flog er zur Überraschung aller, die auf ihn gewettet, und zum Schmerze seiner Dame, welche ihr

Gesicht mit dem Taschentuch verhüllte, weit hin in den Sand.

Der junge hitzige Graf von Ventadour stürmte, seine Dame, die blonde Alix von Montpellier, ehrerbietig grüßend, mit solchem Ungestüm auf Foix an, daß seine Lanze an der Brust des Gegners förmlich zerschellte, er selbst aber von der gewaltigen Wucht des Gegenstoßes samt seinem Rosse niedergeworfen wurde. Eine Wolke Staubes wirbelte auf, die Damen schrieen, die Knappen liefen auf den Plan, den Gefallenen unter seinem Tiere hervorzuziehen und aus den Schranken zu führen.

Noch schlimmer erging es dem Herrn von Coucy; er verfehlte seinen Gegner und wurde von den Damen verlacht und zur Bestrafung bestimmt.

Auch die übrigen Ritter waren nicht glücklicher, Foix besiegte sie einen nach dem andern; der Einzige, welcher ihm Stand hielt, war der Prinz von Orange. Beider Lanzen splitterten, die des Prinzen an der Brust Foix's und jene Foix's an dem Schilde des Gegners. Trompetenstöße feierten den für beide Kämpfer ehrenvollen Tjost. Zuletzt ritt Foix, welcher Sieger geblieben war, unter Posaunen- und Trompetenklang vor die Tribüne, auf der die Damen saßen, stieg hier vom Pferde und empfing knieend aus Lobas

Händen den Preis, einen goldenen Fingerring mit funkelndem Edelstein und einen Kranz mit roten Rosen, den sie ihm auf das schöne Haupt setzte.

Raimon von Miraval, der Troubadour, welcher in der Nähe der Tribüne stand und dessen jugendlich frisches Gesicht sich bei den Kämpfen der Turnierhelden spöttisch verzogen hatte, sah jetzt erst den weißen Damenhandschuh, den Foix auf seiner Brust gleich einem Amulet befestigt hatte, und von einer eifersüchtigen Regung erfaßt, blickte er rasch nach der Hand der Wölfin, wo der Handschuh fehlte. Das Blut stieg ihm verräterisch in die Wangen und Loba, welche den Blick aufgefangen hatte, wurde bleich bis in die Lippen, aber die Wölfin gewann auf der Stelle ihre gute Laune und ihren Übermut wieder.

„Nun die edlen Herren so tapfer gegen einander gekämpft, wollen wir sie noch einem andern gefährlichern Gegner gegenüberstellen!“ rief sie, „Frau Venus selbst ist es, die Euch zum Kampfe fordert, Seigneurs, und auf dem grünen Platze am Fuße der Burg erwartet.“

Die Herren eilten nun, ihre schweren Rüstungen und Waffen abzulegen und ritten dann in leichten, farbenprächtigen Gewändern, Blumenkränze auf den Köpfen, über die Zugbrücke den sanften Abhang des Schlosses hinab. Auf dem Plan vor derselben war

eine kleine, niedere Burg aus Holz erbaut und mit Teppichen behängt. Auf der zackigen Zinne derselben standen die Damen, alle in Rosaseide gekleidet und mit Blumen bekränzt, nur Frau Venus, die schöne Wölfin selbst, trug ein weißes Seidengewand mit königlichem Hermelin besetzt und von oben bis unten mit frischen Rosen übersäet, welche mit Goldfäden zierlich an demselben angeheftet waren. Auf ihrem Haupte glänzte eine goldene Krone, aus der Rosen emporzublühen schienen. Sie allein war mit Bogen und Pfeil bewaffnet, die andern Damen hatten nur große verdeckte Körbe vor sich stehen.

Die Ritter grüßten die schöne Besatzung der Veste artig und ehrerbietig, wie es sich gebührte, und schritten dann sofort zum Angriff.

Ein Teil, von Foix geführt, blieb zu Pferde und suchte mit Turnierlanzen und Streitkolben das Thor der Venusburg einzurennen, während die anderen aus dem Sattel sprangen und einer auf den Schultern des andern stehend die Mauer zu erklettern suchten. Ausgelassenes Gelächter, Zuruf und heiteres Feldgeschrei begleitete Sturm und Abwehr; die Damen warfen aus ihren Körben kleine Torten, Früchte, Blumen, mit Wohlgerüchen gefüllte Fläschchen und Mehlkügelchen auf die Angreifer und Loba versandte ihre Pfeile mit den

kleinen Spitzen, welche nicht gefährlich, aber empfindlich genug verwundeten, mit grausamer Sicherheit.

Foix vor allen andern diente ihr zur Zielscheibe, fünf ihrer Pfeile hatten ihn bereits getroffen und sein rotes Blut rieselte von der Stirn über den weißen goldgestickten Waffenrock.

Schon waren die Zinnen erstürmt, schon ergaben sich die Damen aller Orten unter Küssen den Siegern, da öffnete sich das Thor und Frau Venus sprengte an der Spitze einer Schar von Amazonen zu Pferde, Foix und seinem Trupp entgegen. Die schönen Feindinnen stürmten anstatt mit Lanzen mit eingelegten Rosenzweigen auf die Ritter ein, wurden aber schnell von denselben umringt und gefangen genommen. Der kühne Foix hob Frau Venus selbst mit kräftigem Arme aus dem Sattel und herüber auf sein Roß, dann sprengte er mit der schönen Beute zur Burg empor und während ihr weißes Gewand gleich silbernen Engelsfittichen um sie flatterte, umschlangen die weichen Arme der wilden Wölfin seinen Nacken und ihre heißen Lippen hafteten im Kusse auf den seinen.

Es war ein taufrischer Sommermorgen, im Blumengarten, der unmittelbar an das Frauenhaus stieß, plätscherte freundlich ein Springbrunnen unter einer

hohen Laube von Rosenstöcken und grünen Reben, und die Finken schlugen munter in den Zweigen des alten Ahorns, der seine majestätische Laubkrone bis zu Lobas Fenster emporstreckte. Vidal, noch immer in der Verkleidung eines alten Spielmannes, hatte die ganze Nacht hier gesessen und unermüdlich zu der Ampel emporgeblickt, welche in dem Schlafgemach der Geliebten brannte und durch den hölzernen Fensterladen einen schmalen Streifen roten Lichtes auf den grünen Rasen warf. Endlich erhob er sich seufzend, ging in den Stall, zäumte Faidits Esel und führte ihn in den Hof heraus. Delphine sah aus ihrem Fenster sein Beginnen und winkte ihm, näher zu treten, er aber schüttelte mit trauriger Resignation sein Haupt und verließ, den Esel hinter sich führend, den Felsensitz der Wölfin.

Noch einer sah mit spöttischem Lächeln seinem Aufbruch zu, Raimon der Troubadour, welcher eben auf die Freitreppe des Donjons herausgetreten war; bald fesselte jedoch der Kopf der Landstreicherin in seiner frechen Schönheit seine Aufmerksamkeit in weit höherem Grade und er stieg rasch die Stufen hinab, um mit Delphine zu sprechen.

„Auch ich werde bald von hier fortziehen,“ begann

er, „wie jener dort, nur daß ich Spielmann und Esel in einer Person vorstellen werde.“

„Wie das?“ fragte Delphine, welche den Laden ihres Fensters im Erdgeschoß noch weiter aufschob und lachend ihre weißen Zähne zeigte.

„Meine Dame hat mich betrogen, sie hat ein schmachvolles, unerlaubtes Spiel mit mir getrieben,“ fuhr der Troubadour fort.

„Loba?“

„Ja, sie hat dem Grafen von Foix ihren Handschuh zum Pfand gegeben,“ murmelte Raimon; „er steht also insgeheim in ihrem Minnedienst und sie ließ sich bei der Erstürmung der Venusburg von ihm gefangen nehmen und küssen.“

„Welch' ein Verbrechen!“ spottete die Dirne.

„Ich verlasse heute noch das Schloß,“ sprach der Sänger, „aber nicht zu ihrer Freude. Meine Lieder sind nicht so stumpf wie die Turnierlanzen der Seigneurs, sie werden mich an der Treulosen rächen.“

„Ich wüßte eine bessere Strafe für sie,“ warf Delphine ein.

„Welche?“

„Die, daß Ihr hier bleibt und thut, als wüßtet Ihr nichts von ihrer Falschheit, aber Eurerseits einer anderen Dame Dienst und Leier weiht. Dies würde

den Stolz dieses hochmütigen Weibes weit empfindlicher treffen."

„Ihr seid ein Weib und also klüger als der klügste Mann," erwiderte Raimon, „ich will thun, wie Ihr gesagt. Jetzt aber, da noch die Wärter ruhen, laßt mich in Eure Kammer."

„Nein," sagte die Dirne kurz und trocken und schlug rasch den Laden zu.

Raimon lachte und setzte sich auf den grünen Samt der Rasenbank unter der Linde. Hier erwartete er Loba, welche er sprechen wollte, wenn sie in das Bad ging. Die Zeit vertrieb er sich damit, Spottgedichte auf sie zu ersinnen. Langsam erwachte die ganze Burg, die Knechte führten die Pferde zur Schwemme, der Kaplan ging, von zwei Edelknaben begleitet, zur Kapelle, die Messe zu lesen, die Mägde bereiteten das Bad für die Herrin. Endlich kam diese selbst, diesmal aber ohne ihre Freundin, aus dem Frauenhause und näherte sich Raimon, ihn zu begrüßen.

„Was habt Ihr?" begann sie, „man hat Euch gestern immer nur aus der Ferne gesehen."

Raimon hatte den Vorsatz gehabt, recht klug zu sein und recht gleichgiltig zu scheinen, als er aber wieder in die dunklen, rätselhaften Augen des schönen Weibes blickte, das er glühend liebte, war es mit seiner

Besinnung vorüber, er ergriff heftig Loba's Hand und begann leise, aber mit fiebernder Ungeduld: „Wir müssen mit einander in das Reine kommen, Herrin, und zwar auf der Stelle.“

Loba lächelte.

„Ich lasse mich nicht länger von Euch als Spielzeug gebrauchen,“ fuhr der Troubadour fort. „Seit fünf Jahren diene ich Euch wie ein Knecht, liebe Euch wie ein Rasender, feiere Euch in meinen Liedern gleich einer Göttin. Was war mein Lohn in diesen vollen fünf Jahren? Ein Kuß, ein einziger Kuß.“

„Ein Kuß ist sehr viel,“ spottete die Wölfin.

„Habt Ihr dies auch bedacht, als Euch gestern der Graf von Foix auf die roten Lippen küssen durfte?“

„Das war im Spiele.“

„Ich denke, Ihr spielt viel mehr mit mir!“ rief Raimon erbittert, „und liebt im Ernste den Grafen von Foix.“

Lobas Wangen verrieten sie, Purpurröte stieg ihr bis zur Stirn empor.

„Ja, Ihr liebt ihn, Eure Verwirrung bestätigt mir, was ich geahnt.“

„Und wenn es so wäre?“ fragte die Dame stolz.

„Dann hättet Ihr meine Dienste nicht annehmen

und mir nicht Hoffnungen erregen sollen, die Ihr nicht erfüllen wollt.“

„Ihr sprecht sehr entschieden.“

„Und ich werde ebenso handeln,“ fuhr der Troubadour fort, „ich sage Euch hiermit Lebewohl, stolze Dame, ich ziehe wieder fort in die weite Welt, aber Ihr sollt von mir hören.“

Loba senkte das schöne Haupt tiefer und tiefer zur Erde. Sie sann nach.

„Wenn ich Euch aber befehle zu bleiben,“ sagte sie dann leise.

Raimon gab keine Antwort.

„Wenn ich Euch sage, daß ich Eure treue Liebe, Eure Dienste lohnen will.“

„Wie wollt Ihr das?“

„Bleibt heute noch, Raimon,“ endete die Wölfin, welche es vermied, den gekränkten Anbeter anzusehen, „und wenn ich zur Ruhe gegangen bin, seit zur Stelle im Blumengarten unter meinem Fenster.“ Ohne seine Einwilligung abzuwarten, erhob sie sich rasch und ging ins Bad.

Der Graf von Foix wurde den Tag über von Loba nicht empfangen, erst gegen Abend durfte er ihr Gemach betreten, fand aber nicht jenen süßen Willkomm, den er gehofft und erwartet, sondern einen finstern

Blick und eine verdrossene, ungnädige Miene, und doch war die Wölfin eigentlich nur böse auf ihr eigenes Herz, das den schönen Helden so leidenschaftlich liebte, und dem sie ihre Liebe als eine schadenbringende Unklugheit verbieten mußte. Um jede Erörterung, welche ihr nur peinlich werden konnte, abzuschneiden, lud sie den Grafen zum Brettspiel ein. Als sie sich aber in der dämmerigen Fensternische gegenüber saßen und der schwere Vorhang sie traulich von dem übrigen Gemache, ja von der ganzen Welt abschloß, und die schönen Finger Lobas, jedesmal wenn sie einen Stein setzte oder nahm, dieselbe wunde Stelle in Foix's Seele zu berühren schienen, da neigte er sich endlich mit seinen wehenden dunklen Locken, denen süßer Duft entströmte, über das Brett zu ihr hinüber und flüsterte ihr zu: „Ihr habt mich gestern bezaubert, schöne Herrin, ja ganz vergiftet mit Euren Lippen.“

„Daraus folgt, daß ihr mich nicht mehr küssen dürft,“ erwiderte Loba und nahm einen neuen Stein.

„Denkt doch, daß der Dichter singt:

„Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund.“

Loba zuckte die Achseln. „Wer sagt Euch, daß ich Euer Arzt sein will?“ Und sie nahm ihm wieder einen Stein.

„Ihr zweifelt vielleicht an meiner Ergebenheit, meinem Eifer Euch zu dienen.“

„Vielleicht.“

„Dann stellt mich auf die Probe.“

„Ihr habt keinen Zug mehr!“ rief das schöne Weib jetzt mit der grausamen Freude der Jägerin, die ein Wild umstellt hat.

„In der That,“ murmelte Foix, „ich bin gefangen, im Spiele figürlich, wie in voller Wahrheit auf Gnade und Ungnade in Eure Hand gegeben. Doch Ihr seid gütig, Ihr werdet mich nicht der Verzweiflung überliefern. Gebt mir Gelegenheit, Euch meine Liebe zu beweisen, Euch zu rühren.“

„Gut,“ sagte Loba; sie ergriff lebhaft den Anlaß, den Mann, der sie liebte, dem sie aber kein Gehör schenken wollte, aus ihrer Nähe zu verbannen. „Ihr wißt, daß ich als schön gelte —“

„Man erteilt Euch den Preis der Anmut vor allen andern Damen —“

„Ich will es glauben, aber ich will diesen Preis auch thatsächlich besitzen,“ fuhr Loba fort. „Als die Göttinnen um den Rang der Schönheit stritten, wählten sie Paris, den Königssohn von Troja, zum Schiedsrichter und Paris reichte Frau Venus einen Apfel als

Zeichen ihres Sieges. Bringt mir diesen Apfel und ich will an Eure Liebe glauben.“

„Ihr spottet meiner —“

„Holt mir den Mond vom Himmel und ich will noch weitere Gnade üben und Euch lieben,“ fuhr Loba fort, „bringt mir die heilige Schüssel des Gral vom Berge Monsalwatsch und ich will Euch gehören.“

„Ihr verlangt Unmögliches —,“ seufzte Foix, „Ihr wollt also nichts weiter, als mir verbieten, im Lichte Eures Auges zu weilen.“

„Gut, ich werde also Mögliches fordern,“ sagte Loba rasch. „Eine Probe, die ein tapferer Held, wie Ihr, wohl bestehen kann. Nehmt das Kreuz, zieht in das gelobte Land und befreit das Grab des Herrn aus der Macht der Ungläubigen. Dann bin ich die Eure, und bis dahin kein Wort mehr von Eurer Liebe, ja ich verbiete Euch nur in meiner Gegenwart zu seufzen oder mich mit anderen Blicken anzusehen als jede andere Dame.“

„Ihr seid grausam, Loba,“ murmelte Foix vernichtet.

„Grausam, weil ich Euch nicht liebe,“ erwiderte sie mit hochmütiger Kälte, „Ihr vergeßt, daß Ihr mein Sklave seid, mein Eigentum. Grausam? Wie würdet Ihr mich also nennen, wenn ich Euch, mein

Eigentum, verschenken würde, wenn ich Eure prahlerischen Schwüre ernst nähme und Euch zum Sklaven des Mannes machte, den ich liebe? Geht, geht nun, Ihr seid trotz Eurer Tapferkeit im Turnier doch nicht Mann genug, um Loba, die Wölfin von Penautier, zu werben. Geht!"

Foix, der bis in die Lippen bleich geworden war, stammelte etwas, das er selbst nicht verstand. „Verlaßt mich," gebot Loba noch einmal. Der unglückliche Ritter verneigte sich stumm und schritt langsam, denn noch immer hoffte er, daß sie ihn zurückrufen werde, aus dem Gemach und die Treppe hinab: aber sie rief ihn nicht, und ihr Fenster blieb auch dann noch verschlossen, als er zu Pferde stieg und von seinen Edelknechten und Knappen gefolgt aus der Burg ritt. —

Lange saß Loba noch allein in der Fensternische und brütete, auf den Arm gestützt, vor sich hin. Es wurde Nacht. Die silberne Sichel des Mondes blickte aus kleinen weißen Wolken in den Burggarten und blickte durch die Ritze des Fensterladens in das bleiche Gesicht der Herrin. Von unten strömte schwer und betäubend Rosenduft empor, der Ahorn rauschte von Zeit zu Zeit mächtig in das Geplätscher des Springbrunnens und die Nachtigall schluchzte im Gebüsch. Und mit einem Male ging ein großes Rauschen durch den

Ahorn, als wenn der Sturm seine Blätter aneinander schlage und dann war es, als pochte der alte Baum mit seinen Zweigen an den Laden, der dumpf anklang.

Die Wölfin öffnete und Raimon's hübscher kecker Kopf wurde an dem Fenster sichtbar.

„Kommt zu mir," flüsterte sie.

Der Troubadour versuchte durch das Fenster einzusteigen, aber es erwies sich zu klein. „Habt Ihr noch nicht genug mit mir gespielt, Loba?" rief er.

„Geduld," lispelte sie, „wenn Ihr nicht zu mir kommen könnt, komme ich zu Euch."

Sie schloß den Laden und der Troubadour stieg vom Baume herab. Wenige Augenblicke und er sah das weiße hermelinbesetzte Gewand der Schloßherrin durch das Rebengitter schimmern. Ihre Schritte knisterten beinahe zornig auf dem Sande. Sie grüßte ihn mit einem hastigen Kusse und zog ihn in die Laube.

Niemand sah sie, niemand hörte sie hier, nur der Mond blickte durch Weinlaub und Rosenblätter auf sie, und warf seine wechselnden silbernen Lichter in den schäumenden Strahl des Springbrunnens und auf das schimmernde Pelzwerk ihres Gewandes. In dem schweren grauen Gemäuer ringsum herrschte tiefe

Stille, Stille auch in dem Garten, nur im Rosengebüsch sang die Nachtigall ihr süßes hochzeitliches Lied.

Die Gäste der Herrin von Cabaret, Herren und Damen, hatten das Frühstück gemeinsam in der Halle eingenommen und eilten jetzt die Freitreppe hinab in den Burghof, in dem die kräftigen mutigen Pferde bereits übermütig mit den Hufen scharrten und von Zeit zu Zeit fröhlich wieherten. Ein Trupp Diener war vorausgegangen, um auf der anmutigen Waldwiese, welche das Ziel des Spazierrittes war, die ritterliche Gesellschaft mit einem Imbiß zu erwarten und zu bedienen. Die Herren halfen ihren Damen galant in den Sattel und nun ging es paarweise im heitern bunten Zuge zur Burg hinaus, den sanften Abhang hinab, durch Feld und Wiese in den rauschenden Wald. Auf schmalem Pfad, eines hinter dem andern reitend, zog man durch denselben scherzend und lachend, horchte hier dem monotonen Klopfen eines Spechtes, dort dem melancholischen Aufschrei einer Rohrdommel. Hingen von den hohen Bäumen Zweige in den Weg, so bog sie Loba, welche den Führer machte, bei Seite und schleuderte sie neckend hinter sich, dem geliebten Troubadour Raimon von Miraval in

das Gesicht, und so ging das kindlich ausgelassene Spiel von einem zum anderen. Manchmal wurde an einem dunklen Stamme ein feuerrotes Eichkätzchen sichtbar, das mit seinen schwarzen Edelsteinaugen die ungewohnten Gäste neugierig musterte. Adler kreisten hoch oben in den Lüften und wenn sich ein leichter angenehmer Sommerwind erhob und durch die Wipfel der Eichen, Buchen und Tannen zog, verbreitete sich ein erquickender Harzgeruch, und aus dem grünen Grase, das sich bewegte, stieg Wohlgeruch aller Art, wie Weihrauch empor.

Gegen Mittag erreichte man die Waldwiese, welche von den grünen Wänden der Waldbäume im Kreise eingeschlossen und mit einem grünschwellenden, von bunten Blumen wie mit farbiger Stickerei überzogenen Grasteppich belegt, eine weite herrliche Halle bildete mit hoher leuchtender Saphirkuppel.

Loba's Diener hatten an dem einen Ende derselben ein großes Zelt aus hellem grünen Stoffe aufgeschlagen, das prächtig zu der Farbe des Waldes stimmte. Grüne Stricke hielten das luftige Haus an kleinen, in den Boden eingefügten Pflöcken fest, während ein vergoldeter Adler oben auf den Knauf die reichen Falten desselben in seinen Fängen zu halten schien. In dem Zelte war der Boden mit Laub und

Blumen bedeckt und längs der Wände lagen auf kostbaren Teppichen seidene Polster zu üppigem Lager geschichtet.

Herren und Damen stiegen auf der Waldwiese von ihren Tieren und übergaben dieselben den Knechten, welche sie seitwärts führten, während die fröhliche Gesellschaft sich paarweise, wie es die höfische Sitte erlaubte, in dem Waldesdickicht zerstreute. Wer so glücklich war, einen Quell, einen murmelnden Bach zu entdecken, lagerte an demselben, pflückte Blumen, schöpfte einen frischen Trunk in die hohle Hand, plauderte, machte den Hof und ließ sich ihn machen, andere begnügten sich mit einem bemoosten Baumstamm, den sie mit geschäftigen Ameisen und grünschillernden Eidechsen teilten, wieder andere suchten den Schatten, den das niedere Laubdach eines Brombeerstrauches bot, oder schaukelten sich auf einer vom Sturme niedergebogenen Tanne.

Als sich Alle wieder zusammengefunden hatten, wurde im kühlen Zelte ein reiches Mahl eingenommen und aus goldenen Bechern auf die Damen toastiert. Dann lagerten sie sich auf den weichen schwellenden Polstern, und wer es nicht vorzog zu träumen oder zuzuhören, gab eine kleine Geschichte zum Besten, eine mit schalkhafter Ausgelassenheit gewürzte Liebesnovelle

in der Art, wie sie Boccaccio in seinem Decamerone gesammelt hat, sang ein Lied oder spielte eine beliebte Weise. Endlich sprang Diana von Obilot auf und forderte die Ruhenden zum Tanze auf. Jeder war sofort auf den Füßen und zum Reigen bereit. Die Damen wählten die Tänzer und die Paare bildeten, sich die Hände reichend, einen großen Kreis, der fast die ganze Wiese einschloß. Raimon, der Loba so viel als möglich auszuweichen suchte, spielte die Leier, Faidit die Geige uud Raimon's Spielmann Vadriquet die Harfe. Der ganze Kreis stimmte nach der bekannten Melodie, welche die Musiker intonierten, ein heiteres Tanzlied an und drehte sich einige Male herum, um sich dann paarweise aufzulösen. Der Reigen ging dann in wechselnden Figuren Hand in Hand über die Wiese hin, mehr ein graziöses Gehen und Schweben und sich Umschlingen als ein wildes Springen und Drehen, wie man es damals wohl nur unter der Dorflinde sah.

Loba tanzte mit dem jungen Grafen Gottfried von Roussillon, aber sie verlor Raimon keinen Moment aus dem Auge. Es entging ihr nicht, daß er sich, so oft es nur möglich war, Diana von Obilot näherte und, ohne sein Spiel zu unterbrechen, ja selbst im ausgelassensten Takte mittanzend, ihr allerhand zuflüsterte, was sie mit einem ermunternden Lächeln

aufzunehmen schien. Am Morgen, mit dem ersten fröhlichen Sang der Lerche, war er von der Wölfin geschieden, wie es schien berauscht von dem Glücke, das schöne und stolzeste Weib sein nennen zu dürfen, und jetzt mied er ihr Gespräch, ja ihre Blicke sogar und machte vor ihren Augen einer andern Dame und noch dazu ihrer besten Freundin den Hof. Zuerst staunte Loba, dann empörte sich aber sofort ihr ganzer unbändiger Stolz gegen eine solche Zurücksetzung. Auch die andern bemerkten Raimon's seltsames Betragen. Die Wölfin sah sich von hundert neugierigen und vielleicht schadenfrohen Augen beobachtet, und so fühlte sie sich denn durch den schönen Troubadour zugleich auf das Tiefste verletzt und auf das Beleidigendste herausgefordert. Sie bebte innerlich vor Wut, aber sie war die Natur sich zu bezwingen und Rosen zu pflücken, wo ihre Hand am liebsten gleich nach dem Dolche gegriffen und Blut vergossen hätte.

Was sie aber am meisten aufregte, war, daß sie Raimons verändertes Benehmen nicht verstand, daß sie vergebens einer Ursache nachsann; vor wenig Stunden war er ja noch vor ihren Füßen gelegen wie ein Sklave und jetzt übersah er sie wie eine niedere Magd.

Das war zu viel für das wilde Blut der Wölfin. Sie war die Erste, die aus dem Reigen trat und nach

damaliger Sitte Blumen zu brechen und zu winden begann. Die anderen Herren und Damen folgten ihrem Beispiel, aber sie war rascher als alle; die Lust, die empfangene Beleidigung zu vergelten, beflügelte ihre Hände, in wenigen Augenblicken hatte sie einen Kranz beendet und näherte sich Raimon, der mit einem halb verlegenen, halb spöttischen Lächeln sich vor ihr beugte, um, wie er meinte, das Zeichen ihrer Huld zu empfangen, aber Loba maß ihn nur mit einem kalten zurückweisenden Blicke und schritt an ihm vorüber auf Roussillon zu, dem sie ihre prächtige Blumenkrone auf das schwarzlockige Haupt setzte. Der junge Ritter warf sich entzückt anf ein Knie und küßte dankbar den schimmernden Saum ihres Gewandes.

Alle blickten jetzt auf Raimon, der bis in die Lippen bleich geworden war. Er hatte sich indeß rasch gefaßt und fuhr, ein Schelmenliedchen trillernd, fort, den Kranz zu flechten, den er begonnen hatte.

Schon hatten alle die reizenden jungen Damen ihre Ritter bekränzt und waren dafür von ihnen mit bunten Blumenkronen beschenkt worden, als der Troubadour, der längst mit seinem Kranze fertig war, denselben noch immer in der Hand hielt.

„Nun Raimon,“ begann Loba herausfordernd, „ich sehe alle Damen mit Blumen geschmückt, kein

schönes Haupt mehr, das Euren Kranz empfangen könnte. Versucht Euer Glück, legt ihn mir zu Füßen, vielleicht hebe ich ihn auf."

Dem Troubadour begann es zu schwindeln, die Erde schien unter seinen Füßen zu versinken und die Sonne sich schwarz zu verschleiern, aber auf seinem Antlitz war nichts zu entdecken als ein freches, spöttisches Lächeln.

„Der Poet," erwiderte er artig, „kann seinen Kranz nicht so ohne weiteres verschenken wie ein Anderer, die Blumen, die er der Schönen flicht, sind von eigener Art, ein unsterblicher Duft hängt an ihnen und sie welken niemals, deshalb will ich — ehe ich einer Dame die höchste Huldigung darbringe, welche die Welt kennt — der edlen Gesellschaft eine kleine Geschichte erzählen."

„Eine Novelle?" fragte Diana von Obilot.

„Oder ein Märchen," gab Raimon zur Antwort, „wie Sie es eben nennen wollen."

Alle nahmen hierauf im Kreise auf der Wiese Platz und Raimon, der Troubadour, begann: „Es war einmal ein Nachtveilchen, eine bescheidene, stille Blume, deren Innerm jedoch der köstlichste Duft entströmte. Es stand seitwärts von den anderen Kindern des Frühlings

in einem abgeschiedenen Winkel, aber es erhob sein Auge wie alle anderen zu der Sonne, wenn die stolze, glänzende Herrscherin des Tages am Firmamente erschien, und wenn ihr goldener Wagen im Meer versunken, schloß es seinen Kelch wie alle anderen und wiegte seine Krone in holden Träumen. Die Sonne aber schien die Kleine mit dem köstlichen Duft allen anderen vorzuziehen und warf ihr die glühendsten Blicke zu, und flüsterte mit ihr heimlich im abgeschiedenen Winkel, bis die stille Blume, von wahnsinniger Liebe ergriffen, zu hoffen begann und ihre Seele der stolzen Kokette entgegen ausströmte in köstlichem Duft. Da sagte eines Tages eine Brennessel, die verachtet im Schatten stand, zu dem Nachtveilchen: Du glaubst, daß die Sonne Dich liebt. Die Sonne liebt den leuchtenden Rittersporn, der mitten in der Wiese steht, ein Fürst der Blumen und mit Dir treibt sie treulos ihr Spiel wie mit tausend anderen. Und das Nachtveilchen sah, daß es wahr sei. Es verließ seinen abgeschiedenen Winkel und zog sich noch weiter von den übrigen Blumen zurück in den tiefen, kalten Schatten, dorthin, wohin niemals ein Blick der Sonne drang, schloß traurig seinen Kelch und begrub seinen Duft in demselben. So stand es, bis es Nacht wurde, da — als es dunkel war und alle anderen Blumen schliefen, öffnete das Nachtveilchen seine Blätter.

Die Sonne war zur Ruhe gegangen, tiefe Stille ringsum. Da verbreitete sich in den Lüften ein sanftes, silbernes Licht und Luna stieg in aller ihrer Herrlichkeit herauf. Das Nachtveilchen erschrak, aber die holde Freundin der stolzen Sonne blickte es durch die Zweige, unter denen es sich zu verbergen suchte, mit einem liebenswürdigen Lächeln an und sprach: „Du bist die einzige Blume, die mich begrüßt, ich danke Dir und tausend Dank auch für den trefflichen Duft, den Du mir entgegensendest.“

Und das Nachtveilchen trauerte nicht mehr, es sah, daß Luna nicht so strahlend war, wie ihre stolze kokette Freundin, aber ihr sanftes Licht brannte auch nicht so wie das Feuer der Sonne, sondern fiel wohlthätig wie Thau in seinen Kelch und mit diesem sanften, glückverheißenden Blick traf Luna keine anderen Blumen, so viele deren auch in Wald und Wiese standen, nur das eine Nachtveilchen.

So kam es, daß das Nachtveilchen Luna seinen Dienst und seine Liebe weihte und der Sonne Lebewohl sagte für immer.“

„Eine reizende Fabel!“ rief die muntere Katherine de Rouissillon, „aber in welcher Beziehung steht dieselbe zu Eurem Kranze, Raimon?“

„Zu meinem Kranze? Ich hätte ihn beinahe ver-

gessen, Dank für die Mahnung, schöne Dame," sprach der Troubadour, näherte sich rasch Diana von Obilot und legte ihr den Kranz zu Füßen. Sie hob ihn auf, während Loba das rote Blut in die Wangen stieg.

„Was soll dies bedeuten?" fragte Diana, welche die Auszeichnung, welche ihr der Sänger erwies, nachdem Loba sie selbst in die Schule genommen hatte, wohl verstand.

„Dies soll bedeuten," erwiderte der Troubadour, sich auf ein Knie vor ihr niederlassend, „daß Raimon von Miraval mit diesen Blumen seine Lieder, die süßen, schmeichlerischen, wie die tapferen und totbringenden Euch zu Füßen legt, schönste Dame, und Euch bittet, seine Dienste anzunehmen."

Loba sah noch die freudig überraschte Diana Raimon die Hände entgegenstrecken und ihn aufheben, dann sprang sie auf und bestieg rasch ihr Pferd, um allen voran, wild wie eine Walküre, nach ihrer Burg zu sprengen.

Und nachts, als alles schlief in dem schweren grauen Gemäuer und nur die Nachtigall schluchzte im Rosengebüsch, da saß die wilde Wölfin an dem Fenster ihres Schlafgemachs auf den Arm gestützt und weinte.

Reich beschenkt verließ Faidit, sein Weib an der Seite, die Burg von Cabaret und ritt dem Orte zu, wo, wie er wußte, Peire Vidals Jongleur sie erwartete; von seinem närrischen Freunde hatte er seit dessen plötzlicher Entfernung aus Lobas Burg nichts erfahren. Um so angenehmer war er überrascht, als er seinen treuen Esel wohlbehalten in dem Gewahrsam Guillems fand. Von seinem Herrn wußte dieser nichts zu sagen, als daß er sich im Gebirge herumtreibe und dort — wie der spitzbübische Bursche meinte — Buße thun und sich von Kräutern und Wurzeln ernähre, während er selbst in der Dorfschenke seine vielen Tugenden mit feurigem roten Landwein belohne. Ehe der poetische Landstreicher mit seiner Dirne weiter zog, erstattete er Vidals Jongleur die Kleider und Pferde seines Herrn getreulich zurück und nahm dafür seine Lumpen und sein Grauchen in Empfang; nur Delphine behielt das blausamtne Überkleid mit grauem Pelz als Andenken, sendete aber dafür Guillem mit guter Botschaft in das Gebirge von Cabaret. Der lustige Bursche durchstreifte dasselbe noch am selben Tage nach allen Richtungen, von Zeit zu Zeit hielt er auf einer erhöhten Stelle und rief mit starker Stimme in die Klüfte hinein: „Vidal! größter Narr!“ und das Echo stimmte ein: „Narr!“

Endlich fand er seinen Herrn gegen Abend an einem Quell sitzen, der wild aus dem Gestein brach. Peire Vidal schien ihn nicht zu bemerken und vertrieb sich die Zeit damit, Epheu von der Felswand herabzureißen und zu langen grünen Ketten in einander zu schlingen, mit denen er bereits wie ein Gefangener von oben bis unten beladen war.

„Was macht Ihr denn da, edler Herr?“ begann der Jongleur. Vidal blickte ihn an und schwieg. „Was soll dieses Kinderspiel?“ fuhr Guillem fort.

„Ich trage allegorisch die Fesseln der grausamen Loba,“ versetzte Vidal seufzend.

„Allegorisch? sollte heißen närrisch?“ spottete der Jongleur. „Sitzt mir da wie eine Nachteule im Geklüfte und versäumt bei hellem Tage Euer Glück.“

„Mein Glück?“ wiederholte Vidal erstaunt, „sprichst Du von der herrlichen Loba? Du weißt wohl, daß ich außer ihr kein Glück kenne!“

„Allerdings weiß ich das und deshalb suche ich Euch seit Vormittag in allen möglichen Schlupfwinkeln des Waldgetiers. Raimon hat Cabaret verlassen und denkt, mit wem, — mit Diana von Obilot; er hat Loba den Abschied gegeben.“

„Das ist ja unmöglich!“ lächelte Vidal.

„Oder sie ihm!“ fuhr der Jongleur fort, „kurz, sie

sind auseinander, Loba ist frei und Ihr werdet gut daran thun, Euer Büßerleben aufzugeben, Euch anständig zu kleiden und mit mir nach der Burg der Wölfin zu reiten."

„Ich will hin," entgegnete Vidal, „und zwar auf der Stelle, aber nicht so wie Du meinst, im vollen Staat des Sängers, sondern in bescheidener Vermummung."

„Schon wieder eine Maskerade?"

„Schweig, ich habe in derlei Händeln mehr Erfahrung als Du, kecker Bursche," rief der Troubadour, erhob sich von seinem mosigen Sitz und ging voran, während Guillem hinter ihm sein Spottlied pfiff:

„Der Minne Natur ist so gethan."

In der Burg zu Cabaret saß indes Loba in der dunklen Fensternische ihres Gemaches und blickte gegen das Gebirge, hinter dem die Sonne längst untergegangen war, so daß die zackigen Spitzen mit den scharf gezeichneten Tannenwipfeln wie auf schwarzem Papier ausgeschnitten auf dem gelbroten Himmel lagen. Ihr Fuß ruhte auf dem Trittbrett des schwerfälligen Spinnrades und zwischen den Fingern lag noch der ungefüge Faden, aber sie spann nicht mehr, sie war ganz versunken in ihre trüben, ärgerlichen Gedanken. So

blieb sie ohne sich zu regen, bis auch das letzte Tageslicht verglommen war und die Fledermäuse ihr stilles Segeln im Zickzack um das graue Gemäuer herum begannen. Jetzt erst stand sie auf, entzündete die Kerzen in dem Armleuchter aus getriebenem Silber, den ihr Gatte aus Italien mitgebracht hatte, suchte Tintenzeug, Feder und Papier hervor und begann auf dem Tisch, der vor dem Kamin stand, zu schreiben. Loba saß dabei auf einer Truhe mit Rücklehne, welche durch Teppich und Polster in einen recht bequemen Sitz verwandelt war, und ihre Füße ruhten auf einem weichen Wolfsfell.

Sie schrieb sehr langsam, jedes Wort erwägte sie und wohl auch jeden Buchstaben, denn damals flossen die Redensarten den Damen noch nicht so leicht in die Feder und aus der Feder auf das geduldige Papier, aber sie brachte es doch im Laufe des Abends zu Stande, alles, was sie zu sagen hatte, den vier großen Quartseiten, die ihr zu Gebote standen, getreulich anzuvertrauen. Und als sie es überlas, war sie höchlich zufrieden und es schien ihr wohl, sie rede mit dem, an den sie geschrieben hatte, denn ohne es zu wissen begann sie gegen den Schluß hin die Sätze, auf welche sie den meisten Nachdruck legte und insbesondere jene Worte, welche sie, um dieselben noch mehr her-

vorzuheben, mit roter Tinte geschrieben hatte, laut vor sich hinzusprechen und erhitzte sich endlich so sehr, daß sie mit einem hellen Gelächter über ihren Eifer schloß.

Das Schreiben wurde dann geschickt in ein leeres Blatt verpackt, gesiegelt und darüber noch mit roter Seide eingeschlagen. So übergab es die Herrin von Cabaret den Pagen, der mit klingenden Sporen eintrat und hieß ihm, dasselbe so rasch als nur möglich dem Grafen von Foix zu übergeben.

Ehe sie in ihrem prachtvollen Bett einschlief, unter dem seidenen Himmel, den vier Heidengötter trugen, in weichen, schwellenden Polstern unter schneeweißem Hermelin ruhend, malte sie sich das Entzücken aus, das Foix bei dem Lesen ihres Briefes empfinden werde, wie ihn ihr Geständnis, daß sie ihn, nur ihn liebe, beseligen, ihre Bitte, auf den Flügeln der Sehnsucht zu ihr zu eilen, rühren und anspornen werde.

Als sie erwachte, wurde ihr gemeldet, daß schon am vorigen Abend ein Kaufmann mit köstlicher Ware in die Burg gekommen, aber nicht vorgelassen worden sei, da sie verboten hatte, sie zu stören. Loba ging aber, obwohl ihre Neugier aufgestachelt war, doch zuerst in das Bad und hieß dann erst den Händler in

das große Frauengemach führen, in dem sie mitten unter ihren Mädchen und Dienerinnen auf einem vergoldeten blauen Schemel sitzend, seine Ware zu prüfen begann.

Der Kaufmann, schlicht in grauer Farbe gekleidet, das wettergebräunte Gesicht von weißem Haar und Bart eingerahmt, breitete prächtige Stoffe, Samt und Seide vor der Herrin aus, türkische, reich mit Gold gestickte Schuhe, Perlen und edles Gestein, von dem erfinderischen Venetianer kunstreich in Gold gefaßt, und köstliches Pelzwerk, wie es die Männer des Westens auf den Messen zu Moskau und Nischni Nowjorod erhandelten.

Schon hatte Loba ein Stück weißer Seide gewählt, das beim Messen wie Mondlicht über die eiserne Elle des Kaufmanns floß und ein paar grüne Türkenschuhe; jetzt strich ihre weiße Hand durch den weichen Schnee der Hermelinfelle, welche in ein Bündel zusammengeheftet vor ihr lagen, da beugte sich der Alte ganz nahe zu ihrem Ohr hin und flüsterte ihr zu:

„Was bedürft Ihr dessen, Euer Leib ist ja selbst wie weißer, blendender Hermelin.“

Die Wölfin warf einen raschen Blick in das Antlitz des Kaufmanns. Sie hatte ihn erkannt.

„Vidal,“ murmelte sie.

„Ja, er selbst, Herrin," fuhr der verkleidete Troubadour leise fort, „der Euch demütig naht, von süßer Liebe bedrängt und nichts von Euch zu erbitten hat, als daß Ihr ihn zu dem Schemel Eurer Füße macht."

„Man beobachtet uns," erwiderte Loba, „hier ist nicht der Ort, sich zu besprechen."

„Sagt mir nur, daß ich nicht verzweifeln darf," flehte Vidal.

„Ihr dürft sogar hoffen," flüsterte Loba und fuhr dann fort seine Kostbarkeiten zu prüfen.

In den nächsten Tagen vermied es die Herrin von Cabaret, mit Vidal zusammenzutreffen, obwohl er wiederholt unter dem Vorwand, neue Ware bei ihr auspacken zu wollen, bei ihr einzudringen suchte.

Sie erwartete Foix, aber sie erwartete ihn vergebens. Der Page hatte ihm den Brief übergeben und wußte zu erzählen, daß der Graf denselben ungestüm an seine Lippen gepreßt hatte; er brachte die unterthänigsten Grüße von ihm an Loba mit, aber die Sonne ging auf und sie ging wieder unter, ohne daß Foix selbst in Cabaret erschienen wäre.

Endlich verlor die Wölfin mit ihrem ungeschickten Anbeter die Geduld und sendete um Vidal, aber dieser war mit dem Esel, auf den er seine Kostbarkeiten geladen hatte, bereits fortgezogen. Schon grollte die sonst so

rasche Frau sich und ihrer Unentschlossenheit, da — eben als sie mit dem Anbruch der Nacht zur Ruhe gehen wollte — flog ein Pfeil durch das offene Fenster in ihr Gemach, an dem sie einen Brief von Vidals wohlbekannter Hand befestigt fand. Sie setzte sich in die Nähe der brennenden Kerzen und las die glühendsten Schwüre der Liebe, die tollsten Versprechungen einer überreizten Phantasie und zuletzt die Bitte, dem letzten ihrer Knechte eine Unterredung zu gewähren.

Zuerst umspielte ein selbstzufriedenes Lächeln die vollen, schwellenden Lippen Lobas, dann stützte sie sich auf beide Arme und sann nach. Sie hatte gefunden, was sie brauchte, einen Beschützer, einen Rächer, aber sie liebte Vidal nicht, sie liebte Foix. Zweifel stiegen in ihr auf, unruhevoll gingen ihr die Gedanken herüber und hinüber.

Zu rechter Zeit trug eine tiefe, kräftige Mannesstimme ein Lied an ihr Ohr, ein Lied Peire Vidals, das ihr wohlbekannt war:

„Was ich dicht' und sonst vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da sie Kenntnis
Mir verliehen und Verständnis.
Darum bin ich froh und singe;
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen."

Loba erhob sich und rief durch das Fenster hinab: „Seid Ihr da?“

„Ja, meine Herrin,“ erwiderte der Troubadour.

Loba schrieb rasch einige Worte auf ein Pergamentblatt, durchstach dasselbe mit ihrer goldenen Haarnadel, und zog einen langen Faden durch, an dem sie es hinabließ. Sie fühlte, wie Peire Vidal es unten faßte und den Faden abriß, dann schloß sie das Fenster.

Vidal aber las beim geheimnisvollen Licht des Mondes:

„Morgen nach der Messe bei dem Christusbild, das am Waldrand steht.“

In aller Frühe schon durchstreifte Vidal, die Laute auf dem Rücken, das Schwert an der Seite, Wald und Gebirge von Cabaret. Die Bäume erzitterten von Zeit zu Zeit in der frischen kühlen Luft, als ob der Frost sie schüttele und warfen dann die hellen Thautropfen ringsum in das Gras, daß es in der Sonne blitzte wie ein Diamantenregen. Schwarze Amseln mit goldgelbem Schnabel liefen über den Weg, in allen Wipfeln ertönte der fröhliche Schlag der Finken. Irgendwo fällte ein Holzhauer einen Stamm und ein Specht

schien, in demselben langsamen Takt pochend, die dumpfen Hiebe seiner Axt nachzuspotten. Immer tiefer drang Vidal in die Wildnis, eine süße, verliebte Unruhe trieb ihn vorwärts. Durch eine enge Schlucht zwischen hohen, steilen Steinwänden schreitend, vernahm er aus einem Felsloch das Pfeifen einer kleinen Eule und nicht lange darnach das Heulen eines Wolfes, der seine Wölfin lockte.

Noch höher stieg der Troubadour empor. Lange ging er zwischen niederem Gestrüpp, in dem überall blaue Glocken und blutrote Beeren durchschimmerten. Endlich befand er sich auf der sanften Kuppe einer beträchtlichen Höhe und betrat eine weithin gestreckte Wiese, mit dem herrlichsten Graswuchs und einer frischen, bunten Blumenflur bedeckt. Ein kräftig rauschendes Wasser floß mitten durch dieselbe thalabwärts und zu beiden Seiten grasten Lämmer, weiße und schwarze, alle gleich gut genährt und glänzend.

Ein großer, zottiger Hund bewachte dieselben und blinzelte den Troubadour mit ein paar feurigen Wolfsaugen mißtrauisch an, während der Hirte, ein junger, hübscher Bursche mit gelbem Haar, in dem Schoß der schönen Schäferin schlief. Als diese den reichgekleideten Fremden erblickte, gab sie ihrem Liebling einen derben

Stoß mit der Faust und rief: „Steh auf, Folquet, es ist jemand da.“

„Wer? Ein Wolf?“ fragte dieser schläfrig.

„Kein Wolf, ein Mann.“

„Wenn es kein Wolf ist, will ich weiter schlafen,“ meinte Folquet, aber die schöne Schäferin schüttelte ihn so lange bei den langen wirren Locken, bis er munter wurde, sich auf den Knieen aufrichtete und, nachdem er sich gebührend gedehnt, endlich auf die Beine kam. „Nun, was ist denn los?“ fragte er verdrossen.

„Ein schöner Ritter kommt zu uns,“ murmelte die Schäferin, „wir wollen ihn begrüßen.“

„Ja, das wollen wir, Adalasia,“ sagte Folquet und hob seinen Krummstab auf, der seine Verwandtschaft mit dem geistlichen Hirtenstock nicht verleugnete.

Vidal war indes näher gekommen und von dem großen, roten Schäferhund mit wütendem Gebell angefallen worden. „He, Judas! He!“ rief der junge Hirt, „zu mir, Judas!“ Das Tier folgte dem Ruf, blieb jedoch noch immer knurrend und die Zähne weisend vor seinem Herrn stehen, welcher, den Arm um sein Liebchen geschlungen, den Troubadour erstaunt betrachtete. Auch Vidal ließ seine Augen mit Neugier und Wohlgefallen auf dem hübschen Paar ruhen, das ihm das goldene Zeitalter der Griechen leibhaftig vor Augen stellte,

denn selbst ein verwöhntes Auge konnte an den Beiden nichts Unschönes oder Gemeines entdecken. Folquet trug auf seinen kräftigen Schultern einen jugendlichen Bacchuskopf, dessen blonde Locken die Hirtin mit Eichenblättern sinnig geschmückt hatte; seine Füße schützten braune Sandalen, während sein ganzer Anzug sonst nur aus einem kurzen, ärmellosen Rock von schwarzem Lammfell bestand, welcher Arme und Beine entblößt sehen ließ. So glich er in seiner ganzen Erscheinung mit dem Stab Johannes dem Täufer in der Wüste, während Adalasia, deren rotbraunes Röckchen bis zu den Knöcheln reichte und welche über demselben eine Art Jacke von milchweißem Lammfell trug, mit den blauen und weißen Blumen im schwarzen wallenden Haar an Theokrit mahnte.

„Ihr liebt Euch wohl sehr und seid glücklich," begann Peire Vidal. „Wie nennt Ihr Euch?"

„Mein Name ist Folquet und die da heißt Adalasia," gab der junge Hirt unerschrocken zur Antwort, „was die Liebe anlangt, so geht es an, aber mit dem Glück will es nicht recht von statten gehen, obwohl ich mir alle Mühe gebe, einen ordentlichen Schatz zu heben, oder doch mindestens ein paar alte Römergulden irgendwo auszugraben."

Vidal nickte mit dem Kopf. „Wer das Glück sein nennt," sagte er, „der schätzt es eben nie nach Ge-

bühr. Ihr kennt auch so den Schatz nicht, der in Euch liegt."

Die beiden Kinder des Waldes sahen sich erstaunt an, ein blödes Lachen überflog Folquets schönes Gesicht und Adalasia sah womöglich noch alberner drein wie er.

„Ja, es ist so eine Sache," lautete des jungen Hirten ganze Weisheit, „ja, ja, Herr Ritter."

„Ich bin kein Ritter," entgegnete Vidal.

„Was denn?" fragte Folquet, „Ihr tragt doch ein Schwert."

„Ich bin ein Troubadour."

„Ja, so nennt man unten im Lande die Sänger und Spielleute," rief Adalasia, „welche mit den stolzen Rittern und den schönen Damen in den hohen Burgen wohnen, ach! Ihr habt auch eine Leute! Spielt uns doch einmal etwas vor und wir wollen dazu tanzen."

Vidal ließ sich nicht zweimal bitten, er setzte sich an den Rand des Baches in die Blumen und spielte einen lustigen Bauernreigen, wie wenn lauter Schalmeien und Dudelsäcke zusammenbliesen, und die beiden jungen Hirten drehten sich munter im Kreise und Folquet jauchzte von Zeit zu Zeit auf wie eine Lerche, die

sich aus dem Saatfeld in den blauen Himmel emporschwingt.

Plötzlich trat eine seltsame Gestalt aus dem Gebüsch, das die Wiese umsäumte, ein hagerer Alter mit wildem grauen Haar und Bart, in braune Lumpen gehüllt, auf einen jungen, entwurzelten Baum gestützt, an dem noch allerorten die grünen Blätter standen; er hielt ein Körbchen aus Baumrinde in der Hand, in das er sich allerlei Kräuter, Wurzeln, Beeren und Schwämme gesammelt hatte und blieb stehen, um eine Weile dem Tanze zuzusehen. „Denkt an die Vergänglichkeit alles Irdischen,“ begann er dann mit rauher Stimme, „und fordert nicht mit Eurer weltlichen Lust und Ausgelassenheit das Gericht heraus. Der Teufel ist mächtig in uns und sein Reich hat auf Erden keine Grenzen.“

Seine düstere Mahnung hatte die sorglosen, jungen Leute sofort auseinander gejagt, sie standen verlegen mit niedergeschlagenen Blicken und auch Vidals Saitenspiel verstummte.

„Wer ist der?“ fragte der Troubadour, „es scheint nicht ganz richtig in seinem Kopf.“

„O! Es ist ein frommer und weiser Mann,“ gab Folquet zur Antwort, „er nennt sich Aimeric, wohnt

in einer Felsenhöhle und büßt auf diese Weise seine Sünden ab."

„Dann ist er gewiß nicht weise," sagte Vidal, „hätte er weise gehandelt, so dürfte er jetzt nicht büßen, und büßt er, ohne Schuld auf sich geladen zu haben, dann ist er noch weniger klug."

„So, meinst Du, Weltkind, Neffe des Teufels!" rief der Büßer, der kein Wort von dem Gespräch der Beiden verloren hatte, „aber es wird auch Deine Stunde kommen, auch Dich wird einmal die Geißel der Reue zerfleischen. Du scheinst mir ein Gelehrter, ein Troubadour. Wie nennt man Dich?"

„Peire Vidal."

„Ich kenne Deine Lieder," seufzte der Alte, „hab' sie oft gesungen in stolzer Halle, wenn die Becher klangen und rote Frauenlippen Bescheid thaten. Gehe in Dich und thue Buße, so lange es an der Zeit ist, thut Alle Buße und ladet das Kreuz auf Euch! Thut Buße." Er bekreuzte sich und ging, Gebete murmelnd, weiter, während ihm die Hirten mit tiefer Scheu nachblickten.

„Ich fürchte mich vor ihm," begann Adalasia, „er blickt oft mit feurigen Augen um sich wie ein Wolf."

„Ach was," rief Folquet, „ich fürchte ihn eben

so wenig, wie ich einen Wolf fürchte, wenn er ein wirklicher Wolf ist und kein Wärwolf. Ich fürchte nichts in der Welt als die Hexen und bösen Geister. Gott schütze uns!" Er machte das Kreuz auf Stirn und Brust.

Als melodische Begleitung klangen in demselben Augenblick schwere, melancholische Glockentöne aus der Ebene herauf.

„Sie läuten in Cabaret zur Messe," sprach Adalasia.

„Dann lebt wohl," rief der Troubadour, indem er rasch sein Instrument umhing, „und so Gott will auf Wiedersehen!"

„Der Himmel schütze Euch, Spielmann."

„Und Euch!" Vidal eilte durch das Gestrüpp, die Schlucht, den Wald hinab und war lange vor der Herrin seines Herzens bei dem roh in Stein gehauenen Christusbild am Wandrand, wo sie ihn sie zu erwarten geheißen; als endlich ihr weißer Zelter über die grüne Fläche auf ihn zugeflogen kam und ihr Gewand glückverheißend im Winde flatterte, pochte sein Herz wie das eines Knaben, dem der erste Liebeslenz den Puls beflügelt.

Loba grüßte ihn von weitem schon und als sie mit seiner Hilfe vom Pferde gestiegen war, zögerte sie

nicht, den Handschuh abzuziehen und ihm die Hand zu reichen, die er feurig küßte.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Peire Vidal,“ begann die Herrin von Cabaret, während dieser ihr Pferd an einen Ast band und sie selbst mit einer anmutigen Bewegung mitten in den Blumen am Rain Platz nahm.

„Eine volle Ewigkeit,“ entgegnete der Troubadour, „mir ist zu Mute, als wäre ich gestorben und lange Jahre im Grabe gelegen und Euer Blick hätte mich zu neuem Leben erweckt.“

„Und was führt Euch hierher?“

„Die Liebe, schöne Dame,“ antwortete Vidal, „Ihr erinnert Euch wohl, wie ich, den Pfeil im Herzen, Eures Vaters Haus verließ, ich irrte in der Fremde umher in der Absicht, Euch zu vergessen, aber es war nicht möglich und da bin ich denn wieder in meiner alten Herzensnot und flehe zu Euch: Gebt mir meine Vernunft wieder, macht mich gesund.“

„Seid Ihr aber auch gewiß, daß es Liebe ist, Liebe zu mir, die Euch so quält?“ sprach Loba, ihn aufmerksam betrachtend.

Vidal ergriff hastig seine Laute und sang zu derselben mit seiner schönen, schwermütigen Stimme:

„Was ich dicht' und sonst vollbringe,
Euch verdank' ichs, da Ihr Kenntnis
Mir verliehen und Verständnis.
Darum bin ich froh und singe;
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich Euren holden Zügen."

„Ja, Loba, ich meine oft, Ihr habt mir einen Zaubertrank gegeben, so sehr bin ich Euch unterthan, sehe ich aber wieder — so wie eben jetzt — Euer Antlitz, das dem holden Mond gleicht, Euren weißen Leib, der die Lilie beschämt, Euren Hals, der des Schwanes Neid erweckt, den weißen Schnee des Busens, die Hände wie Hermelin, dann weiß ich, daß ich auf die natürlichste Art der Welt der Schemel Eurer Füße geworden bin."

„Damals, als Ihr von mir ginget," sagte Loba, „war ich ein wildes, unbedachtes Mädchen, jetzt weiß ich Eure Huldigung nach Wert zu schätzen. Was verlangt Ihr also von mir?"

„Nichts, Herrin, als daß Ihr gnädig mir erlaubt, Euer Sklave zu sein!" rief Vidal, indem er sich der grausamen Schönen zu Füßen warf, dann fuhr er, sich auf der Laute begleitend, fort:

„Mehr, edle Frau, verlang' ich nicht,
Als daß Ihr duldet meinen Dienst;
Ich werde, was auch mein Gewinnst,
Euch dienen mit Vasallenpflicht.

Seht her, ich steh' Euch zu Gebot,
Ergeben, willig, froh und treu:
Ihr seid ja nimmer Bär noch Leu,
Daß Ihr mich tötet ohne Not."

„Wer weiß," lächelte Loba, „Ihr habt die Wölfin vergessen."

„Von Eurer Hand wird mir der Tod sogar erwünscht sein!" rief Vidal mit leuchtenden Augen.

„Gut denn," sprach die Wölfin, „ich nehme Euch hiermit in meinen Dienst, aber ich will Euch auf die Probe stellen und besteht Ihr sie, dann — aber auch dann nur — soll Euch der süßeste, der höchste Lohn der Liebe zu Teil werden."

Zwei Wochen waren vergangen, seitdem Loba ihren Pagen an den Grafen von Foix abgesendet hatte; sie saß eben von ihren Frauen umgeben in der Halle und während diese spannen, nähten und stickten, las sie ihnen aus einem Liederbuche vor, als Foix, reich und geschmackvoll gekleidet, hereintrat und sich auf ein Knie vor der Gräfin niederließ.

Die Wölfin erzitterte am ganzen Leibe, als sie ihn erblickte und blieb lange stumm; endlich hob sie ihn auf, hieß ihn niedersetzen und ergriff das Wort: „Ihr habt lange auf Euch warten lassen, edler Herr."

„Vergebt mir, gnädige Frau,“ sagte der Graf, „aber Ihr wißt, ich bin wohl der Waffen, des Kampfes mit dem Schwert und der Lanze, mit Pfeil und Bogen, Dolch und Streitkolben kundig, nicht aber der Schrift. Als ich Euren Brief erhielt, war mein Schreiber eben abwesend. So trug ich ihn ungelesen zehn Tage auf meinem Herzen, er begleitete mich zum Turnier nach Ventadour und wurde dort auf meiner Brust von einer Lanzenspitze durchstochen.“ Der Ritter zog das Schreiben hervor und zeigte es Loba.

Hierauf schwiegen beide wieder lange Zeit, dann stand Loba auf, ging in den Garten und winkte Foix ihr zu folgen. „Ihr kommt zu spät,“ sagte sie, „ich war frei, als ich Euch schrieb, Ihr ließet mich ohne Antwort, dies beleidigte mich, dies kränkte mich, heute gehöre ich mir nicht mehr ganz an.“

„Ihr kränkt mich“ — murmelte der Graf.

„Im Gegenteil, ich bin die Gekränkte!“ rief Loba, „denn ich liebe Euch, ja, ich habe nie einen Andern geliebt. Euch zu gehören wäre mir die höchste Seligkeit gewesen, aber Ihr selbst habt meinen Besitz verwirkt.“

„Gnade, Herrin, und Vergebung!“ flehte Foix auf die Knie vor ihr niedergeworfen.

„Ich habe mich versagt,“ sagte Loba überlegend, „Peire Vidal, der Troubadour, dessen Ruhm zu beiden

Seiten der Alpen in Jedermanns Munde ist, wirbt um meine Gunst."

„Und da mußte der Ritter wieder vor dem Sänger weichen."

„Wir wollen sehen," fuhr die Wölfin fort, „ich habe mir vorbehalten, Vidal auf die Probe zu stellen. Helft mir, daß er sie nicht besteht und ich gehöre Euch."

„Ist dies ein Scherz?" fragte Foix mißtrauisch.

„Mein voller Ernst," erwiderte Loba, „und zum Beweis diesen Kuß." Rasch berührten ihre Lippen die seinen, dann eilte sie zurück zu ihren Frauen.

Nachmittag kam Vidal, von seinem Jongleur begleitet, in glänzendem Anzug zu Pferde in das Schloß und bat um Gehör. Loba empfing ihn in ihrem Gemach und hieß ihn sich neben sie auf den Polstersitz am Kamin zu setzen. Vidal sprach von seiner Liebe und Loba hörte ihm mit aller jener Geduld zu, deren nur eine eitle, kokette Frau in solcher Lage fähig ist.

„Erlaubt mir," bat er endlich, „meinen Dienst bei Euch zu beginnen. Behandelt mich als den letzten Eurer Knechte, aber gewährt mir die Seligkeit Eurer Nähe."

„Ihr schwört, daß Ihr mich liebt," sprach hierauf die grausame Schöne, ohne Umschweife auf ihr Ziel

lossteuernd, „besitzt Ihr aber den Mut, der dazu gehört, um meine Gunst zu werben?“

„Stellt mich auf die Probe.“

„Ja, das will ich,“ entgegnete Loba, „aber Ihr kennt meine wilde Art, noch ist es Zeit zurückzutreten, nur der Wolf darf um die Wölfin werben.“

„Ich bin zu Allem bereit,“ erklärte der Troubadour.

„Dann will ich, Peire Vidal,“ gebot die Herrin fest und drohend, „daß Ihr für eine ganze Woche diese menschliche Gestalt abschwört und Euch zu meinem Lob und Ruhm in einen Wolf verwandelt, die Wohnungen der Menschen meidet und in der Wildnis lebt, ein Wolf mit Wölfen, auf daß mein Wort zur Wahrheit werde, nur der Wolf darf um die Wölfin werben.“

„Euer Befehl soll sofort vollzogen werden,“ sagte der Troubadour sich erhebend, „und damit Ihr Euch selbst überzeugen könnt, wie gehorsam Euer Knecht ist, werde ich heute Nacht als Wolf die Wölfin grüßen.“ Er verließ hierauf eilig die Burg, in der er seinen Jongleur mit den Pferden und dem Gepäck zurückließ und schritt dem Gebirge zu. Dort, wo an dem Fuße desselben einzelne schlechte, mit Stroh bedeckte Lehmhütten der Ackerbauer und Hirten zerstreut lagen, ohne ein eigentliches Dorf zu bilden, ging er von Thür zu

Thür und fragte einen jeden der kräftigen Männer, ob sie nicht ein Wolfsfell besäßen, das sie ihm verkaufen wollten. Nach langem Suchen fand sich ein alter Hirt, der manchen schweren Kampf mit den wilden Tieren des Gebirges bestanden und jüngst erst einen Wolf von erstaunlicher Größe, der in seine Herde eingebrochen war, mit einer Keule erschlagen hatte. Privol, so hieß der Greis, holte noch kurzem Besinnen den prächtigen Pelz Isegrimms hervor und Vidal erhandelte denselben für ein paar kleine Münzen. Dann legte er in der Hütte des Alten seine ritterlichen Gewänder ab und ließ sich von demselben mit dem Wolfsfell bekleiden und vollständig in dasselbe einnähen. Als Privol mit seiner seltsamen Verrichtung fertig war, betrachtete er den Troubadour und hielt sich dabei den Bauch vor Lachen. „Wenn ich Euch so begegne, edler Herr," sprach er, „beim heiligen Petrus, ich schlage Euch mit meiner Keule über den Kopf, daß Euch in dieser Welt nichts mehr weh thun soll."

„Ich sehe also wie ein wirklicher Wolf aus?" fragte Vidal, der vor dem Alten stand, mit sichtlichem Vergnügen.

„Vollkommen," bekräftigte Privol, „aber versucht jetzt einmal auf allen Vieren zu laufen und ein wenig zu heulen wie ein Wolf heult."

Vidal ließ sich das nicht zweimal sagen, er warf sich auf die Hände nieder und lief in der Hütte umher, endlich setzte er sich nieder und fing zum größten Ergötzen des Alten erbärmlich zu heulen an. Privol, der die Wölfe und ihre Art genau kannte, ahmte, als Vidal verstummt war, seinerseits ihr Heulen auf das Täuschendste nach und der Troubadour suchte es ihm nachzumachen; so heulten die Beiden zusammen ein entsetzliches, haarsträubendes Duett, in das bald alle Hunde der Nachbarschaft mit wütendem Gebell einstimmten. Mit Anbruch der Dunkelheit und unter dem Schutze derselben verließ der als Wolf vermummte Troubadour die Hütte Privol's. Er ging aufrecht und sehr rasch, bis er das Dickicht des Waldes erreicht hatte, denn er fürchtete doch ein wenig in die Hände der Hirten und die Zähne ihrer Hunde zu fallen. Im Walde war vollkommene Finsternis, so daß der falsche Isegrimm seinen Kopf wiederholt tüchtig an irgend einen Stamm rannte. Er gab es bald auf, weiter vorzudringen und lagerte sich im feuchten Moose, wo er liegen blieb, bis der volle Mond über den felsigen Bergkuppen emporstieg und Wald und Flur, ja die tiefsten, feuchtesten Schluchten des Gebirges mit seinem silbernen Lichte erfüllte.

In solchen Nächten lieben es die Hirten mit ihrem

Vieh, ihren Pferden und Schafen im Freien zu bleiben. So war es denn auch in Cabaret, und fröhlicher Gesang grüßte von allen Seiten den Aufgang des Mondes. Mit einem Male hörte Vidal ganz in seiner Nähe helle Stimmen, die sich unterhielten; sie schienen Kindern oder jungen Mädchen anzugehören. Neugierig gemacht näherte er sich und sah bald durch die Bäume, wie auf einer kleinen Wiese ein halbes Dutzend Knaben um ein Feuer lagerte, während ihre Schafe in der Nähe weideten. Er vergaß einen Augenblick vollkommen seine Wolfsmaske und trat mit seinem gewöhnlichen ritterlichen Anstand aus dem Dickicht hervor. Die Knaben erblickten ihn indes erst, als er unmittelbar vor ihnen am Feuer stehen blieb; mit einem unbeschreiblichen Entsetzen schrieen sie alle zugleich auf und flüchteten sich dann, in der Angst einer über den andern kollernd, den Abhang hinab. Vidal schüttelte sich vor Lachen und setzte, mit dieser ersten Wirkung seiner Verwandlung sichtlich zufrieden, seinen Weg fort. Er hatte die Absicht, zunächst Folquet und Adalasia einen Besuch abzustatten und stieg daher zu jener Bergwiese empor, wo er sie das erste Mal getroffen hatte. Wirklich fand er sie mit ihren Schafen dort gelagert und eben beschäftigt, bei einem mäßigen Feuer sich ein Mahl zu bereiten.

Diesmal kroch Vidal langsam auf allen Vieren

heran und hielt jenseits des Baches auf einer sanften Anhöhe still, wo ihm die grelle Flamme des kleinen Feuers und das milde Licht des Mondes gleich scharf beleuchteten. Folquet blies auf einer Bastflöte und machte dazu Sprünge, welche den Bocksfüßen eines Fauns alle Ehre gemacht hätten, während das schöne Schäfermädchen sich am Feuer zu schaffen machte.

Plötzlich schlug Judas, der große Hund Folquets, an, der junge Hirt wurde aufmerksam und schrie im nächsten Augenblicke: „Ein Wolf! Ein Wolf! Drauf, Judas!“

Der rote, kampflustige Schäferhund sprang mit heiserm Bellen auf Vidal los, bereit, den vermeintlichen Wolf mit seinen scharfen Zähnen anzufallen; als sich aber der Troubadour unerwartet auf die Beine stellte, stutzte er, begann kläglich zu winseln und zog sich scheu zurück.

Folquet, der, seinen Stab schwingend, dem Hunde folgte, hielt gleichfalls inne und bekreuzte sich. „Adalasia,“ rief er, „sieh doch, er steht auf zwei Füßen, wie ein Mensch.“

„Geh' nicht zu ihm!“ schrie die Schäferin entsetzt auf, „es ist am Ende ein Wärwolf.“

„Kennt Ihr mich nicht, gute Leute?“ begann Vidal.

„Jesus Maria, er spricht,“ rief Folquet, „es ist ein Wärwolf;“ er und Adalasia warfen sich nebeneinander auf die Kniee, und begannen inbrünstig zu beten. Der falsche Isegrimm hielt es für geraten, in diesem Augenblick seinen Rückzug anzutreten. Den Mond als Wegweiser benutzend, stieg er immer höher durch Schluchten und Waldesdickicht, bis er in einer Seitenkluft den Einsiedler entdeckte, welcher auf einem Steine sitzend beim Lichte des Mondes in einem großen Buche las.

Vidal ließ sich auf alle Viere nieder und begann ein grauenhaftes Heulen. Der Büßer sprang auf und ergriff eine des Herkules würdige Keule, in der Absicht, das Untier damit abzuwehren. Da stieß Vidal ein Gelächter aus, das gar schauerlich von den Felsenwänden widerklang.

„Aha! steht es so,“ brummte der fromme Mann „stehst Du mit der Hölle im Bunde und bist gekommen, mich zu versuchen? Nun, Du sollst mich gerüste, finden, ob Du mir als grimmes Untier nahst oder als ein schönes Weib, süß verlockend anzusehen.“ Er lief in seine Höhle und kehrte zurück, in der einen Hand einen Weihbrunn, in der andern einen mächtigen Wedel. Vidal begrüßte diese Anstalten mit einem erneuerten Gelächter, als aber der fromme Aimeric

eine tüchtige Ladung geweihten Wassers über ihn spritzte, begann er hierauf mit seiner natürlichen Stimme: „Seht mich doch an, ich bin es, Peire Vidal, der Troubadour.“

„Du bist Peire Vidal,“ staunte der Einsiedler. „Siehst Du nun, wie schnell sich das Gericht erfüllt hat, das ich Dir angekündigt habe? Der Himmel hat Dich also zur Strafe für Deine Weltlust und Deine Sündenlast in ein Tier des Waldes verwandelt!“

„Hört mir auf mit dem Unsinn,“ entgegnete der Troubadour, sich auf seine beiden Kniee aufrichtend, „ich bin derselbe, der ich war, Niemand hat mich verwandelt als Privol, der Hirte, von dem ich mich auf das Geheiß der schönen Wölfin von Penautier in dieses Fell habe nähen lassen, um zu ihrem Preis und Ruhm als Wolf im Gebirge von Cabaret so lange umherzustreifen, bis sie, von meiner Treue, Anbetung und Demut gerührt, mir den höchsten Lohn der Liebe gewährt.“

„Ihr sucht die eitlen Freuden der Liebe,“ sprach Aimeric, „und sprecht von Demut. Vidal! Vidal! geh' in Dich, so lange es an der Zeit ist.“

„Ich denke vielmehr, es wäre an der Zeit, jetzt etwas zu essen und zu trinken,“ rief der Troubadour.

„Bei mir gibt es keine leckeren Bissen," brummte der Büßer.

„Ei, Ihr werdet doch ein Stückchen Fleisch haben und ein Schlückchen Wein?"

Jetzt war das Lachen an Aimeric. „Ja, Wein wie ihn unser' Herrgott aus den Felsen fließen läßt," schmunzelte er, „und Beeren, die auf sein Geheiß im Walde wachsen, die stehen Euch zu Diensten."

Vidal seufzte: „Magere Kost! Aber ich spüre Hunger, gebt also immer her." Während der Einsiedler in seine Höhle ging und in einem Körbchen Brombeeren holte, setzte sich Vidal auf den Stein und schlug das Buch auf, in dem der erstere gelesen hatte. Es war die heilige Schrift.

„Versteht Ihr was davon?" fragte Aimeric, indem er Vidal die Beeren reichte und dann in einem Becher, den er sich aus Leder zusammengestoppelt, Wasser schöpfte. „Ich kenne sie alle, die heiligen Romane," sprach der Troubadour, „die Geschichte vom armen Job und der schönen Judith, das Buch Ruth und das hohe Lied Salamonis."

„Ihr seid ein arger Spötter," murmelte Aimeric, „aber es wird auch einmal über Euch kommen wie Reue. Thut Buße, so lange es noch an der Zeit ist." Bei diesen Worten zog er eine Geißel an kurzem Stiele

aus dem Gürtel und bot sie Vidal an. „Züchtigt Euer Fleisch, es wird Euch wohlthun.“

„Danke, danke sehr,“ erwiderte der Troubadour, während er die Beeren in seinen Wolfsrachen stopfte und einen Schluck Wasser nachgoß; „wenn ich mich schon kasteien soll, ziehe ich es vor, mich von einem schönen Weibe quälen zu lassen.“

Aimeric, der sich neben ihn auf den Stein gesetzt hatte, seufzte schwer auf. „Wie nennt sich Eure Dame?“

„Loba, die Herrin von Cabaret.“

„Dann freilich,“ lachte der Einsiedler, „dann seid Ihr übler dran als ich mit meiner Geißel, und der Himmel wird wohl den Dienst, den Ihr bei der schönen Wölfin thut, für eine vollkommene und strenge Buße nehmen.“

„Und Ihr,“ wendete sich Vidal an den Einsiedler, „drückt Euch Sünde, daß Ihr so schweres Kreuz auf Euch genommen?“

„Nicht eben so sehr, daß ich sagen könnte,“ erwiderte der Büßer, „doch freilich, wer ist ganz frei von Sünde? Wenn Ihr wollt, so befleckt kein ungerecht vergossenes Blut meine Hände und kein fremdes Gut belastet mein Gewissen, aber die Einsicht in die Nichtigkeit alles Irdischen und Menschlichen hat mich dahin gebracht, aller Eitelkeit zu entsagen und

ferner nur dem Dienste meines Schöpfers zu leben. Seht mich an, ich war ein Ritter, ein Sänger so wie Ihr. Aimeric von Riwalin ist mein Name und an der schönen Loire stand mein Schloß. Manche Lanze brach ich im fröhlichen Spiel des Turniers und in ernster Feldschlacht, ich diente den Damen und die schönste Frau teilte mein eheliches Lager, ein Weib wie die Braut des hohen Liedes, von der der gottesfürchtige König Salomon singt, daß ihre Beine wie Marmorsäulen waren und ihre Brüste wie elfenbeinerne Türme. Da, als ich eines Morgens zum Turniere ausritt, kam ich bei hellem Sonnenschein über eine herrliche Wiese, auf der die wunderbarsten Blumen blühten und welche von hellen fröhlichen Bächen durchströmt wurde. Mit einem Male kam eine unendliche Traurigkeit über mich, ich dachte bei mir, wie lange währt es und der Blumenschmuck dieser Aue ist verwelkt, verdorrt, und mit einem Male sah ich die Vergänglichkeit alles dessen, was in der Welt um uns her blüht. Ich mußte bitterlich weinen und eine tiefe Angst befiel mich. So stieg ich denn von meinem stolzen Rosse, legte meine ritterlichen Waffen ab und schickte meine Leute zurück mit Botschaft an meine Frau. Ich selbst aber ging in die Wildnis, um Buße zu thun."

„Und Ihr seid glücklich dabei?“

„Ich bin es.“

Lange saßen die beiden Männer schweigend neben einander, dann nahm Vidal Abschied. — —

Um Mitternacht weckte das laute Heulen eines Wolfes die Herrin von Cabaret aus dem Schlafe; rasch warf sie das Wolfsfell, das vor ihrem Bette lag, um die Schultern und stülpte den wilden Kopf des Raubtieres auf ihr rotes Goldhaar. So stieg sie, selbst in eine Wölfin verwandelt, auf den Turm und blickte um sich.

Auf einem grünen Hügel, gegenüber den Fenstern des Herrenhauses, zeigte sich die graue Gestalt eines riesigen Wolfes, welcher, als er ihrer ansichtig wurde, zärtlich zu winseln begann.

Die Wölfin lachte laut auf und ließ zum Gruße ihr weißes Tuch im Winde flattern, der Wolf aber sprang behende auf die Beine und machte ihr ein artiges ritterliches Kompliment.

Am folgenden Morgen nach der Messe schmetterten im Burghof von Cabaret fröhlich die Jagdhörner. Die Wölfin zog mit dem Grafen von Foix und einer glänzenden Gesellschaft von edlen Herren und Damen aus, um den Wolf Peire Vidal zu jagen. Die grausame Schöne war entschlossen, ihren armen Anbeter

auf die härteste Probe zu stellen, ihn gleich einem Wilde mit ihren Hunden zu hetzen und ihm erst im letzten Augenblicke, wenn er sich schon verloren glauben mußte, Gnade zu Teil werden zu lassen.

Vidal's Jongleur, welcher erst kurz vor dem Aufbruch der Jagd von Loba's Absicht vernommen hatte, kam atemlos gerannt und meldete seinem Herrn, den er in Privol's Hütte fand, daß man ihn mit Hunden hetzen wolle wie einen wirklichen Wolf.

„O, ich kenne Loba," sagte Vidal, „sie will mich nur auf die Probe stellen, aber sie soll an mir ihren Mann finden, ich lasse mich für sie zerfleischen, ja auf der Stelle töten, wenn es ihr Vergnügen macht."

„Ihr seid ein unverbesserlicher Narr," rief Guillem. „Seht, daß Ihr weiter kommt."

Schon erklangen die Hörner der Jäger näher und näher und die Rüden stimmten von Zeit zu Zeit mit ihrem dumpfen drohenden Gebell ein. Vidal fand es endlich doch geraten, die Hütte des alten Hirten zu verlassen und einen sicheren Schlupfwinkel im Gebirge aufzusuchen. Er hatte in der Nähe des Büßers Aimeric auf seinen Streifzügen eine zweite Höhle entdeckt, welche zum Glück sogar zwei Ausgänge nach entgegengesetzter Seite hatte. Hier verbarg er sich und verstopfte, so gut es in der Eile ging, die Eingänge zu

seinem Lager mit Reisig, abgefallenen Blättern, Moos und Steinen. Immer näher kam der Schall der Hörner, das Gebell der Spürhunde, welche, wie es üblich war, den Wolf aufsuchen und in die Ebene hinab den Jägern zutreiben sollten, die ihn zu Pferde am Rande des Waldes erwarteten. Wiederholt hörte Vidal die Rüden in seiner Nähe schnauben und vorbeijagen, die Furcht, endlich doch entdeckt zu werden, machte sein Herz höher schlagen, er hielt sogar den Atem an und legte sein Ohr an die Erde, um besser zu hören. Schon währte das Spüren mehr als eine Stunde, da rief plötzlich Loba: „Wir können lange warten, wie sollen ihn die Hunde entdecken; sie sind auf jede Art Wild abgerichtet, aber nicht auf verliebte Narren.“

Die ganze ritterliche Gesellschaft brach in ein ausgelassenes Gelächter aus.

„Das beste ist, wir steigen von den Pferden,“ sprach Foix, „und suchen das seltene Wild selbst in den Bergen auf.“

Sein Vorschlag fand Beifall, die Jäger teilten sich. Einige blieben für alle Fälle zu Pferde am Rande des Waldes postiert, während Loba, Chaterine de Roussilon, Anne de Poitiers, Alix von Montpellier, Foix und der Graf von Ventadour zu Fuß in das Dickicht eindrangen und, den Jagdspieß in der Hand, dasselbe

durchsuchten. Bald gesellten sich die Spürhunde und die Rüdenknechte zu ihnen und alle zusammen stiegen Schlucht auf Schlucht empor, bis sie den Saum des Gebirges erreichten, voran Loba mit flatterndem, goldroten Haar, das grüne, mit dunklem Pelzwerk gefütterte und verbrämte Gewand hoch geschürzt. Sie war es auch, welche zuerst die Höhle entdeckte, in der Vidal am ganzen Leibe bebend lag. „Hier laßt die Hunde hinein,“ rief sie, „ich wette, daß wir ihn finden.“

Die Rüdenknechte räumten Steine und Blätter weg und schon kroch einer der Hunde hinein. Der falsche Wolf hielt es nicht länger für geraten, in seinem Versteck zu bleiben, da er die Stimme seiner Herrin erkannt hatte und eher von ihr Gnade erwarten durfte als von ihren Rüden. Während also diese auf der einen Seite eindrangen, verließ er die Höhle auf der andern und suchte über die kleine Wiese, welche hinter derselben lag, in das Dickicht zu entkommen. Vergebens. Loba's Adlerblick hatte ihn sofort entdeckt und schon hetzte ihre helle gebietende Stimme die Hunde auf ihn. Er lief so schnell er konnte auf allen Vieren, aber die wilden blutgierigen Bestien hatten ihn mit ein paar Sätzen erreicht und ließen ihn ihre Zähne fühlen. Zum Glück rissen sie ihn zuerst an dem Wolfsfell und faßten ihn, von jeder Seite einer, bei den

falschen Wolfsohren, um ihn so regelrecht dem Gnadenstoß des Jägers zu stellen. Schon war Foix zur Stelle und machte sich bereit, ihm den Speer in den Leib zu stoßen, da schlug ihm Loba's starker Arm die tötliche Waffe nieder und ihr Ruf entfernte die Hunde, welche den armen Troubadour in demselben Augenblick von allen Seiten gefaßt und bereits jämmerlich zugerichtet hatten.

Mit einem Blick, aus welchem unerbittliche Strenge sprach, befahl sie dem Grafen von Foix, sie und ihr Gebiet auf der Stelle zu verlassen. Vergebens machte er einen Versuch, sein Beginnen, zu dem ihn nur Liebe und Eifersucht hingerissen hatten, zu entschuldigen. Die Geliebte kehrte ihm schnöde den Rücken und nahm den Arm Ventadours, um zu ihrem Pferd zurückzukehren. Alle folgten ihr, bis auf den unseligen Foix, welcher im Walddickicht verschwand.

Den armen zu Tode gehetzten Troubadour ließen sie einfach liegen. Niemand dachte an ihn, am wenigsten seine grausame Herrin.

So lag denn Vidal, aus mehreren Wunden blutend, bis zum Abend. Da kam Folquet mit seinem Mädchen, seinem Hund und seinen Schafen vorbei und der Unglückliche kam noch einmal in Gefahr, zerfleischt oder erschlagen zu werden. Judas faßte ihn

mit seinen scharfen Zähnen und ließ ihn erst dann los, als Vidal zu sprechen und um Beistand zu flehen begann.

„Der Wärwolf,“ rief nun die schöne Hirtin, „töte ihn, Folquet, töte ihn,“ und als dieser zögerte, ergriff sie den Stab, den er in der Hand hielt, setzte den bloßen Fuß kräftig auf den armen Vidal und begann mit aller Gewalt auf denselben loszuschlagen. Dadurch bekam auch Judas neuen Mut und warf sich heulend auf den vermeintlichen Wolf. „Ich bin ja kein Wolf, am wenigsten ein Wärwolf,“ stöhnte der Troubadour, „ich bin Peire Vidal, der Sänger, der Euch zum Tanze spielte.“

„Das kann jeder sagen,“ erwiderte Adalasia, „wart' nur, ich will Dich lehren, friedliche Menschen zu schrecken und anzufallen, ich will Dir schon den Garaus machen.“ Sie fuhr fort, ohne jedes Erbarmen, ihn zu schlagen, aber Folquet fiel ihr in den Arm und sprach: „Du hörst, daß er mit einer Menschenstimme spricht, Adalasia, es ist also ein rechter Wärwolf. Jetzt ist er verwundet und wir können ihn leicht vollends totschlagen, aber dann wird er um Mitternacht wieder lebendig und kommt über uns und erwürgt uns. Wir wollen ihn daher schonen, wenn er verspricht, uns nichts zu Leide zu thun.“

„Schwöre," sagte die Hirtin, welche in ihrem kurzen Lammfell wie eine skythische Amazone über dem gefallenen Feind, auf ihm stand und ihn mit ihrem Fuß zu Boden drückte, „schwöre bei Deinem Herrn und Meister, Satan."

„Ich schwöre," sagte Vidal, „aber helft mir jetzt fort, ich bin ja ein armes Menschenkind so wie Ihr."

Die Hirtin zog endlich ihren Fuß von ihm zurück und beriet sich mit Folquet. Zum Glück für Vidal kam jetzt auch Privol mit seinen Schafen des Weges.

„Privol! lieber Freund!" rief der Troubadour, „bezeugt doch, daß ich kein Wärwolf, sondern Peire Vidal, der Sänger bin."

Der alte Hirt brach, als er den alten Anbeter der Wölfin erblickte, zuerst in ein lautes Lachen aus, nachdem er aber seine traurige Lage und seinen erbärmlichen Zustand sah, erklärte er den beiden jungen Hirten den ganzen Sachverhalt und nun verwandelte sich Adalasias Mordlust in das tiefste Mitleid.

Sie holte Wasser vom nächsten Quell, kniete bei Vidal nieder, nahm seinen Kopf in ihren Schoß und labte ihn, dann bereiteten die beiden Hirten aus Baumästen und Zweigen eine Bahre, legten Vidal auf dieselbe und trugen ihn zu der Höhle des Eremiten, welcher im ganzen Gebirge seiner Heilkunst wegen berühmt war.

Als sie ihre Last an dem Eingang der Schlucht zur Erde setzten, kam Aimeric aus seiner Höhle und rief: „Bringt ihn nur herein." Er schien den Verwundeten erwartet zu haben, denn er hatte in seiner Höhle ein zweites Lager aus dürren Blättern, Moos und Kräutern aufgeschichtet.

„Ich habe gewußt, daß es so kommen wird," seufzte er, während er Vidal das Wolfsfell abnahm, seine Wunden wusch und verband, „aber gegen die Liebe ist kein Kraut gewachsen, ich wenigstens kenne keines und kenne doch alle Kräuter, die der Herr wachsen läßt den Menschen zu Nutz und Frommen." In dieser Weise brummte er fort, bis alles in Ordnung war, dann winkte er den Hirten zu gehen und bald umfing ein tiefer, wohlthätiger Schlaf die Sinne des armen Troubadours. Der fromme Büßer aber, welcher die ganze Nacht bei ihm wachend und betend zubrachte, hörte von Zeit zu Zeit eine helle spöttische Stimme, welche in die heilige, feierliche Stille hineinsang:

„Der Minne Natur ist so gethan,
Sie machet weiser weisen Mann,
Und gibt den Thoren mehr Narrheit."

Es war Guillem, der Jongleur, der seinen Herrn suchte.

Im Burghof zu Limoux luden langgezogene Fanfarentöne Kläger und Beklagte vor das Gericht des Liebeshofes, welcher nach der schönen Sitte der Provence zwischen ihnen richten und entscheiden sollte. Unter der großen Linde war eine Tribüne aufgeschlagen und mit Teppichen belegt, auf welchem sieben rotsamtne Stühle für die Richter standen. Vor demselben war ein gleichfalls rotbehangener Tisch aufgestellt und der alte ehrwürdige Baum breitete seine dichten Äste als den herrlichsten Baldachin über den Gerichtshof. Zur Rechten stand auf erhabenen Stufen Sitz und Tisch für den Ankläger, zur Linken ebenso für den Verteidiger, während sich zu beiden Seiten der Tribüne gegenüber Bänke für Kläger und Beklagte befanden. Das Ganze schlossen Schranken ab, deren Eingang zwei vermummte Diener des Gerichts bewachten.

Bei dem zweiten Fanfarenton erschienen die Richter, sieben vornehme Damen, sämtlich durch Schönheit und Geist berühmt; sie trugen alle das gleiche schleppende Gewand von Purpursamt mit fürstlichem Hermelin besetzt und gefüttert und Kränze von roten Rosen auf dem Haupt. Auch Ankläger und Verteidiger waren junge, reizende Frauen, und vier Damen versahen den Dienst der Häscher.

Eine dichte Menschenmenge, unter der die ritterlichen Gestalten der Seigneurs aus der Umgegend und edle Damen in reichen Gewändern bei weitem überragten, umstand die Schranken. Nachdem Richter, Ankläger und Verteidiger ihre Plätze eingenommen hatten, lud ein dritter Fanfarenton Kläger und Angeklagte vor.

Mit stolzer Haltung trat Loba zuerst in die Schranken, neigte sich vor dem Liebeshof und nahm auf der Bank der Kläger Platz. Nach ihr erschien Peire Vidal, der Troubadour, grüßte gleichfalls ehrerbietig und setzte sich neben Loba.

Zuletzt schritt Raimon von Miraval, der Troubadour, herein, beugte als Angeklagter das Knie vor seinen Richterinnen und ließ sich auf der Bank rechts nieder. Sonst erschien niemand.

Somit erklärte die schöne Marguerite de Montaudon, welche mit holder Würde den Vorsitz führte, die Sitzung für eröffnet und erteilte Eleonore von Cabestaing, die als Ankläger fungierte, das Wort.

„Hoher und gerechter Hof der Liebe," begann diese, „ich erhebe im Namen der edlen Dame Loba von Penautier, Herrin des Cabaret, eine schwere und vernichtende Anklage gegen Raimon von Miraval, den Troubadour. Er ist in das Haus dieser edlen Dame

gekommen und hat ihr, von ihrer Schönheit und ihrem Geist bezaubert, Liebe geschworen und Treue gelobt und sie demütig gebeten, ihn in ihren Dienst zu nehmen. Sie war so gnädig, ihm diese hohe Gunst zu gewähren. Fünf volle Jahre diente er ihr und sie gestattete ihm, in ihrer Nähe zu weilen; sie war stets eine gütige Herrin für ihn und ging in ihrer Herablassung sogar so weit, ihm einmal einen Kuß zu gewähren. Nach fünf Jahren verließ sie der Verräter ohne jede Schuld von ihrer Seite, huldigt seitdem treulos einer anderen Dame und verherrlicht dieselbe in seinen Liedern, während er die edle Loba in denselben verspottet. Ich fordere daher im Namen dieser Dame, die hier als Klägerin erschienen ist, Gerechtigkeit und die Verurteilung dieses Raimon von Miraval zu einer Strafe, welche seinem Verbrechen gegen die Liebe und ihre heiligen Gesetze gleichkommt."

„Was habt Ihr dagegen zu erwidern, Raimon von Miraval," wendete sich die schöne Montaudon hierauf an diesen. Der Angeklagte erhob sich, um zu sprechen, aber seine Verteidigerin, die kluge Alix von Montpellier, winkte ihm sitzen zu bleiben und ergriff statt seiner das Wort.

„Raimon von Miraval," begann sie, „leugnet weder, daß er der schönen Loba von Penautier gehuldigt, noch daß sie ihm fünf volle Jahre eine gütige

Gebieterin gewesen und er gesteht auch, daß er sie verlassen habe und seitdem Diana von Obilot in seinen Liedern verherrlicht, Loba dagegen tadelt.

Er that dies alles aber nicht aus schändlicher Verräterei oder tadelnswerter Flatterhaftigkeit, sondern um Rache zu nehmen an Loba, welche ihm die Treue brach und ihn fünf Jahre lang in unerlaubter Weise täuschte."

Unter den Richtern sowohl als den Zuhörern entstand nach diesen Worten eine lebhafte Bewegung. Die kluge Alix bemerkte dieselbe mit Vergnügen und hielt einen Augenblick inne, um dann mit erhobener Stimme fortzufahren:

„Nachdem Raimon der schönen Loba fünf volle Jahre treu und demütig gedient und für alle seine Liebe nur mit einem einzigen Kusse belohnt worden war, verriet ihm ein Zufall, daß Loba ihn zwar begünstige, aber einen andern liebe. Es fragt sich nun, wer sich mehr gegen Liebe und Treue vergangen, Raimon, welcher, als er sich getäuscht sah, Loba verließ, oder Loba, welche Raimon Liebe heuchelte und ihm doch zu jeder Stunde, mit jedem ihrer Gedanken, jedem Schlag ihres Herzens die Treue brach."

Als Alix von Montpellier zu Ende war, entstand

eine Pause, dann erhob sich die schöne Marguerite de Montaudon und zog sich mit den Richterinnen in die Halle der Burg zurück, um über den Fall zu beraten. Nach kurzer Zeit kehrte der Liebeshof zurück und Marguerite verkündete das Urteil, das Klägerin und Beklagter stehend anhörten.

„Da von keiner Seite eine Einwendung gegen die Anschuldigungen des andern erhoben wurde, so wird alles, was vorgebracht wurde, als bewiesen angenommen, und der Liebeshof erkennt, auf sein Recht und die ihm eingeräumte Gewalt gestützt, nach altem Brauch, Loba von Penautier eben so schuldig wie Raimon, die Treue gebrochen zu haben, da die Treue der Seele mindestens eben so hoch zu halten ist, wie die leibliche Treue. Ferner erkennt der Liebeshof Raimon für schuldig, eine Dame, die ihm Huld und Liebe erwiesen, in seinen Liedern verspottet zu haben, was unter allen Umständen unritterlich und verwerflich bleibt. Der Liebeshof verurteilt in Erwägung dieses Loba von Penautier, Herrin des Cabaret, und Raimon von Miraval, beide auf der Stelle auf ihren Knieen ihre Vergehen gegen die heiligen Gesetze der Liebe einzugestehen, zu bereuen und dem Liebeshof demütige Abbitte zu leisten.

Endlich verurteilt derselbe Raimon von Miraval,

welcher durch seine unedle Rache das ganze Frauengeschlecht beleidigt hat, von zwei Damen mit Rosenzweigen gepeitscht zu werden."

Auf den Wink der schönen und gerechten Marguerite knieten hierauf Loba und Raimon zugleich nieder und leisteten die ihnen auferlegte Buße, indem sie die reumütigen Worte nachsprachen, welche ihnen die Vorsitzende des Liebeshofes vorlas.

Als dies geschehen war, standen sie auf und schon nahten Raimon zwei in rotes Tuch gekleidete und mit roten Kappen vermummte Diener des Gerichtes, welche ihn ergriffen, bis zur Hüfte entblößten und ihm dann die Hände mit einer rotseidenen Schnur auf den Rücken banden.

Zwei schöne Damen, welche den Ärmel aufgeschürzt hatten und eine jede einen reich mit Dornen besetzten Rosenzweig in der Hand hielten, traten nun hinter ihn und begannen ihn zu peitschen. Jeder Hieb der anmutigen duftigen Geißeln zeichnete sich scharf auf dem Rücken des Verurteilten und bald floß sein Blut unter den Streichen seiner schönen Peinigerinnen. Die Wölfin jauchzte, als sie den Treulosen so gezüchtigt sah und zürnte beinahe dem Liebeshof, als Marguerite endlich Einhalt gebot.

Nun wendete sich die letztere an Peire Vidal und forschte nach der Ursache seines Erscheinens. „Ich klage wider Loba von Penautier,“ erwiderte er. Die Wölfin lächelte und begab sich stolzen Schrittes von der Bank der Kläger weg auf jene der Angeklagten.

„Wessen beschuldigt Ihr diese edle Dame?“ fragte Marguerite weiter.

Eleonore von Cabestaing beeilte sich jetzt, an Vidals Stelle das Wort zu nehmen. „Peire Vidal, dessen Name jedem, der Sang und Poesie liebt, wohlbekannt ist,“ sprach sie, „liebt die stolze Loba von Penautier seit vielen Jahren mit unerschütterlicher Treue. Er warb um ihre Gunst, als sie noch unvermählt bei ihrem Vater weilte, sie aber reichte ihre Hand dem Herrn von Cabaret. Peire Vidal durchwanderte hierauf die weite Welt, irrte durch aller Herren Länder in der Absicht, Loba zu vergessen, aber es gelang ihm nicht; er kehrte zurück mit der glühenden Liebe im Herzen, wie er davon gezogen war, und wieder warf er sich der Stolzen zu Füßen und flehte nur um die eine Gnade, ihr Sklave sein zu dürfen. Loba nahm seine Dienste an. Sie beschloß, seine Liebe auf die Probe zu stellen und verhieß ihm für den Fall, daß er dieselbe bestehe, den süßesten Lohn der Liebe. Peire Vidal ließ sich hierauf auf ihr Geheiß in ein Wolfsfell nähen und sie, die Grausame, hetzte ihn

mit ihren Hunden, und als er, aus unzähligen Wunden blutend, zu ihren Füßen lag, überließ sie ihn ohne Erbarmen seinem Schicksal. Peire Vidal aber, statt sie zu verwünschen, betet sie heute noch wie damals an und ist jeden Augenblick bereit, sein Leben für sie hinzugeben. Ich frage nun den hohen Liebeshof, ob er die Probe bestanden, ob seine Liebe und Treue nicht von jedem Tadel frei und ob dieselbe nicht den Lohn verdiene, welchen ihn Loba verheißen und den sie ihm jetzt weigert."

„Habt Ihr etwas einzuwenden, edle Loba?" fragte Marguerite.

„Nichts," entgegnete die Wölfin. Sie war zu stolz, zu einer Lüge ihre Zuflucht zu nehmen.

Wieder beriet der Liebeshof und dann sprach die schöne und gerechte Marguerite das Urteil. „Es wird erkannt, daß Peire Vidal die Probe seiner Liebe vollkommen bestanden und Loba von Penautier schuldig ist, ihm den Lohn zu erteilen, den sie ihm verheißen und den seine seltene Treue und Hingebung verdient."

Die Wölfin lächelte und lächelnd schritt sie auf Peire Vidal zu und reichte ihm vor aller Welt die stolzen, roten Lippen zum Kuß. —

Noch an demselben Tage führten vier in weiße Seide gekleidete, mit Rosen bekränzte Jungfrauen Peire

Vidal in das Gemach der Wölfin, welche gleich einer Sultanin in einem prachtvollen Hermelinpelz auf seidenen Kissen saß.

„Nun nehmt, was Euch längst gehört,“ sprach die schöne Frau mit lächelnder Huld. „Ich bin Euer eigen für immer.“

„Nicht so, Herrin,“ erwiderte der Troubadour, indem er anbetend vor ihr niedersank. „Du liebst mich nicht, Du liebst einen andern und nur die Liebe darf von der Liebe die höchste Wonne des Lebens fordern.“

„Du irrst Dich, Peire Vidal,“ rief Loba, „der Mann, den ich geliebt habe, hat meine Liebe verwirkt in dem Augenblick, wo er Dich, den Wehrlosen, hinterlistig zu töten versuchte. Ich liebe ihn nicht mehr. Dich aber liebe ich aus ganzer Seele und mit aller Leidenschaft, deren nur die Wölfin fähig ist. Du bist mein und keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen.“

Mit wilder Zärtlichkeit schlang sie die herrlichen Arme um ihn und zog ihn an ihre königliche Brust. In diesem Augenblick ertönte von unten aus dem Thale hundertstimmig frommer Lobgesang. Eine Schar mit blitzenden Waffen und wehender Kreuzesfahne zog vorbei, an ihrer Spitze der Graf von Foix, das rote Kreuz auf dem weißen Waffenrock.

Und während das schöne Weib lächelnd zusah, wie ihr Geliebter, ihr Sklave, ihre Füße küßte, sangen Die unten:

„Für edel gilt kein Held zu dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hilfe eilt zu bringen.
Mit Waffenschmuck, mit Mut und Tapferkeit
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies!“



Bovo.

1540.

Im Februar 1540 war es dem kunstsinnigen Kardinal von Ferrara nach manchen mißglückten Versuchen endlich gelungen, den berühmten Bildner in Erz und edlen Metallen, Benvenuto Cellini, aus seiner italienischen Heimat an den Hof des Königs Franz I. von Frankreich zu entführen, wo er für den galanten Monarchen eine Reihe schöner Arbeiten ausführen sollte. Zunächst wünschte der König, daß Cellini zwölf Modelle zu silbernen Statuen, in voller Lebensgröße, anfertige, welche seinen Tisch als Leuchter umgeben sollten, und zwar sechs Götter und sechs Göttinnen. Ein altes Kastell, das sich im Dreieck erbaut an die Mauer von Paris lehnte, wurde dem großen Künstler als Wohnung und Werkstatt angewiesen. Er nahm mit seinen Leuten sofort Besitz von demselben, richtete sich ein und begann, von

seinen Schülern unterstützt, zu arbeiten. Die letzteren, meist Italiener, waren ihm in treuer Anhänglichkeit aus ihrer Heimat nach Frankreich gefolgt und bildeten in jener gewaltthätigen Zeit, wo der Degen noch von dem Griffel und der Palette unzertrennlich war, zugleich das bewaffnete Gefolge des Kurfürsten. Unter ihnen zeichneten sich ein Neapolitaner Ascanio und ein Römer Paul Macherani durch Geschicklichkeit in ihrer Kunst, sowie durch körperliche Kraft und Schönheit ganz besonders aus.

Cellini begann damit, daß er kleine Modelle von vier der bestellten Götterbilder anfertigte, Jupiter, Juno, Apollo und Vulkan. Als er sie Franz I. brachte, zeigte sich derselbe von allen gleich entzückt, verlangte aber, der Künstler möge mit dem Jupiter den Anfang machen, zu welchem Zwecke er ihm von seinem Schatzmeister 300 Pfund Silber geben ließ. Die Marquise von Estampes, welche bekanntlich auf Franz I. einen so großen Einfluß übte, daß sogar ein Karl V. sich herabließ, ihr während seines Aufenthaltes an dem französischen Hofe zu huldigen, sah sich dadurch, daß Cellini seine Modelle nur dem Könige, nicht aber ihr zur Prüfung vorwies, zurückgesetzt und beleidigt und war von dem Tage an die erklärte Feindin des italienischen Meisters.

Dies hinderte jedoch Benvenuto nicht, sorglos sein großes Werk fortzusetzen. Er stellte große Modelle des

Jupiter und Vulkan in Thon her uud begann zugleich eine Kolossalstatue des Mars. Dann ging er daran, wie es sein königlicher Wirt befohlen, den Jupiter in Silber auszuführen. Die Arbeit des Tages wurde in der Regel nur durch die Mahlzeiten unterbrochen, welche Meister und Schüler gemeinschaftlich einnahmen, und bei denen es nie an Fröhlichkeit fehlte, da der vierzigjährige Meister mit den Jünglingen, welche ihn umgaben, an Witz und lustigen Einfällen wetteiferte.

Der Kastellan des Schlosses, ein munterer Alter, Pepin genannt, nahm so gut es ging an den Beschäftigungen und Unterhaltungen der Künstler teil. Er hatte ihnen den seit vielen Jahren unbenützten Ballspielsaal geöffnet, wo sie sich nun an der damals bei allen Ständen beliebten Bewegung ergötzten. Einmal, als die lustige Bande sich wieder in dem weiten Saale mit lautem Lärm und Lachen herumtrieb, während die farbigen Bälle auf und ab schwebten, begann der alte Franzose plötzlich geheimnisvoll zu Cellini gewendet: „Eines nur begreife ich nicht, daß nämlich der eigentliche Herr dieser Räume, welcher hier seit vielen Jahren ungestört gehaust hat, sich Euere Einquartierung und Euer Treiben so ruhig gefallen läßt."

„Der Herr dieses Kastells," erwiderte Benvenuto, „ist, so denke ich, unser großmütiger König, und da

er uns dasselbe eingeräumt, wird uns wohl niemand zu beunruhigen wagen?"

„Der, den ich meine," sagte der Alte leise, „untersteht keinem Könige der Welt, nur dem im Himmel oben."

„Wer soll das sein?"

„Ein Spukgeist, Bovo genannt," flüsterte der würdige Pepin, „der hier seit undenklichen Zeiten zu Hause ist und den Mitbewohnern in früheren Tagen allerhand böse Possen gespielt hat."

„Was Euch nur einfällt, wackerer Kastellan," rief Benvenuto lächelnd, „heutzutage, wo wir an die Wunder der Kirche nicht mehr glauben wollen und nicht einmal den Satan in eigener Person fürchten, laßt Ihr Euch durch solche Altweiber-Geschichten zum Narren halten!"

„Ich spreche von Thatsachen —"

„Habt Ihr etwa diesen sehr ehrenwerten Signor Bovo mit eigenen Augen gesehen?"

„Gesehen nicht," „seufzte Pepin, „aber mehr als einmal mit eigenen Ohren gehört, wenn er nachts in den damals leeren Zimmern über meinem Kopfe rumorte oder auf einer Windfahne saß und jämmerlich schrie. Übrigens haben ihn andere nur zu gut gesehen."

Die Schüler waren indes näher getreten und Ascanio erkundigte sich mit einem feinen Lächeln um die Lippen nach dem Aussehen des unheimlichen Einwohners.

„Er wechselt seine Gestalt, so wie es ihm eben gut dünkt,“ berichtete der Alte, „einige haben ihn als schwarzen Kater mit feurigen Augen über die Dächer steigen sehen, andere als ein schönes Weib, reich geschmückt, die Jugend zu verführen, der eine behauptet, er sei groß wie eine Pappel vor ihm gestanden, dem andern ist er als garstiger Zwerg erschienen mit einem Kopf wie ein Kürbis.“

„Nun, ich wünsche dem braven Bovo nicht, daß er meinen Jungen in die Hände fällt,“ sprach Cellini, „die würden ihm sein Geschäft sehr verleiden. Ich kenne sie, ihnen kommt es ebensowenig darauf an, ein Gespenst durchzubläuen, wie einen Kardinal oder einen Herzog, — sind wackere mutige Burschen, echte Künstlerseelen.“

„Jawohl, Meister, wehe dem Spukgeist, wenn er uns in den Weg läuft!“ rief Ascanio und die anderen stimmten fröhlich bei.

„Was sehe ich,“ sagte plötzlich Monsieur Pepin, „da kommt mein Vetter Meister Barrot mit seiner Frau und Tochter durch den Hof geschritten. Nun

sollen Eure Burschen einmal ein Mädchen sehen, wie ihnen gewiß in ganz Italien keines zu Gesicht gekommen ist und Ihr, Meister Cellini, könnt mit Eueren thönernen Damen auch gleich einpacken, so kunstvoll sie auch sein mögen, alle Göttinnen des Olympes sind nicht wert, Marguerite Barrot den Schuhriemen aufzulösen!"

„Das ist stark, guter Pepin," lachte Benvenuto, der sein Leben lang ein großer Freund der Frauen war, „kommt, meine Jungen, wir wollen das achte Weltwunder in Augenschein nehmen."

Sie eilten nun alle hinter dem alten Kastellan aus dem Ballspielsaal in den großen Hof des Schlosses und musterten die Ankömmlinge, während Pepin sie begrüßte und nach ihrem Begehr fragte. Meister Barrot, seines Zeichens Buchhändler, ein großer Mann mit feinen Zügen, schneeweißem Haare und dunklen Feueraugen, genoß in Paris ein nicht geringes Ansehen als Kenner der Litteratur und der Künste. Die Würde, mit welcher er sich bewegte und sprach, gab dies deutlich zu erkennen. Seine Frau war eine kleine derbe Gestalt, deren Gesicht es aber weder an Intelligenz noch liebenswürdiger Lebhaftigkeit fehlte. Benvenuto und seine Schüler bemerkten dies alles nur im Fluge, denn die Augen dieser kompetenten Richter der

Frauenschönheit waren mit einem Male voll Bewunderung auf dem Mädchen haften geblieben, das bescheiden zwei Schritte hinter ihren Eltern zurückgeblieben war.

Marguerite Barrot war in der That das schönste Geschöpf, das nur die Phantasie eines Künstlers ersinnen konnte. Dem herrlichsten Körper war ein Haupt vermählt, das alles, was Cellini an antiken Gebilden und den Schöpfungen seiner besten Landsleute auf der Leinwand gesehen hatte, weit übertraf, und aus dem von dunklem Haare eingerahmten schönen Antlitz blickten unter langen Wimpern ein paar große schwarze Samtaugen mit ebensoviel Geist als Unschuld hervor.

„Meister Barrot ist von heißer Sehnsucht erfüllt, die Bekanntschaft des größten Bildners der neuen Zeit zu machen, und seine Werke zu bewundern," wendete sich Pepin zu Cellini. „Gönnt ihm die Freude, er verdient sie mehr, als die Herzöge und die Kardinäle, welche Euer Atelier besuchen."

„Erlaubt mir zuerst, in Euch einen Künstler zu begrüßen, vor dem ich den Hut tief abziehen muß," sprach Benvenuto, sich dem Buchhändler nähernd.

„Welch ein Scherz, wie soll ich das verstehen," stammelte Barrot in einiger Verlegenheit.

„Ihr habt mich weit übertroffen," fuhr Cellini fort, indem er auf die schöne Marguerite wies. Die Spannung löste sich in allgemeine Heiterkeit. Cellini führte die Gäste in seine Werkstatt und ließ sie alle seine Arbeiten sehen, welche Barrots aufrichtige Bewunderung erregten. Indes hatte sich Ascanio dem schönen Mädchen genähert und spielte mit ebensoviel Demut als Witz den Cicerone desselben. Ein Blick hatte über sein Schicksal entschieden, die Liebe mit der ganzen vulkanischen Gewalt südlicher Leidenschaft von seinem Herzen Besitz ergriffen. Als Marguerite mit ihren Eltern das Kastell verließ, folgte er ihnen von weitem bis zu ihrem Hause und umkreiste dasselbe noch lange gleich einem Falken, der auf ein Täubchen lauert.

In derselben Nacht ertönte plötzlich ein wunderbares Lied in dem Garten unter Margueriten's Fenster, — eine männliche Stimme von seltenem Wohllaut wiegte sich in einer Melodie von süßem bezauberndem Charakter und holde einschmeichelnde Worte sprachen von Liebe, Liebesqual und Seligkeit.

Das schöne Mädchen öffnete das Fenster, aber sie konnte den Sänger nicht entdecken.

Am nächsten Tage ging Ascanio vorüber und als sie sich herausbeugte, grüßte er sie ehrerbietig, und dies

geschah nun täglich. Ein stummes und doch beredtes Einverständnis entstand zwischen den beiden und begann die Eltern des Mädchens zu beunruhigen. Als sie Sonntags zur Kirche gingen, schien der junge Künstler sie an der Thür zu erwarten; er bot Marguerite in seiner Hand Weihwasser an, sie tauchte lächelnd ihre Finger in dasselbe und berührte so die seinen. Vater Barrot ließ ein tadelndes „Hm! hm!“ hören.

„Der Italiener scheint Dir zu gefallen,“ sagte er auf dem Rückwege, „nimm Dich bei Zeiten in acht. Ich werde niemals zugeben, daß sich meine Tochter an einen Unbekannten hängt, der vielleicht nur ein genialer Landstreicher ist.“

Marguerite schwieg, als Ascanio aber am nächsten Tage wieder vorüberging, nahm sie eine rote Rose aus ihrem dunklen Haar und warf sie ihm zu.

Cellini war indes durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs von Frankreich nach Fontainebleau, wo derselbe eben Hof hielt, berufen worden. Franz I. hatte die Absicht, die Stempel aller Münzen seines Reiches durch den Künstler anfertigen zu lassen, und ihm Zeichnungen, welche seine Absichten andeuteten, zugeschickt.

Cellini hatte nach denselben seine Entwürfe gemacht und kam selbst, sie seinem hohen Mäcen vorzulegen. Da nahm ihn der Schatzmeister, der ihm das nötige Material auszufolgen hatte, bei Seite, und sagte ihm im Vertrauen: „Benvenuto, der Meister Giovanni Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, Eueren großen Koloß zu machen, und die sämtlichen schönen Bestellungen, welche der König für Euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet. Es ist dies das Werk der Marquise, welche diesen Bologna nur zu dem Zwecke an den Hof gebracht hat, um an Euch Rache zu nehmen. Es kömmt uns vor, daß Euer Landsmann sich sehr verwegen gegen Euch beträgt, denn Ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kunst Eurer Modelle und Eurer Bemühungen erhalten, nun nimmt sie Euch dieser durch die Gunst der Madame d'Estampes weg. Der König hat ihm die Arbeit nicht geben wollen und nur allein durch die Emsigkeit der Marquise ist es ihm gelungen."

Cellini's heißes Blut begann bei dieser Eröffnung zu kochen, er empfahl sich kurz und ging sogleich seinen Nebenbuhler aufzusuchen, fest entschlossen, die Beleidigung, die man ihm zugefügt, nicht ungestraft hinzunehmen. Er fand Bologna in seinem Arbeitszimmer.

„Was bringt Ihr mir Gutes, Cellini?" fragte er

mit einem vornehmen Wesen, das den Florentiner noch mehr aufbrachte.

„Etwas Gutes und Großes,“ entgegnete er hämisch.

„Ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammen trinken,“ sagte Bologna und befahl seinen Dienern, Wein zu bringen, dann setzten sie sich.

„Jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten sein will,“ begann Cellini, „beträgt sich auch nach Art rechtschaffener Leute. Ich weiß, daß Euch wohl bekannt war, wie mir der König den Koloß aufgetragen. Da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das ganze Werk in Arbeit. Diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und Euch aufgetragen sein solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß Ihr mir meine Arbeit entreißen wollt.“

„O! Benvenuto,“ erwiderte Bologno, „wenn der König so will, was habt Ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen, denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen, so ist sie auch mein.“

„Ich will mit kurzen Worten zum Schlusse kommen,“ rief Cellini, „öffnet die Ohren, denn hier gilt es.“

Bologna sah den Gegner feuerrot im Gesicht werden, und da er dessen rasche gewaltthätige Natur nur zu wohl kannte, wollte er vom Sitz aufstehen.

„Bleibt nur sitzen," sagte Cellini, „und hört mich an. Ich bin zufrieden, wenn Ihr mein Modell macht, aber ich will ein zweites anfertigen und wir wollen sie dann beide dem Könige zeigen. Wer dann den Ruhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, verdient alsdann den Koloß zu übernehmen. So wollen wir Freunde sein, während wir auf andere Weise Feinde werden müßten."

„Das Werk ist mein," entgegnete Bologna rasch, „und da es mir aufgetragen ist, will ich das meinige nicht wieder in Frage stellen."

„Dann sage ich Euch," sprach Cellini, während seine Augen unheimlich rollten, „daß, sobald Ihr von diesem meinem Werke nur wieder ein Wort sprecht, ich Euch totschlage wie einen Hund. Überlegt jetzt, welchen Weg Ihr gehen wollt, den guten, den ich Euch vorschlug, oder den häßlichen, von dem ich zuletzt sprach."

Bologna saß einen Augenblick wie vernichtet, dann erhob er sich und murmelte: „Wenn ich wie ein rechtschaffener Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt."

„Wohl gesprochen. Wenn Ihr aber das Gegenteil thut, so könnt Ihr Euch schon fürchten, denn dann geht es Euch an den Hals." Damit verließ Cellini den Nebenbuhler und kehrte nach Paris zurück.

Das Unglück wollte, daß er seine Schüler in dem Saal der Modelle mit einigen hübschen Mädchen aus der Nachbarschaft bei einem fröhlichen Gelage fand. Sein Zorn kehrte sich sofort gegen sie. „Was soll das?“ schrie er, „ein Bacchanal in meinem Hause, zu so ernster Zeit und noch dazu mitten unter meinen Werken. Wißt Ihr, daß dies ein Sacrilegium ist, Ihr Elenden!“ Und ehe noch Ascanio und Paul Zeit fanden, sich bei ihm zu entschuldigen, ergriff er eine Stange, die in der Ecke stand, und begann auf die Mädchen loszuschlagen, welche schreiend davonliefen.

„O! Ihr vermaledeiten Schurken,“ fuhr er dann zu seinen Schülern gewendet fort, „Ihr Ehrlosen, so Eure hehre Muse zu entweihen mit Dirnen, Völlerei und rohem Gelächter, ich sollte Euch alle auf der Stelle davonjagen!“

„Laßt uns doch zu Worte kommen, Meister,“ begann Paul, „es war ja ein ganz unschuldiges Vergnügen, das wir uns mit diesen Mädchen aus guten Bürgerhäusern bereiten wollten, dem bescheidenen Mahle sollte ein Tanz in Ehren folgen. —“

„Unschuldiges Vergnügen, bescheidenes Mahl, ich kenne Euch und Eure Ehren, Ihr Spitzbuben,“ brummte Cellini, „meinetwegen will ich Euch diesmal vergeben und alles soll zwischen uns beim alten bleiben, aber

das sage ich Euch: kein Weib darf mehr die Schwelle dieses Kastells überschreiten, und zu gleicher Zeit verbiete ich Euch ein für alle Mal sowohl zu heiraten als zu lieben."

„Das läßt sich nicht verbieten, Meister," warf Ascanio vorwitzig ein.

„Ich verbiete es aber doch," schrie Benvenuto, „und bin ein Mann, mein Verbot auch durchzusetzen. Eure Geliebte, Eure Frau ist die Kunst, die schönste und edelste, die es gibt, eine andere ist uns nicht von nöten. Und damit genug."

Seine Schüler schlichen bestürzt davon, bis auf Ascanio, welcher hinter der Thür dem strengen Meister einen Esel bohrte, seine Jacke über die Schulter warf, seinen Degen umschnallte und unter dem Schutze der Dunkelheit in die Stadt hinein eilte.

Wieder hörte Marguerite jene wunderbare Stimme gleich einer Nachtigall in den Gebüschen unter ihrem Fenster trillern, diesmal öffnete sie es aber nicht, sondern ging leise die Treppe hinab, und trat unerwartet aus dem Pförtchen in den Garten und rasch genug, um den Sänger, der zu entfliehen versuchte, gefangen zu nehmen.

„Ich bin es, schöne Marguerite," flüsterte Ascanio.

„Ich wußte es,“ sagte sie.

„Ihr liebt mich also?“

„Ja, ich liebe Euch.“

„Welche Seligkeit,“ — er wollte sie an seine Brust schließen, aber sie wehrte ihn ab.

„Meint Ihr es treu und ehrlich, Ascanio,“ sagte sie, „so begehrt mich von meinen Eltern zum Weibe.“

„Das will ich,“ murmelte der Italiener, „denn ich wüßte nicht wie ich es anfangen sollte, ferner ohne Euch zu leben.“

„Schiebt es aber nicht auf,“ fuhr das schöne Mädchen fort, „denn mein Vater hat die Absicht mich bald zu verheiraten —“

„Um so besser!“

„Um so schlechter, denn er hat mir einen sehr ehrsamen und sehr langweiligen Bürger von Paris, Meister Arquelin, den Goldschmied, zum Manne ausgesucht. Also beeilet Euch, wenn Ihr mich wirklich so liebt wie Ihr es sagt.“

„Morgen spreche ich mit Eurem Vater,“ entgegnete Ascanio, „für jetzt nehmt diesen Ring als meine Braut.“ Er steckte ihr einen herrlichen Goldreif, mit einem Liebesgott geschmückt, den er nach einem Modelle Cellini's für sich gearbeitet hatte, an den Finger,

und ihre Lippen berührten sich zum ersten Male in einem langen seligen Kuß.

Den folgenden Tag kam Bologna aus Fontainebleau nach Paris und ließ Benvenuto Cellini durch Mathäus del Cäsaro zu sich bitten, denn in die Höhle des Löwen wagte er sich nicht. Als Benvenuto zu ihm kam, eilte er ihm entgegen und rief: „O! Benvenuto, halte mich als Deinen Bruder, ich will nicht mehr von jenem Werke sprechen, denn Du hast recht.“

Benvenuto schüttelte ihm herzlich die Hand und sie saßen nun in einer Taverne beisammen und tranken aus einem Glase als gute Freunde.

Bei dem plötzlichen Erwachen von Bologna's Rechtlichkeit war aber ein guter Teil Schlauheit dabei, wie Cellini bald danach durch einen Herrn vom Hofe erfuhr. Er hatte sich vom Könige einen anderen Auftrag erbeten und wollte es sich nicht entgehen lassen, Benvenuto gegenüber den Ehrenmann zu spielen, welcher auf die jenem gebührende Arbeit freiwillig verzichtete. Er selbst reiste nach Rom, um für Franz I. dort die schönsten Altertümer, den Laokoon, die Kleopatra, die Venus, den Komodus, die Zigeunerin und den Apoll abzugießen. „Wenn Eure Majestät diese herrlichen Werke gesehen haben werden,“ sagte er zum

Könige, „dann erst werden Sie über bildende Kunst urteilen können, denn alles was Sie von uns neues gesehen“ — das war ein Hieb für Cellini — „ist weit entfernt von der Größe und Schönheit der Alten.“

Cellini lächelte bei dieser Nachricht. „Er soll nur die Abgüsse machen,“ dachte er sich; „weil er es nicht wagt, mich mit Originalen zu schlagen, will er es mit fremden Werken versuchen, aber ich denke, was irgend ein Grieche oder Römer konnte, kann ich auch.“

Ascanio hatte sich, während Cellini bei Bologna war, in Staat geworfen und war zu Meister Barrot gegangen. Der Empfang war ein so freundlicher, daß er von den besten Hoffnungen erfüllt sein Anliegen vorbrachte.

„Hm! Hm!“ machte der wackere Buchhändler, indem er sein Augenglas mit dem Ärmel putzte. „Ein sehr ehrenvoller Antrag in der That. Benvenuto Cellini ist ein so berühmter Mann und gilt so viel bei unserm guten Könige, daß der erste seiner Schüler schon auch seinen ansehnlichen Teil Achtung verdient. Es schmeichelt mir sehr, daß Ihr meine Tochter Marguerite würdig haltet, Eure Hausfrau zu sein, aber leider ist ihre Hand bereits versagt.“

„Versagt?“

„An einen treuen Freund meines Hauses, den Goldschmied Arquelin," fuhr Barrot fort.

„Ach! Meister," seufzte Ascanio, „macht Euer Kind nicht unglücklich!"

„Unglücklich? Arquelin ist ein hübscher Mann in den besten Jahren, ein braver Bürger, er besitzt ein Haus in Paris und ein beträchtliches Vermögen, ich denke, sie soll recht glücklich mit ihm werden."

„Aber Marguerite liebt ihn nicht," rief der Italiener.

„Wen liebt sie denn?"

„Mich, Meister Barrot."

„Phantasieen der Jugend, Geschichten, wie sie in Büchern stehen," murmelte der Buchhändler, „und wie sie Euer Landsmann Boccaccio so hübsch beschreibt in seinem Decamerone. Marguerite sagt Euch, daß sie Euch liebt. Gut. Aber sie wird Arquelin heiraten und sich zufrieden geben."

„Das wird sie nicht."

„Ho! Ho! Setzt meinem Kinde keine solchen Dinge in den Kopf," rief Barrot, „das mag bei Euch angehen, in Eurem heißen Himmelsstrich, wo alles Aufregung und Leidenschaft atmet, aber bei uns, wo der Nebel herrscht, ist man etwas kühler und bedächtiger."

„Ihr gebt mir also keine Hoffnung?"

Barrot zuckte die Achseln. „Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich mein Versprechen Euch gegenüber nicht halten würde? Arquelin hat mein Wort und ich werde es ihm halten, wie ich es Euch halten würde, wenn Ihr es von mir empfangen hättet.“

Trostlos verließ Ascanio den alten Ehrenmann; unten an der Thür fand er Marguerite in Thränen gebadet. „Es ist alles aus, Ascanio,“ schluchzte sie, „wir müssen für immer Abschied nehmen.“ Damit fiel sie ihm um den Hals und begann ihn zu küssen.

„Was fällt Dir ein, süße Marguerite,“ flüsterte der Italiener, „jetzt gehen wir erst recht nicht auseinander, Dein Vater soll mich nicht umsonst an den Decamerone erinnert haben. Wir spielen ihm einen Streich, in der Art des Boccaccio. Ich entführe Dich und wenn wir erst vermählt sind, hilft ihm alles nichts, er muß uns dann doch noch nachträglich seinen Segen geben.“

„Ich vertraue mich und mein Glück ganz Dir an,“ seufzte das schöne Mädchen, „thue was Du für gut findest.“

Als es vollkommen dunkel geworden war und Benvenuto mit seinen lustigen Gesellen und Monsieur Pepin zu Nacht speiste, ging Ascanio unter einem Vorwand in den Hof hinaus, wo der Koloß, das rie-

sige Modell des Mars stand, nahm Degen und Mantel, bemächtigte sich des Thorschlüssels und verließ dann rasch das Kastell in der Absicht, noch in derselben Nacht die Geliebte zu entführen. Der Zufall war ihm günstig, denn als er sich dem Thore der Stadt näherte, kam Marguerite, vermummt und verschleiert, ihm entgegen gelaufen.

„Bist Du es, Ascanio?" rief sie ihn an.

„Ich bin es," sagte er.

Das schöne Mädchen warf sich an seine Brust und weinte. „Wenn etwas geschehen soll uns zu retten," rief sie, „muß es auf der Stelle geschehen, denn Arquelin ist bei meinen Eltern und sie besprechen eben die Hochzeit. Ich bin heimlich entflohen und komme zu Dir in meiner Herzensangst. Erbarme Dich meiner, Ascanio, ich will Dir dafür ein treues, liebevolles Weib sein!"

Der Italiener gab dem armen, verzweifelten Mädchen den Arm und führte sie vorsichtig in das Kastell, wo er sie in dem Arbeitssaal zwischen den Modellen verbarg. Dann kehrte er auf seinen Platz an der Tafel zurück. Benvenuto brach bald auf, um zur Ruhe zu gehen, auch Monsieur Pepin beeilte sich, in die Federn zu schlüpfen. Ascanio nahm von den Genossen Abschied, scheinbar um seine Stube aufzusuchen, kehrte

aber auf der Stiege um und trat bei Paul Macherani ein, den er rasch von seinem Vorhaben unterrichtete. Beide nahmen ihre Degen und schlichen in den Modellsaal, wo sie Marguerite, welche angstvoll auf den Geliebten gewartet hatte, aus ihrer peinlichen Lage erlösten. Als sie leise, von der Nacht beschützt, durch den Hof schritten, sahen sie plötzlich in der Nähe des Thores, das Ascanio nicht geschlossen, sondern nur angelehnt hatte, im Lichte der ewigen Lampe, welche hier unter einem Muttergottesbilde brannte, eine Gestalt auftauchen.

„Sollte das Bovo sein?“ flüsterte Paul, sich bekreuzend.

„Meister Arquelin ist es, mein Verlobter,“ erwiderte das schöne Mädchen leise, „er hat offenbar gemerkt, daß ich mich entferne und ist mir gefolgt.“

„Nun warte, den wollen wir gehörig bedienen,“ murmelte Ascanio und verschwand für einen Augenblick, um mit einem der großen Säcke, in welche Cellini seine Modelle zu hüllen pflegte, zurückzukehren. „Nun zieh Deinen Schleier recht zusammen, Marguerite, und geh' ihm ruhig entgegen.“ Sie gehorchte und näherte sich langsam dem Thore. Als Meister Arquelin sie erblickte, eilte er mit eifersüchtiger Hast auf sie zu. „Seid Ihr es, Marguerite?“ rief er.

In demselben Augenblicke erstickte seine Stimme, denn ihm den Sack von hinten über den Kopf ziehen, ihn umkehren, in den Sack versinken lassen und dann zubinden, war für die beiden jungen Künstler das Werk eines Augenblickes.

„Ich bin Bovo, der Geist dieses Schlosses," sprach Ascanio jetzt mit tiefer Grabesstimme, „kein Sterblicher darf nachts ungestraft mein Haus betreten. Auch Du sollst Deine Vermessenheit auf der Stelle büßen."

„O! Monsieur Bovo!" lamentierte der Goldschmied im Sacke, mit einer Stimme, die gleichfalls aus der Unterwelt zu kommen schien. „Ich hatte nicht die Absicht, Euch zu beleidigen, schont meines Lebens, um Gotteswillen, Monsieur Bovo!"

„Für diesmal sollst Du mit dem Schrecken und einer guten Tracht Prügel davonkommen," gab Ascanio zur Antwort, „aber wehe Dir, wenn Du mich noch einmal herausforderst!"

Die beiden übermütigen Gesellen begannen nun den armen Arquelin mit den flachen Klingen ihrer Degen furchtbar durchzuwalken. Während er bei der Exekution die erbärmlichsten Seufzer ausstieß und alle Heiligen anrief, stand seine Braut dabei und hatte Mühe, nicht laut aufzulachen. „Ach! Wie gerne würde

ich ihn schlagen," murmelte sie, „er hat mich schon so viel Thränen gekostet."

„Nur zu, Marguerite," erwiderte Ascanio lächelnd, „räche Dich an ihm."

Er reichte ihr seinen Degen und sie gab dem Unglücklichen im Sacke ein paar tüchtige Hiebe.

„Jetzt fort," sagte Paul. Sie ließen den fluchenden Meister Arquelin liegen und eilten der Stadt zu. Vor der nächsten Kirche angelangt, machten sie Lärm und weckten den Pfarrer unter dem Vorwande, ein Sterbender verlange nach ihm; als geöffnet wurde und ein Priester ihnen entgegenkam, setzten sie ihm die Spitzen ihrer Degen auf die Brust.

„Ehrwürdiger Vater, willst Du mich mit dieser Dame hier auf der Stelle trauen," sagte Ascanio, „so sollst Du reich belohnt werden, wo nicht, stirbst Du unter unsren Händen."

Der Priester seufzte und willigte ein. Er führte sie durch einen dunklen Hof von rückwärts in die Sakristei und vollzog hier die heilige Handlung. Nachdem die Ringe gewechselt waren, küßte Ascanio Marguerite und sprach: „Jetzt bist Du meine Frau vor Gott und den Menschen. Niemand vermag uns zu trennen." Dann gab er dem Priester zehn Scudi und sie ver-

ließen die Kirche, von Niemandem bemerkt, wie sie gekommen waren.

„Überlegen wir nun, was Du mit Deiner Frau anfängst," sagte Paul Macherani zu seinem Freunde, „denn in das Kastell darf sie einmal nicht. Du kennst Cellini, er wäre im Stande, Dich auf der Stelle aus seiner Werkstatt zu jagen."

„Das wäre ja entsetzlich," flüsterte die schöne Marguerite, „wie sollten wir dann unseren Unterhalt finden!"

„Wir müssen für Deine Frau eine Wohnung in der Nähe bei verläßlichen Leuten suchen," sprach Paul.

„Gleich in der ersten Zeit der Ehe getrennt leben, das wäre zu traurig," seufzte Marguerite, „lieber jedes Ungemach, Not und Sorge tragen, als dies elende Schicksal."

„Sei ruhig, mein geliebtes Weib," rief jetzt Ascanio, indem er ihre Hände zärtlich küßte, „nichts in der Welt soll uns mehr trennen, Du bleibst bei mir im Kastell, beruhige Dich."

„Wo denkst Du hin, Ascanio, Cellini ist wachsam," wendete Paul ein.

„Laß' mich nur machen," lächelte der junge Ehemann, „wir haben nicht umsonst den braven Geist

Bovo beschworen, er soll uns noch manchen guten Dienst leisten.“

Still und unbemerkt, wie sie das Kastell verlassen hatten, kehrten die drei in dasselbe zurück; sie fanden Meister Arquelin noch immer im Thorweg in seinem improvisierten Kerker, seufzend und die Litanei betend.

„Du wagst es, Elender,“ begann Ascanio mit verstellter Stimme, „hier, wo ich herrsche, die Heiligen anzurufen!“

„Ach! vergebt, Monsieur Bovo,“ jammerte der Gefangene, „aber ich glaube, ich werde hier ersticken.“

„Nun, so rufe um Hilfe!“ erwiderte Ascanio immer in der Rolle des Spukgeistes, „vorher aber noch eine kleine Züchtigung.“

„Erbarmen, Monsieur Bovo, Erbarmen!“ flehte Arquelin.

„Nein, kein Erbarmen,“ rief Marguerite.

„Du hier, mein süßer Engel?“

„Ja, ich, die jetzt ihre Hochzeit mit Dir feiernd auf Dir tanzt,“ — sie lachte und gab ihm mit ihren kleinen Füßen grausame Fußtritte.

„O! Marguerite, ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht heiraten werde, ich gebe Dir Dein Wort zurück, nur mache mich frei.“

„Dein Verzicht kommt zu spät,“ spottete sie und tanzte wieder auf ihm, wie sie ihre Art, den Verhaßten zu mißhandeln, nannte.

„Genug,“ flüsterte Ascanio.

„So, jetzt rufe um Hilfe, wenn Du Lust hast,“ rief Marguerite.

„Hilfe!“ begann der Gefangene zu schreien, „Hilfe! Gespenster! Mord und Hölle! Hilfe! Hilfe!“ Sein Angstruf weckte alle Bewohner des Kastells; Benvenuto Cellini kam zuerst gerannt, in der Linken ein Windlicht, in der Rechten den Degen und fand den unglücklichen Goldschmied in seiner erbärmlichen Lage. Er öffnete den Sack und Meister Arquelin kroch auf allen vieren heraus.

„Wer seid Ihr?“ fragte Cellini, „und wie kommt Ihr hierher?“

Arquelin nannte seinen Stand und Namen und erzählte, wie er in das Kastell geraten.

„Und wer hat Euch den Possen angethan?“

„Der Spukgeist Bovo,“ sagte Arquelin mit einem Ernste, der Cellini unwiderstehlich zum Lachen reizte.

„Seid Ihr toll, wer glaubt heutzutage noch an Gespenster?“

„Ich muß wohl,“ seufzte Arquelin, „da ich die Beweise davon an meinem armen Körper davongetragen

habe.“ Er rieb sich emsig den Rücken. Inzwischen hatten sich einige der Schüler, sämtlich bewaffnet, zu ihrem Meister gesellt, unter ihnen Paul und Ascanio, und auch der Kastellan Pepin stand zitternd in seinem Schlafrock da. „Habe ich es Euch nicht gesagt, großer Meister,“ murmelte er, „ich kenne Bovo, mit ihm ist nicht zu spaßen. Er nimmt Euch im Nu eine andere Gestalt an und verübt in jeder einen neuen Schabernack.“

„So ist es,“ bestätigte Arquelin, „zuerst erschien er mir als Weib, um mich an sich zu locken, dann schlug er mich mit einer ungeheuren Faust, so groß wie ein Weinfaß, zu Boden und band mich in diesen abscheulichen Sack, dann sprach er mit einer Stimme zu mir, die an den Donner erinnerte oder an die Stimme des Herrn auf dem Berge Sinai, und peitschte mich mit einem feurigen Schwerte jener Art, wie es der Cherub hatte, der die Menschen aus dem Paradiese trieb, und zuletzt nahm er, um mich zu höhnen, die Stimme meiner Braut an und tanzte die Sarabande auf mir.“

„Ich denke, Monsieur, Ihr habt zu viel getrunken,“ rief Ascanio, „oder man hat sich einen sehr unziemlichen Scherz mit Euch erlaubt, aber ich denke, wir werden dem Bovo bald auf die Spur kommen, wenn

wir das Thor schließen, damit niemand hinaus kann, und das ganze Haus durchsuchen.“

„Ja, das wollen wir,“ sagte Cellini. Er und seine Leute stöberten hierauf, trotz der Abmahnungen Pepins, im ganzen Kastell umher, fanden aber nichts Verdächtiges. „Ich gebe Euch einen guten Rat,“ wendete sich zuletzt Cellini zu dem Goldschmied, „geht ein andermal nach Hause und schlaft Euch aus, statt andere ruhige Leute zu wecken und aus den Betten zu jagen.“

„Aber ich bilde mir doch die Striemen nicht ein, mit denen mein Körper übersäet ist,“ seufzte Arquelin, „da hat offenbar der Teufel seine Hände im Spiel.“ Er schlich mit einer Empfindung, als ob man ihm alle seine Glieder gebrochen hätte, nach Hause, während Pepin, an die Erscheinung des Spukgeistes die wunderlichsten politischen Konjekturen knüpfend, mit klopfendem Herzen seine Stube aufsuchte.

Einige Tage vergingen in friedlicher Arbeit, dann kam Ascanio eines Morgens sichtlich verstört zum Frühstück und erzählte, er habe Abends, als er seine Kammer verließ, um Paul aufzusuchen, dem er etwas mitzuteilen hatte, Bovo begegnet.

„Wie sah er denn aus,“ spottete Bartolomeo Chiocca, einer der Gesellen Cellinis, „doch nicht etwa wie ein hübsches Mädchen?“

„Er hatte eine Gestalt wie ein Besenstiel und einen Kopf wie eine Wassermelone," erwiderte Ascanio.

Wieder verging eine Woche, da schrie mit einem Male mitten in der Nacht Pepin, der Kastellan, jämmerlich um Hilfe; er war durch ein Geräusch vor seiner Thür geweckt worden, hatte Licht gemacht und sich, mit einem Spieße bewaffnet, in den langen, düsteren Gang hinausgewagt. Da hatte er Bovo, von Nebel umgeben, in Gestalt eines schönen Weibes mit schwarzem Haare und feurigen Augen vor sich hinschweben sehen.

Cellini, vor dessen Bett er sein Abenteuer erzählend, totenbleich, mit schlotternden Knieen stand, hieß ihn zum Teufel gehen und drehte sich auf die andere Seite, als aber der Alte sich durchaus nicht allein in den nur von ihm bewohnten Flügel zurück wagen wollte, hieß er einige seiner Schüler ihn begleiten.

Ascanio, Paul und noch zwei andere nahmen ihren Degen und folgten dem Kastellan, der mit seinem langen Spieß und seinem Lichte voran ging und unausgesetzt Gebete murmelte. Als sie sich der Thür seiner Stube näherten, rauschte es an dem Ende des Korridors gleich seidenen Gewändern und eine weiße Gestalt wurde sichtbar, welche der bewaffneten Schar mit erhobenem Arm zu drohen schien.

„Seht Ihr es," murmelte Pepin, „dort — das ist Bovo — Gott sei uns gnädig."

„Was sucht Ihr hier?" begann eine hohle unheimliche Stimme aus der Tiefe des Ganges, „weshalb stört Ihr mich in meiner Ruhe?"

„Mut, Kameraden," rief Ascanio, „gehen wir auf das Gespenst los!" Zugleich blies er jedoch unbemerkt das Licht aus, das der Kastellan in der Hand hielt, und die Tapferen befanden sich im Finstern.

„Jesus Maria!" schrie Pepin und warf sich auf den Bauch nieder, während Ascanio und Paul die vollkommene Dunkelheit benützend ihre Genossen beim Genick ergriffen und die Treppe hinab warfen. Ein entsetzlicher Lärm entstand. Cellini wurde von neuem wach und kam diesmal mit einer Stange in der Hand herbei, um Ordnung zu machen; er fand seine Schüler, Ascanio und Paul nicht ausgenommen, an dem Fuße der Treppe durcheinander kollernd, der eine hatte eine Schramme auf der Stirn, der zweite blutete aus der Nase, Paul behauptete, er habe mindestens eine Rippe gebrochen und Ascanio hinkte mühsam auf einem Fuße. Oben jammerte Pepin: „Er sitzt auf mir, der Unhold, und trommelt mit den Fäusten anf meinem Rücken."

Cellini, der eine Fackel hielt, befahl seinen Schülern,

mit ihm vereint dem Gespenste auf den Leib zu gehen, aber sie weigerten sich, insbesondere Ascanio, welcher versicherte, er habe Mut genug, um es mit zehn Lebenden, aber nicht, um es mit einem unsichtbaren und unverwundbaren Geiste aufzunehmen. So stieg denn Cellini allein empor und fand Pepin, der noch immer mit dem Antlitz am Boden lag.

„Komm, Alter, wir wollen diesem Bovo doch einmal sein Spiel verderben,“ sagte er.

„Laßt mich in Frieden, ich rühre mich nicht von der Stelle,“ seufzte Pepin.

Cellini schritt hierauf auf eigene Faust unerschrocken vorwärts, ohne dem Geiste oder sonst Jemand zu begegnen, und gelangte endlich zu der zweiten Treppe, welche in den Hof führte.

„Hier ist er entschlüpft,“ dachte er sich, stieg hinab, durcheilte den Hof und kehrte endlich verdrossen in sein Schlafgemach zurück. Der Sieg, den Bovo über seine Gegner erfochten hatte, schien ihn für einige Zeit befriedigt zu haben, denn man hörte und sah nun lange nichts von ihm im Kastell, bis eines Tages Bartolomeo Chiocca, der größte Zweifler unter allen Gesellen Benvenuto's, behauptete, er habe, während er an der Kolossalstatue des Mars arbeitete, den thönernen Gott deutlich seufzen hören. Er wurde jedoch einfach

ausgelacht und der Vorfall nicht einmal einer Erörterung oder Untersuchung gewürdigt.

Die Eltern der schönen Marguerite hatten nach dem Verschwinden ihrer Tochter sofort den Verdacht auf Ascanio geworfen; als sie aber durch ihren alten Freund Pepin erfahren hatten, daß der junge Künstler nach wie vor bei Cellini wohne und arbeite, während Marguerite seit ihrem ersten Besuche nie wieder im Kastell gesehen worden sei, gaben sie ihren Nachforschungen eine andere Richtung, selbstverständlich ohne jeden Erfolg. Unterdessen war Bologna mit seinen Abgüssen von Rom zurückgekehrt und Cellini mit seinem schönen Jupiter aus Silber fertig geworden, welcher auf einer vergoldeten Basis stand, die auf einem hölzernen Untersatz ruhte. In den letzteren, der nur wenig zu sehen war, hatte Benvenuto vier hölzerne Kügelchen eingefügt, auf denen jedes kleine Kind ohne Schwierigkeit die Statue hin- und herbewegen konnte. So brachte er sie nach Fontainebleau zu dem Könige.

Als der große Bildner bei Franz I. anfragte, wo er sein Werk zu sehen wünsche, war die Marquise von Estampes, seine Feindin, zugegen und meinte, es gäbe keinen besseren Ort dasselbe aufzustellen als die Gallerie.

Als Cellini in dieselbe eintrat, wurde ihm die

Absicht der Marquise sofort klar. Die hundert Schritt lange und zwölf Schritt breite Gallerie, mit Malereien von dem Florentiner Rosse und schöner Bildhauerarbeit verziert, eignet sich allerdings trefflich zur Aufnahme von Kunstwerken; da aber bereits die in Rom nach den besten Werken der Antike angefertigten Abgüsse Bologna's in derselben aufgestellt waren, hatte die schöne boshafte Dame offenbar den Plan, Cellini's Werk durch die ersteren um seinen Erfolg zu bringen.

„Das ist ja hier, als wenn man durch die Piken laufen müßte," begann Cellini sich am Kopfe kratzend zu Ascanio, der ihn begleitet hatte, gewendet, „nun, wir wollen sehen, ob mich Gott verläßt."

Er stellte seinen Jupiter auf, so gut er nur konnte und erwartete so den König. Der silberne Götterkönig hatte in der rechten Hand den Blitz, als wenn er ihn schleudern wollte, in der linken die Weltkugel. Zwischen der Flamme des Blitzes hatte Benvenuto geschickt und unbemerkt ein Stück weißer Kerze angebracht.

Die Marquise hatte den König bis zum Einbruch der Dunkelheit zurückgehalten, um zu allem übrigen noch die mangelhafte Beleuchtung, zu Cellini's Schaden, wie sie hoffte, zu fügen. Aber es kam ganz anders.

Benvenuto zündete, als es dunkel wurde, die

Kerze an, die Jupiter mit dem Blitz über seinem Haupte hielt und so fielen die Lichter von oben auf die Statue und verliehen ihr eine magische Wirkung, weit mehr, als sie bei Tage gehabt hätte.

Als der König mit seinem Sohn, dem Dauphin, der Dauphine, der Marquise von Estampes, dem König von Navarra und seinem Hofstaat eintrat, ließ Cellini durch Ascanio die Statue vorwärts bewegen, so daß sie mit einem Male lebendig zu werden schien. Alle Anwesenden blickten auf das Werk Benvenuto's und würdigten die antiken Statuen kaum einer Aufmerksamkeit.

„Das ist die schönste Arbeit, die je ein Menschenauge gesehen hat," rief der König entzückt, „ich habe mir nicht den hundertsten Teil von dem erwartet, was Cellini hier geleistet hat!"

„Seht Ihr nicht, wie viel schöner jene Figuren sind," fiel die Marquise ein, auf Bologna's Abgüsse deutend. Alle wendeten sich denselben zu. Franz I. aber sagte lächelnd: „Wer Cellini heruntersetzen wollte, hat ihn sehr begünstigt, denn neben diesen herrlichen antiken Figuren erkennt man erst recht die höhere Schönheit der seinigen. Man muß Benvenuto sehr in Ehren halten, da seine Arbeiten nicht allen jenen der Alten gleichstehen, sondern dieselben noch übertreffen."

Die Marquise verging vor Wut. „Wenn man dies Werk beurteilen will," sagte sie, „muß man es bei Tage sehen, wo es nicht ein tausendteil so schön erscheinen wird, wie bei Nacht, auch hat der Meister der Figur einen Schleier umgeworfen, um ihre Fehler zu verbergen."

Wirklich hatte Cellini seinem Gotte einen sehr feinen Schleier umgelegt, um ihn noch majestätischer erscheinen zu lassen. Wütend zerriß er jetzt denselben und war eben im Begriffe, seinem Zorne Luft zu machen, als der König auf ihn zutrat. „Benvenuto," sprach er mit edler Majestät, „ich schneide Dir das Wort im Munde ab. Dafür sollst Du tausendmal mehr Belohnung erhalten als Du erwartet." Dann fuhr er zu dem Prinzen und Hofleuten gekehrt fort: „Ich wünsche mir Glück, daß ich Italien den besten Mann entführt habe, den es jemals in dieser schönen Kunst gab."

Madame d'Estampes biß sich in die Lippen und zerriß ihr Taschentuch. Als Cellini am Morgen Fontainebleau verließ, ließ ihm der König tausend Goldgulden auszahlen.

Vergnügt und stolz, gleich einem Triumphator, kehrte Benvenuto Cellini mit seinem Gesellen nach Paris zurück und bewirtete an dem Tage, da er

heimkam, alle seine Leute in königlicher Weise, wie es einem Fürsten der Kunst ziemte. Nach der Tafel ließ er seine Kleider bringen, welche von dem schönsten Tuche und dem feinsten Pelzwerk waren und beschenkte damit seine Arbeiter. Er machte sich nun mit neuem Eifer an seine Kolossalstatue des Mars, deren Modell aus Holz er mit Eisen befestigt und mit einer dichten Kruste von Gips überzogen hatte. Jedes der Stücke dieser Figur wurde auf seine Anordnung für sich ausgearbeitet und sollten alle zuletzt mit sogenannten Schwalbenschwänzen verbunden werden.

Als der Kopf beinahe vollendet war, ließ ihn Cellini aus Eitelkeit aufgedeckt, so daß ihn, wegen der Höhe, auf der er stand, ein großer Teil von Paris sehen konnte. Nun waren bald alle Dächer der Nachbarschaft mit Neugierigen bedeckt, welche das herrliche Bildwerk bewunderten, und seltsam, der und jener, der wiederholt hingesehen hatte, wollte bemerkt haben, daß sich etwas Lebendiges im Kopfe des Mars bewege. Bald ging das Gerücht von Mund zu Mund, der Geist Bovo sei in die Figur gefahren und bewege ihre Augen und Lippen, als wenn sie reden wolle. Selbst die Klügsten erklärten das momentane Leuchten der Augen für ein rätselhaftes Naturspiel.

Endlich verdroß die Sache Cellini und eines Vor-

mittags versammelte er alle seine Leute und ging an die Untersuchung des kolossalen Kopfes.

„Es wird ein Unglück geben," jammerte Monsieur Pepin, „Bovo läßt sich das nicht so mir nichts dir nichts gefallen."

Alle standen jedoch sprachlos vor Staunen, als Benvenuto ein schönes junges Weib aus dem Kopfe seines Mars hervorzog.

„Das ist ja Marguerite, die verloren geglaubte Marguerite Barrot," schrie endlich Pepin auf, während der große Meister, welcher seit seinem Siege über Bologna und die Alten immer in bester Laune war, in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Das ist also unser Bovo," rief er, „nun ich muß gestehen, daß dies wirklich ein guter Geist ist und ein guter Leib dazu. Wer von Euch hat den guten Einfall gehabt, diese Venus in dem Kopfe des Mars zu verbergen und den noch besseren, sie zu seiner Geliebten zu wählen?"

„Ich, großer Cellini," rief Ascanio, sich ihm zu Füßen werfend, „auf Deine Güte und Großmut vertrauend, denn die Du hier siehst, ist mein angetrautes Weib."

„Nun, ich vergebe Euch," sprach Benvenuto, „und wäre es nur, weil Ihr ein gar so schönes Paar seid.

Aber Ihr habt wohl noch nicht Hochzeit gehalten, was?"

„Nein, Meister," sagte Marguerite rasch.

„Um so besser, geht also hin und holt Eure Eltern ein und sagt ihnen, Benvenuto Cellini, der die Alten aus dem Felde geschlagen und den Bologna dazu, lade sie zu einer zweiten Hochzeit zu Kana."

Noch denselben Abend vereinigte das heiterste Fest alle in dem Kastell Cellinis und unter anderen Toasten wurde auch einer auf den launigen Ehestifter ausgebracht, den munteren Kobold Bovo.

Der neue Leander.

1707.

Ende Oktober 1707 hatten die einander in den Niederlanden gegenüberstehenden Feldherren Vendome und Marlborough ihre Truppen die Winterquartiere beziehen lassen. Der Feldzug von 1707 hatte den Verbündeten keine besonderen Vorteile gebracht. Dies schien Ludwig XIV., welcher den spanischen Erbfolgekrieg mit ebensoviel Siegesgewißheit als Glück begonnen hatte, nach den schlimmen Tagen von Höchstädt, Ramillies und Turin schon ein höchst erfreuliches Resultat, das er durch eine Reihe glänzender Feste feierte. Selbstverständlich durfte es auch nicht an einem militärischen Schauspiel fehlen und so wurde am 10. November in Versailles eine große Revue abgehalten.

Tausende von Menschen kamen aus Paris dahin, um die Truppen, von denen ein Teil eben erst aus

Flandern zurückgekehrt war, zu sehen. Der Hof erschien vollzählig und mit allem jenem Glanze, mit dem Ludwig XIV. die Majestät zu umgeben verstand.

Unter den großen Damen, welche reichgekleidet in ihren Staatskarossen sitzend, wie aus bequemen Logen dem Defilieren zusahen, nahm Agrippine, Herzogin von Vaudemont, durch Schönheit den ersten Platz ein. Sie war sehr reich, vor kurzem erst Witwe geworden, dreiundzwanzig Jahre alt, unabhängig von ihren Verwandten, von seltenem Reiz und bezaubernder Grazie, und besaß die Belesenheit und den Witz, welche für eine Schöne jenes klassischen Literaturzeitalters unerläßlich schienen. Wie sollte es ihr an Bewunderern und Bewerbern fehlen? So war sie denn auch heute buchstäblich von Anbetern umringt, unter denen man den Marschall Bouflers und den Herzog von Burgund bemerkte.

Als das Regiment Navarra vorbeimarschierte, sah man neben der von Kugeln durchlöcherten Fahne desselben einen Offizier, welcher die von seiner nicht gewöhnlichen Tapferkeit zeugenden Ehrenzeichen auf einer verschossenen, fadenscheinigen, und hie und da sogar geflickten Uniform trug. Die ganze Erscheinung des armen heldenmütigen Mannes hatte unter der strahlenden Schar reich geschmückter Kavaliere so viel

Rührendes an sich, daß die Herzogin unwillkürlich den Herzog von Burgund um seinen Namen fragte.

So naiv dies an und für sich war, denn wie sollte der nominelle Kommandant der Armee Vendome's einen einzelnen Offizier kennen, so war er diesmal doch in der Lage, der schönen Frau Bescheid zu geben. „Es ist Kapitän Dubois," sagte er, „ein Braver, den die ganze Armee kennt."

Ein Zufall wollte, daß der Kapitän, welcher bisher im Bewußtsein seines ärmlichen Aufzuges finster vor sich hin geblickt hatte, in diesem Momente sein Auge auf der schönen Frau haften ließ und schneller, als es für einen so erprobten Kriegsmann schicklich ist, von ihrer Schönheit besiegt war, und was mußte er sehen? Die Herzogin bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuche . . . .

„O! sie hat genug Erziehung, um es verbergen zu wollen, aber sie hat dennoch über mich gelacht!" murmelte Dubois, biß sich in die Lippe und zwei zornige Thränen traten in seine Augen.

Zu Hause angelangt, schnallte der arme Kapitän seinen Degen ab und warf ihn auf den Tisch, riß seine Uniform herunter und schleuderte sie auf einen Sessel; dann ging er mit großen Schritten hastig auf und ab.

„Was hat es denn gegeben, Herr Kapitän? Hat man Sie beleidigt?“ begann nach einer kleinen Pause sein redlicher Diener Benjamin, ein Veteran seines Regimentes, der von ebensoviel Kugeln getroffen war, wie die Fahne desselben.

„Man hat über mich gelacht!“ rief Dubois, „gelacht, mein Freund.“

„Wer darf es wagen?“ sagte Benjamin, der purpurrot geworden war, „wir werden ihn herausfordern, den Elenden.“

„O! das ist es eben, daß ich mir die Kränkung gefallen lassen muß,“ fuhr er weinend fort, „daß es eine Dame ist, die mir dieselbe zugefügt hat, und eine Frau, die so schön ist, daß man sie lieben muß.“

„Und worüber hat sie gelacht?“

„Über meine Armut, ehrlicher Benjamin, über meine schlechte Uniform.“

„Nicht zu glauben,“ murmelte Benjamin, indem er den Rock vom Sessel hob, nach allen Seiten gegen das Licht wendete und betrachtete, „und ich habe doch alle Risse so herrlich geflickt.“ —

Einige Tage nach diesem Vorfall erschien in der bescheidenen Wohnung des Kapitäns, und zwar in seiner Abwesenheit, ein herrschaftlicher, reich gekleideter und galonnierter Jäger und übergab Benjamin ein par=

fümiertes Briefchen und einen kleinen Koffer, welcher wohlverschlossen war. Der brave Diener atmete auf, als sein Herr endlich nach Hause zurückkehrte; die Neugierde drohte ihn zu ersticken.

Während sein Kapitän das Briefchen erbrach und las, hatte Benjamin sich des Schlüsselchens bemächtigt, das demselben entfallen war, den Koffer geöffnet und eine prachtvolle neue Uniform entfaltet, wobei er es an Ausrufen freudiger Bewunderung nicht fehlen ließ. „Was thust Du?" rief plötzlich Dubois, „packe diese Gegenstände sofort wieder ein."

„Gehören sie denn nicht uns?" staunte der Diener.

„O, es ist eine neue Beleidigung der Übermütigen," rief der Kapitän, „dieses Briefchen ist von der Herzogin von Vaudemont, derselben schönen Dame, die mich bei der Revue so herzlos verspottet hat. Ich habe durch einen Kameraden ihren Namen erfahren. Sie ladet mich zu einer Jagd ein auf ihr Schloß, offenbar nur um mich in Gesellschaft der Gecken, welche sie umgeben, nochmals zu verspotten, und um die Schmach voll zu machen, sendet sie mir eine neue Uniform."

„Nun, da sehe ich keine Schmach," erwiderte Benjamin, „ist es doch Sitte, daß Kavaliere, besonders arme, die in der Armee dienen, von dem Könige, den

Prinzen, Prinzessinnen und edlen Damen Geschenke, ja Geld erhalten und annehmen. Ich denke also, wir fahren zu der Jagd und behalten die schöne Uniform."

„Ich aber sage Dir, daß wir nicht fahren und die Uniform zurücksenden."

Benjamin seufzte schwer auf, packte Alles wieder schön ein, lud den Koffer auf den Rücken, und gab denselben bei dem Portier der Herzogin ab. „Wir nehmen von der Herzogin keine Geschenke an," sagte er bei dieser Gelegenheit mit großer Würde, „es muß mindestens eine Prinzessin sein." Noch an demselben Abend, der Kapitän war fort und Benjamin eben mit einer erneuerten wissenschaftlichen Untersuchung der Uniform beschäftigt, welche so viel Schmerz über seinen Herrn gebracht hatte, trat, ohne vorher anzuklopfen, eine kleine sehr hübsche Person, offenbar ein Kammerkätzchen, unerschrocken in das Zimmer und fragte nach Dubois.

„Nicht zu Hause," sagte Benjamin, ohne sich zu rühren. Ihm erschien nämlich die Kleine ebenso verführerisch wie dem tapfern Kapitän die Herzogin von Vaudemont, und so nahm er trotz dem kurzen Röckchen und den roten klappernden Stöckelschuhen ohne weiteres an, das er diese Dame vor sich habe.

„Wer ist denn Er?"

„Er ist der Diener des bravsten und heldenmütigsten Offiziers des Königs."

„So?"

„Und sie?"

„Sie hat die Ehre, die Herzogin von Vaudemont zu bedienen."

„So, das ist etwas Anderes," rief Benjamin, legte die Uniform vorsichtig auf den Sessel, und trat zu der hübschen Kleinen, um sie herablassend auf die Schulter zu klopfen. „Ihre Dame will wohl kapitulieren? He?"

„Die Leviten will sie seinem Kapitän lesen," sagte die Zofe, „er hat einen schönen Bären von Herrn."

„Nichts über den Kapitän."

„Wir sind beleidigt."

„Wir viel mehr."

„Worüber etwa?"

„Über ein gewisses Benehmen bei der letzten Revue und gewisse Geschenke," sprach Benjamin mit diplomatischer Ruhe.

„Nicht übel, kommt Ihr denn aus Afrika? Beleidigt über Dinge, die einen anderen entzücken, beseligen würden," rief die hübsche Kleine, „übrigens, hier ist unser Ultimatum und damit Adieu." Sie übergab ein Briefchen.

„Falls wir uns erweichen lassen und antworten sollten,“ sagte Benjamin nicht ohne Feinheit, „wie erfragt man Mademoiselle?“

„Ich heiße Ninette, und Monsieur?“

„Benjamin Vergot, Veteran des Regimentes Navarra.“

„War mir ein Vergnügen.“

„Gleichfalls.“

* * *

Es war eine neue dem Kapitän vollkommen unbekannte Miene, mit der ihm Benjamin das Billet doux der schönen Herzogin einhändigte.

„Von wem?“ fragte er, er ahnte den Zusammenhang.

„Vom Feinde.“

„Von jener Dame?“

„So ist es.“

„Weshalb hast Du ihn angenommen?“

„Der Parlamentair war gar zu hübsch, Herr Kapitän.“

„So.“ Dubois sann nach. „Aber ich will den Brief nicht lesen. Was damit anfangen?“

„Wir müssen doch wohl den Inhalt kennen,“ meinte Benjamin.

„Ich bin nicht neugierig,“ rief der Kapitän, „was kann das Schreiben enthalten? Vorwürfe! Neue Beleidigungen!“

„Vielleicht doch etwas besseres, es wurde mir angedeutet.“ —

„Weiberkniffe, damit wir ihn annehmen und lesen,“ fiel Dubois ein, „aber wir lesen ihn nicht.“

„Wir lesen ihn nicht.“

„Und senden ihn zurück.“

„Und senden ihn zurück.“

Der Kapitän betrachtete das reizende Briefchen, seufzte und gab es Benjamin, welcher sich damit zu der reizenden kleinen Ninette verfügte. Man erwartete Antwort und ließ ihn ohne weiteres vor.

„Wird nicht angenommen,“ sagte er mit beispiellosem Gleichmut und legte das Billet doux in die kleinen Hände des hübschen Kammerkätzchens.

„Das, das ist ja unglaublich! Das ist barbarisch, menschenfresserisch!“ schrie die Kleine auf, „und die Entschuldigungen Ihres Herrn?“

„Wir entschuldigen uns nicht.“

„Die Gründe dieses unritterlichen Benehmens?“

„Wir befassen uns nicht mit Gründen. Adieu.“

„Adieu.“

Eine Woche verging, die Sache schien abgethan, da kam eines Morgens ein Freund und Kamerad des Kapitäns, der Leutnant Roche zu ihm und bat ihn um einen wichtigen Dienst.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung,“ sagte Dubois, „gilt es einen Ehrenhandel?“

„Allerdings.“

„Und der Anlaß desselben, wenn ich fragen darf?“

„Eine Dame.“

„Und Ihr Gegner?“

„Der Prinz von Soubise.“

Dubois zog seine Uniform an, welche, wenn Benjamins Schwüren zu trauen war, wieder wie neu aussah, schnallte seinen Degen um und folgte dem Freund. Die Sekundanten besprachen Ort und Waffen, sowie andere Umstände des Rencontres leicht und gefällig, wie es in jenen Tagen üblich war, und trennten sich mit dem Austausch der verbindlichsten Redensarten.

Am folgenden Morgen trafen sich die beiden Parteien in einem Gehölze bei Versailles, begrüßten sich in der artigsten Weise und nachdem die Sekundanten ihre Vorbereitungen beendet hatten, traten die Gegner einander gegenüber und kreuzten die Klingen.

Der Kampf mit den feinen elastischen Florets machte für den Uneingeweihten den Eindruck eines anmutigen Spieles; es war die Zeit, da man sich mit Witz beleidigte, mit Liebenswürdigkeit angriff und mit Grazie tötete.

Diesmal sollte aber der so oft mit kostbarem Blut getränkte Rasen unbefleckt bleiben. Während die beiden Gegner sich auf demselben hin und hertrieben, bald der eine, bald der andere attakierte oder sich zurückzog, wurde zwischen den Bäumen eine von zwei reichgekleideten Mohren getragene Sänfte sichtbar, aus der sich eine Dame herausbeugte und von weitem schon mit ihrem Tuche wehend, Einhalt gebot. Zu seinem nicht geringen Schrecken erkannte Dubois in derselben die schöne Herzogin Vaudemont.

„Sie ist es also, welche den Streit veranlaßt hat," dachte er, „sie ist offenbar ebenso kokett als herzlos."

Unterdessen hatte die schöne Frau ihre Sänfte verlassen und war zwischen die Kämpfer getreten. „Ist es wahr," sagte sie, „daß Sie sich meinetwegen schlagen, meine Herren?"

Die beiden Gegner schwiegen.

„Ich bitte mir zu antworten."

Der Prinz von Soubise verbeugte sich.

„Wenn es so ist," fuhr die Herzogin, die schöne helle Stirn runzelnd fort, „stecken Sie sofort die Degen ein. Ich habe Ihnen kein Recht gegeben, sich meinetwegen zu schlagen. Ich befehle Ihnen, sich zu versöhnen oder für immer meine Nähe zu meiden."

„Madame —" versuchte der Leutenant zu widersprechen.

„Wollen Sie gehorchen?"

Die Gegner reichten sich die Hände und steckten die Degen ein.

„So ist es recht, meine Herren," rief die schöne Frau mit einem freundlichen Kopfnicken, „ich bin mit Ihnen zufrieden. Und Sie, mein braver Kapitän" — sie wendete sich unerwartet zu Dubois, welcher erbleichend einen Schritt zurücktrat — „geben Sie mir Ihren Arm. Ich habe mit Ihnen zu reden"

Während sich die anderen langsam entfernten, schlug die Herzogin mit Dubois einen schmalen Pfad ein, welcher sie noch tiefer in das Dickicht führte, sie sprachen kein Wort, bis sie einen Rasenplatz erreichten, auf dem sie ohne Zeugen waren. Hier ließ die schöne Frau plötzlich den Arm des Kapitäns los, blickte ihm fest in das Gesicht und sprach mit einem reizenden Lächeln: „An uns ist es, uns zu schlagen, machen Sie sich bereit, mein Herr, aber vorher stehen Sie mir Rede. Ist es bei der flandrischen Armee Sitte, schutzlose Frauen zu beleidigen?"

„Vergeben Sie, Madame," stammelte Dubois, „aber wenn hier jemand der Beleidigte ist, so bin ich es."

„Sie? Wie das?"

„Erinnern Sie sich der letzten Revue, Herzogin?“

„Jawohl.“

„Auch der Einzelnheiten?“

„Es kommt darauf an, auf wen sich dieselben beziehen.“

„Erinnern Sie sich, daß Sie über einen armen Offizier in geflickter Uniform gelacht haben?“ rief Dubois. „Nun Madame, ich bin dieser Offizier und dies ist die geflickte Uniform, unter der ein warmes Herz schlägt, das Sie nicht gesehen, aber tief gekränkt haben.“

„Mein Gott!“ rief die Herzogin mit einer Art freudigem Schreck.

„Wer sagt Ihnen denn —“

„Ich sah, wie Sie Ihr Tuch vor die Augen drückten —“

„Ja, Kapitän, um meine Thränen zu verbergen.“

„Ist es möglich?“

„Nun sehen Sie, wie Sie mich gekränkt haben,“ rief die schöne Frau, „mich, die über Sie weinte, weil es mir das Herz zerdrückte, einen Helden in diesem Aufzuge zu sehen.“

„O, ich Verblendeter! ich Sinnloser!“ rief Dubois, „ich habe mich betragen wie ein unartiger Knabe. Sie können mir nicht vergeben. Befehlen Sie, daß ich mich vor Ihren Augen töte —“ er zog in galanter

Extase seinen Degen und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder wie ein römischer Fechter, der von der Vestalin Leben oder Tod erwartet.

„Was fällt Ihnen ein," sagte die Herzogin, ihm ihre Hand reichend, „wer sagt Ihnen, daß ich zürne. Im Gegenteil, Kapitän, es — es hat mich gereizt, von Ihnen in dieser Weise verschmäht zu werden. Man huldigt mir so viel, daß es mich anfängt zu langweilen."

„Welches Glück!" jubelte Dubois, die Hand der schönen Frau an seine Lippen pressend, „daß dieses unselige Mißverständnis sich aufgeklärt hat, daß ich Ihre Gnade erlangt habe — nein kein Glück — bis jetzt war ich gegen Ihre Reize gewaffnet durch mein beleidigtes Ehrgefühl, jetzt gibt es keine Rettung mehr für mich. Ich gehöre Ihnen wie der gefangene Christ dem Muselmann, schmieden Sie mich an Ihre Galeere, Madame, zu den andern."

„Stehen Sie auf, Kapitän," erwiderte die schöne Frau, „und versprechen Sie mir vor Allem, mir zu gestatten, daß ich ein wenig für Sie und Ihre kleinen Bedürfnisse sorge. Wir Frauen verstehen das besser als Ihr heldenmütigen Männer."

„Ich weiß nicht, wie ich so viel Güte verdienen soll, Madame."

„Und besuchen Sie mich,“ fuhr die Herzogin fort, „oft, so oft wie nur möglich, ja täglich —“

„Und jene Herren, welche —“

„Es gibt Niemanden, dem ich nur das geringste Recht über mich eingeräumt hätte,“ entgegnete die Herzogin, „nun sagen Sie mir aber Ihren Taufnamen.“

„Hektor.“

„Und ich heiße Agrippine. Sie werden mich fortan so nennen. Ja? und ich werde Hektor zu Ihnen sagen, — der Name hat nur zwei Silben, während Dubois, ah! was spreche ich da für Unsinn, Dubois hat keine Silbe mehr, aber Hektor klingt besser.“

„Madame —“

„Sagen Sie auf der Stelle Agrippine.“

„Agrippine —“

„So ist es recht, mein lieber Hektor, geben Sie mir Ihren Arm. Und nun —“

„Nun soll noch Jemand über meine geflickte Uniform lachen!“

* * *

Der tapfere Kapitän besuchte nun die schöne Herzogin Tag für Tag. Eine unsichtbare Fee beschenkte ihn mit allen jenen Dingen, welche damals den Mann von Welt, den Elegant ausmachten, und jetzt erst, als Dubois mit den glänzenden Kavalieren Ludwig XIV.

in Anzug und Schmuck wetteifern konnte, jetzt sah man erst, wie er alle anderen Männer tief in Schatten stellte. Agrippine hatte dies allerdings auch schon damals entdeckt, als er noch die geflickte Uniform trug.

Sie unterhielt sich mit Dubois vortrefflich, sie thaten alles, was nur zwei verliebte junge Leute thun können, ohne die Gesetze des Anstandes zu verletzen, sie ritten zusammen aus, sie jagten, spielten Karten, Dame und Domino, der Kapitän las zuweilen vor und Agrippine sang entzückend, wobei sie sich selbst auf dem kleinen Klavier begleitete, dessen Tasten mit Perlmutter eingelegt waren, sie scherzten, lachten, plauderten, neckten sich und speisten zusammen. Der Welt galt Kapitän Dubois längst als der erklärte Anbeter, als der zukünftige Gatte der Herzogin, während die beiden eigentlich seit ihrem ersten Gespräche im Gehölze von Versailles keinen Schritt weiter gekommen waren.

Jeder Blick, jede Bewegung des Kapitäns verriet seine Anbetung für Agrippine, wozu sollte er auch von seiner Liebe sprechen? Und durfte er als Mann von Ehre überhaupt von derselben sprechen, ohne an das Geständnis sofort eine Bewerbung zu knüpfen, und wie konnte er, der arme Soldat ohne Namen, es wagen, um die Hand einer der vornehmsten Damen des Hofes anzuhalten?

Und Aprippine? Sie liebte Dubois vom ersten Augenblicke an, aber war es an ihr, es ihm zu sagen? Sie war frei und konnte unbekümmert um ihren Namen, ihre Stellung, sich mit ihm verbinden, aber welche Rolle spielte sie dann in der Welt, in der sie zu glänzen, zu triumphieren gewohnt war? Die Herzogin von Vaudemont soll eines Tages zu einer Frau Dubois werden, Dubois schlechthin. Wer ist Dubois? fragt die Welt. Ein Offizier des Königs und ein tapferer Offizier. Aber mein Gott! Es gibt so viele tapfere Offiziere in der Arme des Königs!

So schwankte die schöne Agrippine zwischen dem Verdruß, daß Dubois sich ihr nicht erklärte, und der Furcht, wenn er sich erkläre, von dem stolzen Piedestal ihrer Stellung heruntersteigen zu müssen.

Es kam der Karneval, die Feste bei Hof versammelten alles, was Namen und Rang besaß, und Dubois schien noch immer vollkommen glücklich, mit Agrippine Domino spielen zu dürfen.

Eines Abends warf die schöne Fran die kleinen Steine unmutig zusammen und rief: „Weshalb besuchen Sie die Hoffeste nicht, Hektor, ich will mit Ihnen tanzen, Sie müssen auf den nächsten Hofball gehen.“

„Sobald Sie es befehlen, Agrippine —“

„Ich befehle es also, aber Sie müssen hübsch sein,

Hektor, Sie müssen alle Kavaliere des Hofes überstrahlen, ich werde Ihnen Ninette senden, sie wird Sie anziehen."

Wirklich erschien an dem Abende, als der Ball stattfand, die kleine Ninette in der Wohnung des Kapitäns. Benjamin hatte denselben bereits vollständig angekleidet und blickte mit einigem Stolz auf sein Werk, aber für scharfe geübte Frauenaugen erschien dasselbe noch unvollkommen genug. Ninette packte einen Carton aus und brachte hier Spitzen, dort eine Schleife und andere ähnliche kostbare Kleinigkeiten an, bis der Kapitän in makelloser Eleganz strahlte. Als er die glänzenden Säle von Versailles durchschritt, hafteten alle Augen an ihm, die Damen fragten nach dem Namen des unbekannten schönen Kavaliers und die Herren runzelten die Stirn.

Der Herzog von Burgund erkannte den braven Dubois, ging auf ihn zu und stellte ihn dem Könige vor. Ludwig XIV. sprach volle fünf Minuten mit ihm, was ungeheures Aufsehen machte, aber dasselbe steigerte sich noch, als die schöne bewunderte Herzogin von Vaudemont einen königlichen Kammerherrn zu ihm sandte und den Kapitän zum Tanze befahl.

Als das schöne Paar bei der Polonaise mit graziösem Anstand dahin schritt, zog ein Flüstern der Bewunderung durch die glänzende Gesellschaft, Agrippine

strahlte vor Glück und Dubois dachte, daß es doch weit angenehmer sei, den Bajonetten der Engländer gegenüber zu stehen, als an so viel neugierigen schönen Augen vorüber zu defilieren, aber er ließ es sich nicht anmerken. „Ach! wie schön wäre es,“ sagte Agrippine plötzlich von der Lust des Augenblickes hingerissen, „wenn man so das ganze Leben durch nebeneinander hergehen dürfte!“

„O gewiß, Agrippine,“ flüsterte der Kapitän, „es wäre eine Glück, das ich nicht zu denken wage, das mir nur manchmal im Traum erscheint, um mich zu versuchen und mir mein Schicksal um so trauriger erscheinen zu lassen.“

„Ein Held muß sein Schicksal zwingen —“

„Ach! Agrippine, das Leben ist kein Ball, wo ein armer Offizier es wagen darf, die Hand einer reichen Herzogin zu berühren.“

Agrippine schwieg, aber zu Hause angekommen, warf sie sich weinend in die Ecke eines Sophas. „Er ist ein Feigling,“ rief sie, „oder er liebt mich nicht.“

„Wie?“ fragte Ninette, „was ist geschehen?“

„Er hat mir deutlich genug erklärt, daß wir nicht zu einander passen.“

„Darin hat er nicht so unrecht, wenn er Ihre Stellung in Betracht zieht, Madame.“

„Aber ich liebe ihn, und bin bereit, ihm alles zu opfern.“

„Und er will dieses Opfer nicht annehmen, nur weil er Sie liebt.“

„O! wenn ich eine kleine Bürgersfrau wäre!“

„Sie sind aber die Herzogin von Vaudemont und er ist nicht einmal von Adel,“ sagte Ninette, „indeß läßt sich dies vielleicht nachholen, wir haben bald wieder Krieg, der Kapitän wird Gelegenheit haben, eine Heldenthat zu verrichten —“

„Oder zu sterben,“ rief Agrippine, „sprich mir nicht vom Krieg.“ Sie begann heftig zu schluchzen. —

Wieder ritten die Liebenden zusammen aus und plauderten und spielten Domino, und Woche auf Woche verrann, ohne daß die Situation sich verändert hätte.

Indeß machte Ludwig XIV. für den kommenden Feldzug die unglaublichsten Anstrengungen und es gelang ihm wirklich, die Armee des Herzogs von Vendome in Flandern wieder auf 100,000 Mann zu bringen. In Spanien hatte die Schlacht bei Almanza zu Gunsten Frankreichs entschieden und der Herzog von Berwick konnte die Halbinsel verlassen, um am Niederrhein den Oberbefehl über eine Armee von 35,000 Mann zu übernehmen. Ende März marschierten die Truppen auf allen Straßen. Auch das Regiment

Navarra bekam den Befehl aufzubrechen und zu dem Heere Vendomes zu stoßen.

Der Tag des Abmarsches kam und Dubois hatte sich noch immer nicht erklärt. Es war eine schwere Stunde, als Agrippine mit Hunderten anderer Frauen das Regiment begleitete. Sie ritt neben Dubois und reichte ihm immer wieder die Hand und trocknete ihre Thränen. Andere Damen folgten in Wagen, während die Frauen und Mädchen aus dem Volke mit den Soldaten in Reih und Glied marschierten. Neben Benjamin sah man Ninette, welche ihn nur deshalb zu begleiten schien, um seinen Herrn als den größten Barbaren zu verwünschen.

Endlich hieß es Abschied nehmen. Dubois küßte wiederholt die Hand der Geliebten, während ihre heißen Thränen auf ihn herabfielen, sie war es, die sich losriß und nach Versailles zurück sprengte, während Benjamin der kleinen schreienden Ninette durch einen derben Kuß bewies, daß er kein Barbar sei.

Es folgten schlimme Tage für die Herzogin und noch schlimmere für die Zofe, welche unter ihrer verzweifelten Laune zu leiden hatte.

Agrippine schwor täglich, daß sie den Kapitän vergessen wolle, und brach in Thränen aus, wenn sie irgend ein unbedeutender Gegenstand, ein Buch, aus

dem er gelesen hatte, ein Dominostein, der vergessen auf dem Sims des Kamins lag, an ihn erinnerte.

Endlich verlor Ninette die Geduld mit ihrer Gebieterin. „Wie lange soll denn dies eines kleinen Mädchens würdige Betragen noch dauern?“ fragte sie Agrippine eines Tages in ihrer resoluten Weise.

„Es wird nicht anders werden, ehe Dubois nicht zu mir zurückkehrt,“ seufzte Agrippine.

„Sie sind nicht klug, Madame,“ sprach das kluge Kätzchen, „der Kapitän ist im Felde und kann nicht vor dem Winter zurückkehren, aber wer hindert Sie denn, wenn Sie ihn so sehr lieben, ihm zu folgen? Ist es doch geradezu Mode geworden, im Sommer in das Lager zu reisen, wie in ein Bad etwa. Sogar die Pariser Schauspieler folgen der Armee und schlagen ihre Theater unter Zelten, Kanonen und Gewehrpyramiden auf. Packen wir unsere Sachen und fahren wir dem Kapitän nach, es soll sehr lustig im Lager sein, sagt Benjamin.“

Agrippine begann hell und fröhlich zu lachen und lachend faßte sie den Entschluß, gleichfalls in das Feld zu ziehen. Die Koffer waren bald gepackt und von zwei verläßlich bewaffneten Dienern begleitet, einen großen dicken Kutscher auf dem Bocke und Ninette bei sich im Wagen, rollte sie in ihrer großen schwerfälligen

Kutsche am 7. April 1708 aus Versailles fort und schlug die Straße nach Flandern ein.

* * *

Es war in den ersten Tagen eines warmen sonnenhellen Mai's, im Lager bei Soignies, als Benjamin, welcher eben die hohen Stiefel seines Herrn putzte und ein mutiges Liedchen dazu sang, plötzlich wie eine Bildsäule dastand, stumm und versteinert.

„Nun, was ist denn so Erschreckliches an mir, daß man Sprache und Besinnung bei meinem Anblick verliert?" fragte eine helle Stimme.

„Sind Sie es denn wirklich, Mademoiselle Ninette?" stotterte Benjamin.

„Ja, Monsieur Benjamin, ich bin es und meine Herzogin ist auch da. Wir haben eine Stube erobert im Dorfe drüben, klein genug, aber im Felde geht es eben nicht anders. Da der Kapitän fortmarschiert ist, sind wir ihm nachgefahren, denn wir sind erschrecklich verliebt in seinen Herrn."

„Nur des Herrn wegen ist man gekommen?"

„Auch ein wenig seinetwegen, aber wo ist der Kapitän? Meine Dame kann es nicht erwarten, ihn zu sehen."

Schon trat Dubois, von der wohlbekannten Stimme angelockt, aus seinem Zelt und als er erst vernommen hatte, welches Glück, im vollsten Sinne des Wortes, im

Schlafe über ihn gekommen war, nahm er sich nicht einmal Zeit, seinen Degen umzuschnallen, sondern eilte, wie er war, zu der Geliebten hin. Die Herzogin gab sich alle Mühe, den Anstand zu bewahren, als aber der Kapitän in ihre Stube trat und sich mit einem Ausruf des Entzückens zu ihren Füßen niederwarf, vergaß sie sich so ganz, daß sie ihn leidenschaftlich in ihre Arme, an ihre Brust schloß, und unter einem glücklichen Lachen mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Ach, Hektor! Sie haben mir furchtbare Tage bereitet," sprach sie, als sie sich ein wenig gefaßt hatte, „nun ist aber alles gut, wozu es noch länger leugnen wollen, ich liebe Sie, nur Sie und Sie sollen mein Gatte werden, kein anderer."

„Aber Agrippine, das ist ja nicht möglich," erwiderte Dubois, auf den wieder die alten Bedenken einstürmten, „die Herzogin von Vaudemont kann nicht die Frau eines einfachen Offiziers werden, sie würde sich dem Spott aussetzen, sie würde —"

„Aber sie darf ihre Hand einem Helden reichen —"

„Ich bin ein braver Soldat, aber kein Held."

„Sie müssen also eine Heldenthat verrichten," sagte Agrippine begeistert, „eine That, welche Ihren Namen in ganz Europa bekannt macht."

„Ein wunderbarer Gedanke!" rief der Kapitän mit

einem Ernste, der etwas Heiliges an sich hatte. „Jetzt erst sehe ich, Agrippine, wie sehr Sie mich lieben, Sie wollen uns nicht dem Spotte preisgeben, aber Sie wollen mir auch nicht entsagen; so rufen Sie denn das Schicksal auf und legen es in meine Hand, die Kluft zu überspringen, die uns trennt, Sie zu erringen als den höchsten Preis, den mir das Leben bieten kann, oder bei diesem tollkühnen Beginnen schön und beneidenswert zu enden. Ich danke Ihnen, Agrippine.“

Das Schicksal schien aber den Kapitän necken zu wollen. Vendome stand bei Soignies dem Herzog von Marlborough, nur drei Stunden weit entfernt, gegenüber, ohne daß es zu einer Schlacht kam. Es folgte ein, wie es schien, unnützes und planloses Hin- und Hermarschieren, bei welchem die schöne Herzogin an allen Strapazen der Armee teilnahm.

Endlich hieß es, Vendome beabsichtige einen Handstreich auf Gent. Dubois war der erste, der sich meldete, aber Gent wurde mit Hilfe der französisch gesinnten Bewohner genommen, ohne daß ein Schuß gethan war, und die Aussicht auf die heroische That zerrann wieder im Nebel.

Zu gleicher Zeit wurde Brügge von den Franzosen genommen, ohne daß Marlborough, der Eugen von Savoyen mit seinem Heere erwartete und allein zu

schwach war, sie hindern konnte. Vendome wendete sich hierauf gegen Oudenarde und schloß es ein. Unter den Belagerern befanden sich auch Dubois und die schöne Agrippine. Indeß hatte sich Eugen mit Marlborough vereinigt und die beiden ebenso genialen als tapferen Generale schoben, unbekümmert um die Bedenklichkeiten des Hofkriegsrates in Wien, ihre Armee durch einen beispiellos kühnen Marsch zwischen jene Vendomes und die französische Grenze.

Die nächste Folge dieser ganz unerwarteten Bewegung war die Schlacht bei Oudenarde am 11. Juli 1708. Die Franzosen wurden, trotz der Wunder von Tapferkeit, welche sie verrichteten, durch das überlegene Genie Eugens und Marlboroughs vollständig geschlagen. Ihr Rückzug artete in Flucht aus. Wenn die Sonne zwei Stunden später untergegangen wäre, hätte kein Mann entkommen können. Vendome verlor 20,000 Mann, worunter 9000 Gefangene, und zog sich bis in die Nähe von Gent zurück, wo er hinter dem Kanal von Brügge in einem befestigten Lager eine beinahe uneinnehmbare Stellung fand.

Wieder hatte Kapitän Dubois keine Gelegenheit zu einer Heldenthat gehabt, dagegen mehr als eine, die Geliebte auf der Flucht vor den verfolgenden englischen Dragonern und plündernden Marodeurs zu beschützen. Nachdem die

Engländer auch die französischen Linien zwischen Ypern und Wareelen genommen hatten, stand den Alliierten der Weg in das Herz Frankreichs offen.

Marlborough wollte den Krieg rasch entscheiden und direkt auf Paris marschieren, aber er wurde im Kriegsrat überstimmt, und mußte sich damit begnügen, französisches Gebiet zu betreten und Lille, die erste der französischen Festungen, das Meisterstück Vaubans, zu belagern.

Als Vendome von diesem Unternehmen Nachricht erhielt, wollte er zuerst gar nicht an dasselbe glauben, und als die Franzosen endlich daran glauben mußten, lachten sie über die Feldherren der Verbündeten, denn Lille galt für uneinnehmbar.

Ludwig XIV. ernannte im letzten Augenblicke den Marschall Bouflers, einen der besten Offiziere Frankreichs, zum Kommandanten von Lille und verstärkte die Besatzung auf 15,000 Mann. Die Belagerung dieser berühmten Festung beschäftigte ganz Europa, und die berühmtesten Krieger und Fürsten versammelten sich im Lager der Verbündeten wie einst vor Troja.

Am 14. August wurde Lille vollständig eingeschlossen. Eugen leitete die Belagerung, während Marlborough die Armee befehligte, welche dieselbe zu decken hatte. Am 23. August wurden die Laufgräben eröffnet, am 24. begann die Kanonade. Das Feuer war von beiden

Seiten ein geradezu furchtbares. Belagerer und Belagerte, Engländer, Deutsche und Franzosen wetteiferten an Umsicht, Hartnäckigkeit, Mut und Aufopferung.

Endlich begann Vendome die Sache ernst zu nehmen, ja er wurde um das Schicksal Lille's besorgt, vereinigte sich bei Gramont mit dem vom Niederrhein anrückenden Herzog von Berwick und wendete sich gegen Lille, um den Belagerern eine Schlacht zu liefern und die Festung zu entsetzen.

Marlborough ging ihm jedoch entgegen und nahm zwischen Noyelles und Peronne eine so feste Stellung ein, daß Vendome die Chancen einer Schlacht nicht auf sich nehmen wollte, sondern Halt machte und einen Kourier nach Versailles sandte, um von dem Könige selbst Befehle zu erbitten.

Am 5. September hatte der erste Sturm auf Lille stattgefunden, er galt allerdings vorläufig nur den Außenwerken und hatte geringen Erfolg, aber die Lage der Festung wurde doch von Tag zu Tag eine gefährlichere und es war unter diesen Umständen von höchster Wichtigkeit für Vendome, mit dem Kommandanten von Lille in Verbindung zu treten, um ihm einerseits Nachrichten von der Armee zukommen zu lassen und andererseits zu erfahren, woran die Besatzung etwa zunächst Mangel leide.

Alle Versuche, mti Bouflers Depeschen auszutauschen, scheiterten indeß an der Wachsamkeit der Belagerer.

Es war der Augenblick gekommen, den Kapitän Dubois bisher vergebens erwartet hatte. Er begab sich zu Vendome und bot sich an, nach Lille zu gehen. Die Art und Weise, wie er dahin gelangen wollte, behandelte er, um vor Verrat vollkommen sicher zu sein, als Geheimnis.

Vendome gab ihm die nötigen Instruktionen und entließ ihn, auf das Tiefste bewegt.

Als der Kapitän Agrippine von seinem Vorhaben unterrichtete, sah sie ihn erst starr an, als verstände sie nicht, um was es sich handle, dann brach sie aber in heftiges Schluchzen aus und bat ihn, die Arme um ihn geschlungen, dasselbe aufzugeben.

„Ich will lieber allen Spott der Welt ertragen, als Sie in solcher Gefahr wissen,“ rief sie aus.

Dubois blieb jedoch unerschütterlich. „Das Schicksal soll entscheiden,“ sprach er mit einem rührenden Enthusiasmus, „ob der arme Kapitän würdig ist, die Herzogin von Vaudemont sein zu nennen oder nicht.“

Es war ganz vergeblich, daß Agrippine ihm anbot, auf der Stelle mit ihm vor den Altar zu treten, ebenso vergeblich warf sie sich vor ihm nieder.

Er nahm einen Abschied, wie ihn ein Mensch

nimmt, der auf dem Totenbette liegt und verließ noch in derselben Nacht, von seinem treuen Benjamin begleitet, das französische Lager.

* * *

Es war eine mäßig helle Nacht, als Kapitän Dubois seine gefährliche Wanderung antrat, nur wenige Sterne waren an dem dunklen Himmel zu sehen, über den große weiße Wolken zogen. Die beiden Männer gingen schweigend neben einander her, nicht auf der Fahrstraße, auch nicht auf einem der vielen Seitenpfade, sondern in gerader Richtung durch die Felder, über Wiesen, Hecken und Zäune, bald einen Bach durchwatend, bald im Sumpf bis an die Kniee. Auf diese Weise begegneten sie niemand und waren stets von Gegenständen umgeben, welche ihnen im schlimmsten Falle ein Versteck gewähren konnten. Sie gelangten unangefochten bis zu einem breiten Kanal, dessen Ufer von dichtem Gebüsch bewachsen war; hier nahm der Kapitän Abschied von seinem Diener, gab ihm die liebevollsten Grüße an Agrippinen auf, und begann dann sich auszukleiden. Benjamin sah ihm einige Zeit erstaunt zu.

„Was haben Sie vor?" fragte er endlich, „wie wollen Sie nach Lille gelangen?"

„Sehr einfach, mein Freund," gab der Kapitän mit einem Lächeln zur Antwort, „indem ich die Deule

hinabschwimme, welche Lille durchschneidet, vorher aber einige Kanäle passiere, welche mich, der Karte zufolge, von dem Flusse trennen.“

„Wie wollen Sie aber durch das Lager der Feinde durchkommen, welche den Fluß gewiß scharf bewachen?“

„Ebenso einfach: indem ich unter dem Wasser schwimme. Du kennst mich ja und weißt, daß ich als Schwimmer und Taucher meines Gleichen suche.“

„Gott sei Lob, es ist so,“ bekräftigte Benjamin, „aber das, was Sie vorhaben, ist kein Mensch im Stande auszuführen.“

„Ich will eben etwas leisten, was über Menschenkräfte geht.“

„Sie werden dabei zu Grunde gehen,“ sagte Benjamin, der vergeblich seine Thränen zu zerdrücken suchte, „nehmen Sie mich mindestens mit.“

„Mein Freund, das würde mich und Dich ganz sicher ins Verderben stürzen,“ erwiderte Dubois, „während ich allein mehr Aussicht habe, unbemerkt zu bleiben und glücklich durchzukommen. Leb' wohl.“

Dubois verbarg seine Kleider in einem dichten Gebüsch, legte einen großen Stein darauf und stieg in das Wasser. Benjamin sah ihm betrübt nach und trat dann langsam und vollkommen gebrochen den Rückweg an.

Nachdem der Kapitän den Kanal durchschwommen hatte, sah er sich plötzlich auf eine Entfernung von kaum zehn Schritten einem englischen Vorposten gegenüber, der ihn jedoch nicht zu bemerken schien, er mäßigte seine Bewegungen und ließ sich fast nur von dem Wasser abwärts treiben. So kam er glücklich vorbei. Im Osten wurde es heller und heller, schon regten sich einzelne Vögel in den Zweigen der Bäume, die da und dort am Ufer standen, manche Stimme wurde hörbar, hier ein zwitschernder Sperling, dort das gellende Schmettern eines Hahnes oder zornige Gebell eines Hundes; Mühlen klapperten, aus der Ferne klangen die Glocken eines Dorfes.

Auf einmal näherte sich Pferdegetrappel und Stimmen wurden vernehmbar. Es war eine Abteilung feindlicher Kavalleristen, welche sich dem Wasser näherten, um ihre Pferde zu tränken. Dubois schien verloren. Es gelang ihm jedoch das Ufer zu erreichen und sich unter den dichten Zweigen einer Weide, welche sich in den Wellen badete, zu verbergen und hier den Atem anhaltend einige Zeit unentdeckt zu bleiben, da riß sich plötzlich eins der Pferde los und kam bis in seine Nähe, wo es stehen blieb. Nacheilend kam ein anderer Reiter auf seinem Tiere herbei, um es aufzuhalten.

Eine Bewegung von seiner Seite, ein scharfer Blick

des Reiters und er war entdeckt, aber der Dragoner hatte nur Augen für das Pferd, das er einfing, und kehrte damit an das Ufer zurück, ohne den Kapitän zu bemerken.

Einige Augenblicke später entfernte sich der ganze Trupp und Dubois konnte nach kurzer Rast, die ihm gut zu statten kam, seinen gefahrvollen Weg fortsetzen. Noch einmal kam er in Gefahr, entdeckt zu werden. Vier Frauen schwemmten am Ufer Wäsche. Eine von ihnen sah ihn und rief: „Ei! da badet einer!“ Die anderen blickten hin und lachten, während der Kapitän mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte weiterschwamm.

Nachdem Dubois sieben Kanäle durchschwommen hatte, erreichte er die Deule, dort, wo sie in die Linien der Belagerer trat.

Hier tauchte er unter und schwamm, von der Strömung begünstigt, eine unglaublich lange Zeit unter dem Wasser fort, mitten durch das Lager des Prinzen Eugen, so daß er den Augen der Wachen völlig entging.

Wohlbehalten, aber zu Tode ermüdet, langte er im Innern der Stadt an.

„Da schwimmt ein Mensch,“ sagte ein Soldat zu dem andern, als Dubois sich dem Ufer näherte.

„Woher mag er kommen?“ rief ein zweiter.

„Es ist ein Bote von Vendome,“ fügte ein dritter

hinzu. „Kein Zweifel.“ Rasch hatten sich mehr als hundert Offiziere und Soldaten der Besatzung von Lille um Dubois versammelt, welcher kaum an das Land gestiegen, und noch ohne Atem, auf hundert Fragen zu antworten hatte.

Marschall Bouflers kam auf die erste Nachricht des merkwürdigen Vorfalls selbst herbei und ließ dem Kapitän einen seiner eigenen Anzüge sowie Stärkung an Speise und Wein reichen. Dann erzählte Dubois sein unerhörtes Wagstück. Lauter Jubel folgte seinen Worten, die Offiziere hoben ihn auf die Arme und trugen ihn von einer, von Schritt zu Schritt anwachsenden Menge von Soldaten und Einwohnern von Lille begleitet zu der Wohnung des Marschalls, wo der Held des Tages von seinen Anstrengungen ausruhte.

Nachdem er sich genügend erfrischt fühlte, wurde der Kapitän von dem Marschall persönlich in der Festung herumgeführt und nahm sämtliche Werke, sowie die neuen Verschanzungen, welche hinter den Breschen aufgeführt waren, in Augenschein, machte sich mit der Lage und allen Umständen der Belagerten genau bekannt und kräftigte sich dann durch einen mehrstündigen Schlaf für den Rückweg.

Den 15. September, als es zu dunkeln begann, trat er denselben an, mit einem in Wachs gehüllten

Briefe des Marschalls Bouflers an Vendome im Munde. Der Kommandant und viele Offiziere gaben ihm das Geleit bis zu der Stelle, wo er sich entkleidete und in den Fluß stieg.

Dubois schwamm auch diesmal, obwohl ihn die Dunkelheit schützte, an den gefährlichen Stellen unter dem Wasser und gelangte endlich glücklich an jenen Ort, wo er sich entkleidet hatte, zurück. In dem Augenblicke, wo er seine Kleider hervorsuchte und sich anzuziehen begann, stürzte ein Mensch aus dem Gebüsche und zu seinen Füßen.

Es war Benjamin, der zu gleicher Zeit weinte und lachte und lange keine Worte fand. Dubois kleidete sich mit seiner Hilfe vollends an, setzte sich auf einen Stein am Ufer des Kanals und trank aus der Feldflasche, welche sein treuer Diener vorsorglich mit feurigem Wein gefüllt hatte.

Als er sich erhob, um dem Lager zuzueilen, rief eine Stimme von jenseits des Kanals in deutscher Sprache: „Wer da?"

Dubois gab keine Antwort, sondern ging rasch vorwärts, von Benjamin gefolgt. Da fiel ein Schuß. Ein zweiter folgte. Die Kugeln pfiffen den beiden um die Ohren.

Die letzte Gefahr war glücklich vorüber gegangen.

Im französischen Lager wurde der heldenmütige Kapitän mit einem Enthusiasmus empfangen, der ihn bis zu Thränen rührte. Alles eilte aus den Zelten, einige hoben ihn auf die Schultern, andere schwenkten ihre Waffen, Tausende schrieen: „Es lebe Dubois!“

Vendome kam ihm mit seinen Offizieren entgegen und schloß ihn in die Arme. In dem Zelte des Feldherrn erstattete er Bericht über den Zustand von Lille und übergab das Schreiben Bouflers. Noch war er nicht zu Ende, als Agrippine, alle Bedenken des Anstandes bei Seite lassend, mit einem Schrei des Entzückens hereinstürzte und im nächsten Augenblicke an seiner Brust lag.

„Herzog,“ sagte sie dann zu Vendome gewendet, „hier ist mein künftiger Gatte.“

„Sie hätten keinen würdigeren wählen können,“ sagte Vendome.

„Er ist da, er ist allen Gefahren glücklich entgangen!“ Das war der Ruf, mit dem der brave Benjamin in das Zelt der Herzogin einfiel und Ninette umarmte, „und jetzt wird auf der Stelle geheiratet.“

„Wer wird heiraten?“ schmollte die Kleine, indem sie sich vergebens aus der Bärenumarmung des Veteranen loszumachen suchte.

„Der Käpitän heiratet die Herzogin,“ rief Benjamin, „und sein Diener die Zofe.“

„Da habe ich doch auch noch ein Wort drein zu reden —“

„Noch hundert Worte, Ninette, wenn Sie überhaupt zu Worte kommen,“ lachte Benjamin und schloß der hübschen kleinen Person den Mund mit einem Kusse.

* * *

Nicht so bald hatte eine That in ganz Europa so viel von sich reden gemacht, wie jene des Kapitän Dubois. Freund und Feind zollten ihm gleichmäßig ihre Bewunderung. Da er sich als kühner Schwimmer die Geliebte errungen hatte, nannten ihn seine Kameraden fortan: Kapitän Leander.

Glücklicherweise traf der Vergleich nicht ganz zu, denn die Liebe des braven Offiziers nahm ein gutes und fröhliches Ende.

Ludwig XIV. erhob ihn in den Adelsstand und er verließ die Armee, um sich mit der schönen Agrippine zu vermählen und mit ihr auf dem Schlosse Vaudemont, fern von dem Glanze und den Intriguen des Hofes von Versailles zu leben.

Benjamin, der die kleine hübsche Ninette heimführte, erhielt das Amt eines Kastellans, das er mit vieler Würde versah.

Das Schicksal von Lille wurde, trotz der heroischen

That des Kapitäns, zu Ungunsten der französischen Waffen entschieden.

Am 22. Oktober steckte Marschall Bouflers die weiße Fahne aus, und kapitulierte nach sechzigtägiger Belagerung, das heißt, er übergab die Festung und zog sich mit dem Reste der Besatzung, 5000 Mann, in die Zitadelle zurück.

Eugen von Savoyen, der edle Ritter, behandelte Bouflers mit jener Hochachtung, welche der Bewunderung entsprach, die seine beispiellos heldenmütige Verteidigung allgemein hervorrief. Als ihm die Kapitulationsbedingungen gebracht wurden, nahm er die Feder und unterschrieb, ohne zu lesen.

„Marschall Bouflers kann nichts fordern,“ sagte er, „was er nicht verlangen und ich nicht bewilligen dürfte.“

Die Zitadelle kapitulierte am 11. Dezember 1710, nachdem die Besatzung während der ganzen Belagerung 12,300 Mann, die Verbündeten aber über 18,000 Mann verloren hatten.

Der rote Palast.

1804.

Es war in der Nacht, wo die Nachricht von dem am 7. Februar 1804 zu Luneville, zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik, abgeschlossenen Frieden in Petersburg eintraf. Im Vorsaal der kaiserlichen Gemächer im St. Michaelspalaste saßen vier Adjutanten des Zaren Paul I. bei dem mächtigen Feuer eines Marmorkamins und unterhielten sich halblaut.

„Ich bleibe dabei, daß er auf dem besten Wege ist, ein vollkommener Narr zu werden," sagte Oberst Tatarinoff, der älteste von ihnen, ein athletisch gewachsener Mann mit stumpfen, häßlichen Zügen und einem kalten Blick, der sich jedem wie ein Dolch in die Seele senkte.

„Sie sprechen von dem Kaiser," erwiderte Argamakoff, ein junger hübscher Offizier, in einem Tone, der wie ein Verweis klang.

„Ich spreche von ihm," fuhr der Oberst gleichmütig fort, „und wer Zeuge seines Benehmens beim Empfange der Depesche war, wird sich meiner Ansicht anschließen müssen."

„Ist es nicht natürlich, daß der Kaiser, welcher von England in so perfider Weise mißbraucht worden ist, in dem Augenblicke, wo dieses Volk von Krämern seinen besten Verbündeten verliert, Freude empfindet?" versetzte Kapitän Danilewski.

„Gewiß," stimmte Tatarinoff bei, „aber ein vernünftiger Mensch äußert seine Freude nicht, indem er wie ein Kind oder ein Besessener im Zimmer umhertanzt, und ein Monarch nicht, indem er seine Adjutanten umarmt und küßt."

„Auch ich fange an zu zweifeln, daß er bei gesundem Verstande ist," ergriff der vierte im Kreise, Tschitschakoff, das Wort, „ich will darüber hinweggehen, daß er seine Regierung damit begann, die Dinge gleichsam auf den Kopf zu stellen, indem er alles, was seine große Mutter Katharina II. geschaffen hat, zerstörte und in allem, sogar in der Kleidung zu dem alten zurückkehrte; seine Mutter hat ihn übel behandelt und er hat es ihr vergolten, indem er die Spuren ihrer Thaten vom Erdboden zu tilgen versucht, aber in einem Punkte schien er eins mit ihr, in dem

Hasse gegen die französische Revolution und deren Lehren. Mit einem Male schlägt er aber in das Gegenteil um, und geht so weit, sich mit Bonaparte gegen England, seinen früheren Alliierten, zu verbünden."

„Ist dies gewiß?" fragte Danilewski.

„Wozu sonst die eiligen Rüstungen in allen Häfen des schwarzen Meeres?" gab Oberst Tatarinoff zur Antwort, „übrigens wird ihm England zuvorkommen."

„Meinen Sie, daß England uns angreifen wird?" fragte Argamakoff.

„Nicht das eben," erwiderte der Oberst, ihn scharf ansehend, „aber ich meine, daß wir etwas erleben werden. Es giebt viele Mißvergnügte im Lande."

„Sollte es wahr sein," fuhr Argamakoff fort, „daß Verbindungen bestehen zwischen denselben und dem englischen Gesandten?"

„Wäre dies so unwahrscheinlich?" sprach der Oberst, „übrigens ist England durch den eben abgeschlossenen Frieden vollkommen isoliert und muß alles aufbieten —"

„Die Orloffs verkehrten viel und vertraulich mit Lord Whitworth," fiel Danilewski ein.

„Auch sehr begreiflich," sagte der Oberst, „hat

der Zar sie nicht bei der lächerlichen Komödie, welche er mit der Überführung der Reste Peter III. nach der Zitadelle aufführte, gezwungen, dem Sarge zu folgen —"

„Die Mörder dem Sarge ihres Opfers," rief Argamakoff sich vergessend, „eine seltsame Idee, Gerechtigkeit zu üben."

„Die Idee eines Narrren," bemerkte der Oberst gleichfalls laut, „und der Einfall, alle Brücken, Wachthäuser und die Thore der kaiserlichen Gebäude im ganzen Reiche mit bunten Arlekinsfarben anstreichen zu lassen! Und der neue Palast, den er soeben erbauen ließ, an dem kein Gesimse, kein Fries, kein Thor, kein Fenster zu finden ist, das nicht sein Monogramm P. I. mit der Krone trägt? Ein Engländer hat sich die Mühe genommen, zu zählen, wie oft dasselbe vorkommt und hat bis 8000 gezählt, es dann aber aufgegeben. Und neben diesen bizarren Launen ein Überspringen von Großmut zur Tyrannei und von der Güte zur Grausamkeit. Ich denke, daß dies Narrheit ist und würde nur wünschen, daß alle so denken würden wie ich."

„Und wenn dies der Fall wäre?" fragte Argamakoff.

„Dann würde man sich vielleicht zu rechter Zeit

erinnern, daß man einem Narren nicht die Geschicke des größten europäischen Reiches anvertrauen darf."

„Oberst, das sind gefährliche Ansichten."

„Nur dann, wenn Sie ein Verräter sind, Argamakoff."

„Es scheint mir, daß Sie den Vorwurf vielmehr verdienen."

„Junger Mann!" rief Tatarinoff aufspringend.

„Ich nehme nichts zurück," sagte Argamakoff fest und kalt.

„Was sollst Du zurücknehmen, mein Junge?" rief in diesem Augenblick eine scharfe Stimme und zugleich klopfte Jemand Argamakoff auf die Schulter.

Erschreckt sprangen Alle, die noch saßen, auf und blieben in militärischer Stellung, sichtlich verwirrt, stehen.

Zar Paul war unerwartet unter sie getreten und musterte sie der Reihe nach mit hämischem Mißtrauen. „Nun? Was gibt es? Antwort!"

„Ein Streit, Majestät," erwiderte Argamakoff schnell gefaßt, „viel zu unbedeutend, um Ihr Interesse —"

„Worüber wurde gestritten, ich will es wissen," unterbrach ihn Paul heftig.

„Über die Schönheit der Frauen," gab Argamakoff zur Antwort. Die anderen atmeten auf.

„So? Und da meinst Du frischweg, das sei für mich ohne Interesse," fuhr der Kaiser, der plötzlich guter Laune war, fort, „o wir sind noch nicht so alt, wie Du glaubst. Also der Streit betraf eine schöne Frau?"

„Vier schöne Damen, Majestät," sagte der junge Adjutant, durch die Heiterkeit Pauls immer kühner gemacht.

„Vier? Ah! und sie lieben Dich alle vier?"

„Vergebung, Majestät, die Frage war, welche Dame in Petersburg die schönste sei, und Oberst Tatarinoff nahm den Preis für die Gräfin Pahlen in Anspruch," sagte Argamakoff.

„Ich verteidigte die Schönheit des Fräuleins Okolenski," sagte der Kapitän Danilewski.

„Und ich jene der Kaufmannsfrau Jekaterina Saulow," beeilte sich Tschitschakoff einzufallen.

„Und Du?" wendete sich der Kaiser zu Argamakoff.

„Ich schwöre, daß die Prinzessin Axinia Wernischkoi ein Engel sei und daß ich nicht dulden wollte —"

„Oho! Hitzkopf," begütigte der Zar, „aber da jeder von Euch Vieren einen andern Geschmack hat,

muß offenbar ein Fünfter entscheiden! Hm! zwei von den Schönen sind mir bekannt, aber die Prinzessin habe ich so wenig gesehen wie die brave Kaufmannsfrau. Man soll sofort vier Schlitten anspannen und ebensoviel Kosaken sollen mit denselben zu den vier Frauen eilen und sie so rasch wie möglich hierher bringen, damit ich urteilen kann."

„Majestät," wagte der Oberst als der älteste der Adjutanten einzuwenden, „es ist nach Mitternacht, die Damen dürften zu Bette sein."

„So soll man sie aus den Betten holen," befahl Paul, „ich will es, das genügt." Er verließ den Vorsaal und Argamakoff eilte, den Befehl zu vollziehen.

„Nun, ist das ein Narr oder nicht?" flüsterte der Oberst. Danilewski zuckte die Achseln, während Tschitschakoff, zur Vorsicht mahnend, den Finger auf den Mund legte.

Es währte nicht lange, so kehrten die Schlitten zurück und einige Augenblicke später standen vier bleiche zitternde Frauen, des Schlimmsten gewärtig, im kaiserlichen Vorsaal.

Paul kam rasch aus seinen Apartements, grüßte leicht mit der Hand die sich tief verneigenden Schönen und musterte sie rasch mit seinem durchdringenden Blick.

„Gnade, Väterchen Zar, ich bin unschuldig," rief die Kaufmannsfrau und warf sich auf die Kniee vor ihm nieder.

Paul begann laut zu lachen. „Stehen Sie auf, gute Frau, und seien Sie unbesorgt, meine Damen," sagte er, „ich habe es nur übernommen, einen Streit meiner Adjutanten zu schlichten und zu entscheiden, welche von Ihnen die Schönste ist. Aber legen Sie die Mäntel und Schleier ab."

Mit Hilfe ihrer Verehrer entledigten sich die vier Frauen rasch ihrer kostbaren Winterhüllen und der Zar begann sie durch seine Lorgnette zu studieren. Mehr als einmal schüttelte er den Kopf. Es war auch nicht eben leicht zu entscheiden. Jede der vier Frauen war in ihrem Genre eine Schönheit, Gräfin Pahlen eine stolze Gestalt mit griechisch geschnittenem Gesicht, schwarzem Haar und Auge, Fräulein Okolenski sanft, zart und schmachtend, die Kaufmannsfrau Saulow groß, üppig, blond, die Prinzessin von prickelnder Grazie und mutwilligem Reiz, fein, schlank und zierlich. Lange prüfte der Zar, endlich verneigte er sich vor der Prinzessin Wernischkoi.

„Ich danke Ihnen, meine Damen," sagte er, „gute Nacht." Dann Argamakoff in die Wange

kneifend, „Du hast den besten Geschmack, mein Junge,“ damit verließ er den Vorsaal.

„Eine schöne Geschichte!“ rief Argamakoff, die Hände ringend, er wagte nicht einmal die Prinzessin bis zu ihrem Schlitten zu begleiten.

„Nun, habe ich nicht recht?“ sprach der Oberst, „ein Tyrann oder ein Narr, in jedem Falle ist es aber gefährlich, ihm ein großes Reich anzuvertrauen.“

„Sie reden sich noch um Ihren Kopf, Oberst.“

Tatarinoff lachte mitleidig.

* *
*

Argamakoff und die Prinzessin Axinia Wernischkoi, deren Familien seit beinahe einem Jahrhundert in Nachbarschaft und Freundschaft lebten, waren so gut wie verlobt.

Als der junge Offizier nach Petersburg kam, war er im Hause des Fürsten ein gern gesehener Gast, er sah Axinia unter seinen Augen heranwachsen, und es verstand sich gleichsam von selbst, daß er sie liebte und von ihr wieder geliebt wurde. Noch hatte er sich nicht förmlich um ihre Hand beworben, aber die Eltern sahen den Liebling des Kaisers gern als Anbeter ihrer Tochter und legten dem vertraulichen Verkehr der jungen Leute nichts in den Weg.

Jetzt schien durch die Unbedachtsamkeit Argama-

koffs alles in Frage gestellt. Er war klug genug, während der seltsamen nächtlichen Szene die Bemerkung zu machen, daß Axinia von derselben sehr peinlich berührt war und daß andererseits der Kaiser von ihrer Schönheit in einer Weise entzückt schien, die nichts gutes verhieß.

Argamakoff beeilte sich daher am folgenden Tage, so früh als es nur der Anstand erlaubte, die Prinzessin aufzusuchen und seine Entschuldigungen anzubringen. Das schöne Mädchen, welches in einem Morgen-Scharafan von türkischem Stoffe auf weichen Polstern saß und Seide aufwickelte, die sie zu einer Stickerei benötigte, rnnzelte nur ein wenig die Stirn und sagte dann, ohne den Geliebten anzusehen: „Also Ihnen habe ich diese Aufmerksamkeit zu danken? Sehr liebenswürdig in der That, nun, Sie sollen mir Ihre Prahlsucht büßen, ich werde kein Mitleid mit Ihnen haben.“

„Aber teure Axinia, es galt ja uns alle zu retten,“ wendete der junge Offizier ein, „und niemand konnte glauben, daß die Ausrede, die ich gebrauchte, zu solchen Verwirrungen führen werde.“

Die Prinzessin fand für gut, ihm nicht zu antworten. „Haben Sie bemerkt,“ sprach sie, „welchen Eindruck ich auf den Kaiser gemacht habe?“

„Ich habe es bemerkt.“

„Nun, und wenn der Kaiser mir nur halb so sehr gefällt, wie ich ihm?“

„Arinia!“ schrie der arme Liebhaber auf.

„Wenn sich da etwas entspinnt, tragen Sie allein die Schuld,“ fuhr die Prinzessin fort, indem sie Argamakoff plötzlich mit ihren schönen blauen Augen durchdringend ansah, „und jetzt bitte ich Sie, mich allein zu lassen.“

„Ich kann nicht gehen, ehe Sie mir vergeben haben,“ seufzte Argamakoff.

„Dann werden Sie dieses Zimmer nicht so bald verlassen,“ entgegnete die Prinzessin mit einem bösen Lächeln, sprang auf und floh aus dem Zimmer.

Dem armen Argamakoff blieb nichts übrig, als der Rückzug. Arinia lachte indeß mit ihrer Amme, die jetzt ihre Vertraute war, über den gelungenen Scherz. Sie ahnte nicht, wie nahe ihr Mutwillen der Wahrheit gekommen war.

Nicht lange, nachdem ihr Anbeter das Palais verlassen hatte, sendete ihre Tante die Gräfin Bestuschew ihren Schlitten um sie. Ein kleines Briefchen bat, sie möchte ja sofort kommen und sich so hübsch wie nur möglich anziehen.

Als die Prinzessin in das im chinesischen Geschmack

eingerichtete kleine Boudoir ihrer Tante trat, wurde sie von derselben stürmisch und zärtlich wie noch nie umarmt. Die Gräfin verschwand dann bald unter irgend einem Vorwand und statt ihrer erschien — der Kaiser.

Axinia machte eine Bewegung, ihm zu entfliehen, aber Paul hatte ihre Hand ergriffen und hielt sie zurück. „Ich bitte Sie mich anzuhören, Prinzessin," begann er, „das Recht, welches ich dem letzten meiner Unterthanen einräume, werden Sie mir wohl nicht leicht verweigern können." Er führte das bebende Mädchen zu dem kleinen Sopha und nahm selbst ihr gegenüber in einem Lehnstuhl Platz und zwar in einer Entfernung, welche an Respekt nichts zu wünschen übrig ließ.

„Prinzessin," fuhr er ernst, fast wehmütig fort, „Sie wären kein Weib, wenn Sie den tiefen Eindruck nicht bemerkt hätten, den mir Ihre Erscheinung heute Nacht machte. Es war eine Fügung des Himmels, welche Sie mir entgegenführte. Ich liebe Sie, Prinzessin. Seien Sie gütig, seien Sie mitleidig, sagen Sie mir nichts weiter, als daß Sie mich nicht hassen."

Axinia hatte den Blick zu Boden geschlagen und fand noch immer keine Worte.

„Glauben Sie nicht, Engel des Himmels," sprach

der Zar weiter, „daß ich Ihnen mehr zumute, was Ihrer Ehre nahe treten könnte. O! ich wäre zufrieden, ja vollkommen glücklich, wenn ich nur wüßte, daß ich geliebt werde, um meiner selbst willen geliebt. Ich bin noch von niemandem geliebt worden, nicht einmal von meiner Mutter. Ja von ihr am mindesten. Sie hat mich stets mit Mißtrauen, ja Abneigung behandelt. Während ihre Günstlinge den Staat beraubten, litt ich nicht selten Mangel. Sie nahm mir meine Kinder gleich nach der Geburt und erzog sie in ihrem Palaste. So wurden mir auch meine Kinder zu Fremden und nie hat mir eins von ihnen Liebe gezeigt. Die Kaiserin, lassen Sie mich von ihr schweigen, in diesem schönen Marmorbilde schlägt kein Herz. Meine Söhne stehen in unerlaubtem Verkehr mit meinen Feinden. Ja, der Thronfolger streckt schon die Hand nach meiner Krone aus. Ich stehe allein, ohne Liebe, ohne Freundschaft. O! sagen Sie mir, daß Sie mich bemitleiden."

„Ein Gefühl dieser Art," sagte jetzt Axinia, „wäre Ihnen gegenüber Vermessenheit, Majestät, und Sie sind auch nicht der Mann, sich damit zufrieden zu geben."

„Gestatten Sie mir also, Sie von Zeit zu Zeit zu sehen,' rief Paul erregt, „vielleicht rührt Sie meine

Einsamkeit, meine Verlassenheit, dieses edle Gefühl, das ich für Sie in der Brust trage."

„Ich darf Sie nicht länger anhören, Majestät," sagte Axinia sich erhebend.

„Sie weisen mich zurück," stammelte Paul, der am ganzen Leibe zitternd aufsprang und die Stirn drohend zusammenzog.

„Ich muß Sie bitten, Majestät, ein armes Mädchen nicht zu bedrängen, dessen Hand bereits versprochen ist."

„Sie lieben einen anderen?"

„Ja denn."

„Nennen Sie mir diesen Beneidenswerten."

„Damit Sie ihn verderben können, Majestät."

„Für wie unedel und grausam halten Sie mich," erwiderte Paul, „ich will also nicht wieder fragen, aber geben Sie mir nur das Recht zu hoffen."

„Wer hofft nicht," sagte die kleine Kokette lächelnd.

„Sie hassen mich also nicht!" rief Paul, ihre Hand ergreifend.

„Es ist ja Pflicht, unseren Herrscher zu lieben."

„Und diese Pflicht wird Ihnen leicht?"

„Bestürmen Sie mich nicht so, Majestät," entgegnete die Prinzessin, „Sie sagen, Sie wollen geliebt sein um Ihrer selbst willen, nun so vergessen Sie

Ihre Macht und Stellung. Überlassen Sie es mir, zu antworten, wenn ich mich gesammelt habe, wenn ich mich frei fühle von der Gewalt, welche Ihnen Ihre Geburt gegeben hat. Herzen lassen sich rühren, aber nicht zwingen.“

„Ich danke Ihnen, Prinzessin,“ rief Zar Paul, die Hand des schönen Mädchens zärtlich küssend, „und ich verspreche Ihnen, Geduld zu haben, aber vergessen Sie nicht, was von Ihrer Entscheidung abhängt, vielleicht eine neue Ära für Rußland, ganz gewiß aber Glück oder Unglück meines Daseins.“ — Der Kaiser verneigte sich tief und die Prinzessin schlüpfte rasch aus dem Zimmer.

Argamakoff ließ sich zwei Tage im Palais Werischkoi nicht blicken, am dritten kam er und verlangte in beispielloser Erregung die Geliebte zu sprechen.

Sie ließ ihn einige Zeit warten, dann durfte er eintreten. Er fand sie an der Seite ihres Vaters, welcher ihn herzlich, wie immer, willkommen hieß.

„Ich hoffte eine Unterredung unter vier Augen,“ begann Argamakoff ohne alle Umschweife.

„Ich habe vor meinem Vater keine Geheimnisse,“ sagte die Prinzessin und begann mit einer Sorglosigkeit, welche den jungen Offizier noch mehr reizte, eine Orange zu schälen.

„Darf ich also sprechen?“

„Sie hören ja.“

„Also — ich kenne die Ursache ihrer Kälte gegen mich, Prinzessin.“

„Wirklich?“ höhnte Axinia.

„Ich weiß auch, wen Sie bei Ihrer Tante gesprochen haben.“

„Ei?“ sagte die Prinzessin, sich nachlässig auf den vollen Arm stützend, „was Sie nicht alles wissen.“

„Sie haben ein Rendezvous gehabt —“

„Ich muß bitten —“

„Eine Unterredung also — mit —“

„Mit dem Kaiser,“ sagte Axinia ruhig.

„Sie leugnen es nicht?“ schrie Argamakoff.

„Mäßigen Sie sich,“ sprach die Prinzessin mit einer Strenge, welche ihren durch Eifersucht beinahe sinnlos gewordenen Anbeter sofort in seine Schranken zurückwies.

„Vergebung, aber Sie spielen ein gefährliches Spiel,“ fuhr Argamakoff fort, „der Kaiser liebt Sie und er hat Ihnen von seiner Leidenschaft gesprochen, ich weiß es.“

„Wissen Sie auch, was ich ihm geantwortet habe?“ fragte Axinia stolz.

„Ich fürchte — daß —“

„Sie beleidigen mich aufs neue," schnitt ihm die Prinzessin das Wort ab, „und ich befehle Ihnen daher, mich sofort zu verlassen."

„Aber, Axinia —"

„Hören Sie nicht —" Ein Blick aus ihren Augen und er verneigte sich stumm und ging. Auf der Schwelle blieb er jedoch noch einmal stehen und murmelte mit vor Wut erstickter Stimme: „Ich gehorche, aber ich werde nur dann wiederkommen, wenn Sie mich rufen."

„Ich werde Sie nicht rufen," lachte die Prinzessin.

„Was hast Du mit ihm," sagte Fürst Wernischkoi, nachdem der junge Offizier sporenklirrend davongestürzt war, „ich hoffe nicht, daß er recht hat. Solltest Du wirklich mit dem Kaiser —"

„Ich habe ihn gesprochen," gab Axinia zur Antwort, „er hat mich überrumpelt, ich konnte nicht ausweichen."

„Und er sprach Dir von Liebe?"

„Ja, aber ich habe ihn zurückgewiesen."

„Weshalb dann diese Szene mit Argamakoff?"

„Weil es mir Vergnügen macht, ihn zu quälen," sagte Axinia heiter, „das ist alles. Ich denke nicht daran, dem Kaiser nur die geringste Gunst zu gewähren."

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Paul ist der Tyrann, sich diese Gunst zu erzwingen, sei vorsichtig, jetzt — einige Zeit — es wird bald alles anders werden —"

„Wie?" fragte die Prinzessin, deren Neugierde erregt war, „was soll anders werden?"

„Mit Argamakoff soll es anders werden," entgegnete ihr Vater, sie auf die Stirne küssend; „versöhne ihn mir, ich kann ihn nicht entbehren, jetzt am wenigsten. Es ist sehr wichtig, ihn uns zu erhalten, und so Gott will, in einem Monate, bist Du seine Frau."

„Was soll anders werden? Weshalb ist Argamakoff für uns wichtig, Vater?" fragte Axinia, den Fürsten zärtlich umschlingend, „Du verbirgst etwas vor mir, ein Geheimnis —"

„Was Dir einfällt," begütigte der Fürst, „sei ruhig, meine Kleine, ganz ruhig, und spiele mir nicht mit Löwen und Tigern, als ob es Lämmer wären, verstehst Du, versöhne mir Argamakoff."

* *
*

An einem stürmischen Abend verließ der Oberst Tatarinoff in einen dunklen Mantel gehüllt seine Wohnung und blickte vorsichtig um sich; als er niemand in der Nähe entdeckte, ging er rasch die Straße hinab.

Vor dem Hotel des englischen Gesandten stand er still um sich noch einmal zu versichern, daß man ihm nicht gefolgt sei.

Da ertönte ein Pfiff.

Der Oberst zog den Mantel vor das Gesicht, sah aber bereits einen gleichfalls vermummten Mann über die Straße herüberkommen, welcher ihm winkte.

„Oberst,“ sagte dieser, als er ihn eingeholt hatte, „Sie gehen wohl nicht zu einem galanten Rendez-vous?“

„Woher dieses Interesse für mich und meine Handlungen, Argamakoff,“ erwiderte der Oberst.

„Weil ich denselben Weg gehen möchte, den Sie eingeschlagen haben,“ sagte der junge Offizier.

„Und der wäre?“

„Zu Lord Whitworth, wo sich die Verschworenen versammeln.“

„Sie wissen mehr als ich.“

„Vertrauen Sie mir, Oberst,“ fuhr Argamakoff fort, „Sie wissen, wie aufrichtig ich den Zar geliebt habe, ebenso aufrichtig hasse ich ihn jetzt. Er hat mir das Teuerste, was ich auf Erden hatte, geraubt —“

„Sollte es wahr sein, daß die Prinzessin Wernischkoi —?“

„Es ist so, genug davon,“ sprach Argamakoff, vom

Fieber geschüttelt, „ich will mich rächen an ihm und ihr, verfügen Sie über mich, Oberst.“

„Gut denn,“ sagte Tatarinoff nach kurzem Besinnen, „ich vertraue Ihnen, folgen Sie mir.“

Die beiden Offiziere traten in das Hotel, stiegen die Treppe empor, gaben einem Diener des Gesandten, der im Korridor stand, das Erkennungszeichen und wurden in einen kleinen Saal eingeführt, in welchem etwa dreißig Männer versammelt waren, welche lebhaft debattierten. Mit Erstaunen sah Argamakoff unter denselben die angesehensten Leute, zum großen Teil Personen, denen Paul I. ein vollständiges Vertrauen schenkte, den Grafen Pahlen, welcher Kommandant von St. Petersburg, Chef der Polizei und der Post war, die Generale Beningsen und Ouwaroff, die Orloffs, die drei Brüder Souboff, den Fürsten Wernischkoi, den Adjutanten des Kaisers, Tschitschakoff.

„Ich bringe Ihnen ein neues Mitglied unseres Bundes, Exzellenz,“ sagte der Oberst.

Der englische Gesandte hieß Argamakoff willkommen. „Wir haben sehr auf Sie gerechnet,“ sagte er, „Ihre Mithilfe schien uns gerade unentbehrlich. Eine schöne Hand, so hofften wir, sollte Sie uns an einem Zauberfaden zuführen, nun kommen Sie selbst, um so besser.“

„Der Zauberfaden ist gerissen, Exzellenz,“ sagte Argamakoff.

„Nun, wir wollen hoffen, nicht für immer,“ fiel der Fürst Wernischkoi ein, indem er dem jungen Offizier freundschaftlich beide Hände auf die Schultern legte.

„Nun zur Sache, meine Herren,“ sagte der Lord, „wir haben wenig Zeit mehr zu verlieren.“

„Der Kaiser ist durch Gerüchte, welche bis zu ihm gedrungen sind, aufgeregt,“ sagte Graf Pahlen, „er zweifelt nicht, daß Besprechungen zwischen den Mißvergnügten stattfinden und daß das Hotel der englischen Gesandtschaft das Asyl aller Jener ist, welche das Reich von seiner Tyrannei befreien wollen. So lange ich der Chef der Polizei bin und Paul mir vertraut, haben wir nichts zu besorgen, aber es wird mir kaum mehr lange gelingen, ihn durch falsche Berichte zu täuschen und zu beruhigen.“

„Ich weiß bestimmt,“ sagte Oberst Tatarinoff, daß der Kaiser sich bereits mit dem Gedanken trägt, eine seiner ergebensten Kreaturen, den früheren Kommandanten von St. Petersburg, Arakschejew, neuerdings nach der Hauptstadt zu berufen.“

„Das bedeutet so viel wie meine Absetzung,“ sagte Pahlen, „es heißt also rasch handeln.“

„Wir dürfen nicht länger zögern, auszuführen was lange schon beschlossen ist,“ sagte Alexis Orloff.

„Es gibt nur ein Mittel, Rußland und uns alle zu retten,“ fiel Platon Souboff ein, „wir müssen ihn zur Abdankung zwingen.“

„Und zwar morgen nachts schon,“ riet Whitworth.

„Wenn er aber nicht abdanken will,“ sagte Orloff, „oder wenn er die Abdankung unterschreibt mit der Absicht, sie bei der nächsten besten Gelegenheit zurück zu nehmen? Was dann? Mit der Abdankung allein ist es nicht gethan.“

Alle schwiegen.

„In solchen Fällen muß man gleich bis zum Äußersten gehen,“ sagte Lord Whitworth kalt und lauernd.

Orloff nickte.

„Sie wollen ihn morden, wie sie seinen Vater Peter III. gemordet haben,“ rief Argamakoff.

„Das Wohl des Staates hat den Tod Peter III. geboten und gebietet den Tod Pauls,“ erwiderte Orloff ruhig.

„Entsetzlich!“ rief Argamakoff, „ist es denn nicht genug, wenn man ihm die Macht zu schaden nimmt?“

„Diese verliert er nur mit dem Leben," erwiderte Valerien Souboff.

„Er ist ein Tyrann wie Nero oder Iwan der Schreckliche," fügte Fürst Wernischkoi hinzu, „man muß bei ihm auf alles gefaßt sein."

„Es gibt wohl Niemanden, der noch daran zweifeln würde, daß er wahnsinnig ist," sprach Lord Withworth, „und Narren sperrt man ein. Es wird wohl genügen, wenn man ihn zur Abdankung zwingt und sich zugleich seiner Person versichert."

„Halten Sie ihn wirklich für geistig gestört, Exzellenz?" fragte Argamakoff, der bereits anfing, vor den Folgen seines übereilten Schrittes zurückzuschrecken.

„Wie erklären Sie sich sonst diese Sprünge von einer Meinung, einer Empfindung zur andern, oft entgegengesetzten?" gab Lord Withworth zur Antwort. „Bei seinem Regierungsantritte stürzte er alles um, was seine Mutter geschaffen hat, das war verständlich, denn Katharina II. hat ihn übel behandelt, aber in einem Punkte war er ihr echter Sohn und Erbe, in dem Hasse gegen Frankreich und die Republik. Als er der Koalition von 1798 beitrat, geberdete er sich als der Verfechter der Religion, der Sitte und des Geistes gegenüber den Ausschweifungen der franzö-

sischen Revolution. Mit einem Male berief er ohne ersichtlichen Grund —"

„Da muß ich widersprechen, Exzellenz," fiel Argamakoff ein. „Der Kaiser sah sich durch seine Verbündeten, durch Österreich sowohl als England mißbraucht und bitter getäuscht. Er sendete eine Armee unter Suwarow nach Italien, eine zweite den Engländern zur Hilfe nach Holland und ein Korps unter Korssakow in die Schweiz. Suwarow, ein Feldherr, der vierzig Jahre gegen barbarische wie zivilisierte Nationen kämpfte und niemals geschlagen worden ist, erfocht Sieg auf Sieg. Nichts hinderte ihn mehr, ganz Italien zu erobern und in Frankreich einzudringen, nichts als der Hofkriegsrat in Wien, der seine Pläne durchkreuzte, derselbe Hofkriegsrat, welcher Korssakow ohne Unterstützung ließ, auch dann noch, als er bei Zürich geschlagen war und Suwarow mit den Resten seiner Armee den bewunderungswürdigen Marsch über den St. Gotthard machte, um wenigstens die Ehre zu retten und unseren Truppen einen geordneten Rückzug zu ermöglichen. In Holland machte die schlechte Führung des Herzogs von York die Erfolge, welche wir anfangs errangen, schnell zu nichte und endlich wurde eine Kapitulation abgeschlossen, die schimpflichste, die je ein englischer General unterzeichnet.

Was war natürlicher, als daß der Zar seine Truppen zurückrief, sich von der Koalition lossagte und den österreichischen Gesandten Cobenzl sogar aus Rußland verwies.“

„Das mag alles wahr sein,“ sprach General Beningsen, „aber dies ist noch kein Grund, in das Gegenteil zu verfallen, jene zu hassen, deren Freund man bisher war und jene zu lieben, die man verabscheute.“

„Sie vergessen, General, daß sich zu gleicher Zeit die Sachlage vollständig verändert hat,“ fuhr Arga makoff fört, „die Anarchie in Frankreich hat ihren Meister an dem General Bonaparte gefunden, und ihm, den Eroberer Egyptens, den Sieger von Marengo, gilt die Bewunderung und Sympathie Pauls ihn nennt er den „großen Mann“ und hat sogar seine Büste in der Eremitage aufgestellt. Bonaparte hat ihm 7000 Gefangene, welche unsere Freunde, England und Österreich, auszutauschen verweigerten, neu gekleidet mit ihren Waffen und einem für Paul und die russische Armee äußerst schmeichelhaften Schreiben zurückgeschickt, während England die Neutralität Rußlands in keiner Weise achtet, sondern Tag für Tag zur See verletzt.“

„Weil England die Pläne des Generals Bonaparte kennt, mein junger Freund,“ gab der Gesandte

feierlich zur Antwort, „es handelt sich allerdings in erster Linie um die Vernichtung Englands, aber dies soll nur das Vorspiel sein zur Unterwerfung Europas, ja der Welt. Ein neuer Alexander von Macedonien droht uns zu erstehen. Eine Allianz ist abgeschlossen zwischen Paul und Bonaparte, in allen Häfen des schwarzen Meeres wird gerüstet, eine russische Armee soll vorbrechen durch Persien, es gilt nicht weniger als die Eroberung Italiens. Schon haben die Feindseligkeiten gegen England begonnen, indem der Zar 300 englische Schiffe in den Häfen seines Reiches mit Beschlag belegen ließ. England darf vor nichts zurückschrecken, denn es gilt seine Existenz.“

„Ich spreche ja nicht dagegen, daß man Paul zum Abdanken zwingt,“ sagte Argamakoff, „ich will nur sein Leben retten, hier ist niemand, der nicht Freundlichkeit, nicht Wohlthaten von ihm empfangen hätte —“

„Seine Güte ist nur Prahlsucht,“ rief Valerien Souboff.

„Nein, er ist großmütig,“ sprach Argamakoff, „war nicht eine seiner ersten Handlungen, Kosziusko und die gefangenen Polen freizulassen?“

„Dafür hat er Tausende von Russen nach Sibirien geschickt,“ riefen mehrere Verschworene zugleich.

„Sie haben einen falschen Weg eingeschlagen, dieses junge glühende Herz zu überzeugen," sagte Graf Pahlen leise zu Lord Whitworth, „Gründe beweisen hier wenig. Lassen Sie mich ein Wort zu ihm sprechen." Er nahm Argamakoff bei Seite und flüsterte ihm in das Ohr: „Morgen auf dem Balle bei mir wird sich Ihr Schicksal entscheiden."

„Wie?"

„Die Prinzessin wird dem Kaiser ein Zeichen geben, ob er zu hoffen hat oder nicht."

„Wissen Sie das bestimmt, Exzellenz?"

„Was weiß die Polizei nicht."

„Und das Zeichen?"

„Die Lieblingsfarbe des Kaisers."

„Rot also?"

„Rot."

„Nun, können wir auf ihn zählen?" fragte der Lord den Grafen Pahlen, „er muß uns den Eingang in den Palast verschaffen, Niemand vermag dies in so unverdächtiger Weise wie er."

„Gedulden Sie sich nur bis morgen Abend, morgen ist er unser," sagte Pahlen.

* * *

In fieberhafter Aufregung erschien Argamakoff am folgenden Abend an der Seite des Kaisers auf

dem Ball bei dem Grafen Pahlen. Beider Augen suchten die Prinzessin, aber sie war nirgends zu entdecken. Endlich bemerkte Paul den Fürsten Wernischkoi, winkte ihn zu sich und fragte hastig: „Sind Sie allein?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Wo sind Ihre Damen?"

„Meine Tochter wurde von einem Unwohlsein befallen, Majestät."

„Sie wird also nicht erscheinen?"

„Es ist zweifelhaft, Majestät."

Paul entließ den Fürsten und wendete sich der Hausfrau zu, um ihr seinen Arm zu geben und sie durch den Saal zu führen. Die Gräfin schien sehr geschmeichelt, sie plauderte und lachte in der liebenswürdigsten Weise, während ihr eitles Herz von Haß und Rachelust überquoll. Der Kaiser hatte sie in jener Nacht, wo er der Prinzessin vor ihr den Preis der Schönheit ertheilt hatte, auf das Tiefste beleidigt und damit seinen Sturz viel mehr besiegelt als durch die Beschlagnahme der dreihundert englischen Schiffe.

Unterdessen hatte sich Pahlen dem englischen Gesandten genähert.

„Schlimme Neuigkeiten, Exzellenz," begann er, während seine Miene das harmloseste und heiterste Gespräch anzukündigen schien. „Der Kaiser hat die

Generale Arakschejew und Lindner nach Petersburg berufen."

„Um so besser," sagte Whitworth, „diese beiden Menschen sind so verhaßt, daß die Unzufriedenheit eine allgemeine werden wird."

„Aber Lindner ist bestimmt, das Kommando der Citadelle zu übernehmen und Arakschejew jenes der Hauptstadt. Der Kaiser hat ihm deutlich geschrieben: „Komm! Ich vertraue Deiner Treue meinen Thron und mein Leben an."

„Das sieht beinahe nach Verrat aus," murmelte Whitworth.

„Es ist noch nicht alles. Der Kaiser trifft Vorbereitungen zur Abreise nach Moskau. Kein Mensch weiß, was das zu bedeuten hat, aber es ist sicher, daß unser Plan nur in Petersburg ausführbar ist."

„Es heißt also handeln, ehe er Petersburg verläßt."

„So ist es."

„Wenn nur dieser junge Offizier —"

„Argamakoff? Er ist uns sicher."

Eben war die Prinzessin Wernischkoi im Saale erschienen.

„Wie geschmacklos," sagte die Gräfin Pahlen, die Lippen spöttisch kräuselnd.

„Wen meinen Sie?“ fragte Paul.

„Sehen Sie doch die Prinzessin Wernischkoi,“ erwiderte die Gräfin, „sie hat rote Handschuhe an.“

„Rote Handschuhe?“ rief Paul von einer wilden Freude ergriffen, ließ die Gräfin mitten im Saale stehen und eilte auf Arinia zu.

„Ich danke Ihnen, Prinzessin,“ begann er, entzückt ihre Hände passend.

„Wofür, Majestät?“

„Für dies Zeichen Ihrer Huld.“

„Es sagt nichts weiter, als daß Sie hoffen dürfen.“ Die kleine Kokette sprach diese Worte in vollstem Ernste, sie dachte nicht daran, dem Kaiser Gehör zu schenken, aber es machte ihr Vergnügen, den Geliebten alle Folterqualen der Eifersucht leiden zu lassen. Deshalb hatte ihre Tante das Zeichen ihres Einverständnisses der Gräfin Pahlen verraten, scheinbar aus harmloser Plaudersucht, in der That aber auf Wunsch Arinias und in der Absicht, es so schnell als möglich bis zu Argamakoff gelangen zu lassen.

Auch dieser hatte sofort die roten Handschuhe entdeckt, er war zuerst totenbleich geworden, hatte sich aber rasch gefaßt und war dann zu dem Grafen Pahlen geeilt, um ihm zu sagen, daß er auf ihn rechnen könne bis zum Äußersten.

Unterdessen unterhielt sich der Kaiser mit Axinia in der unschuldigsten Weise von der Welt. Als er Abschied nahm, sagte er zu ihr: „Rot soll von heute an die Farbe der Hoffnung sein, und zum Gedächtnis dieser Stunde soll mein neuer Palast rot angestrichen und der rote Palast genannt werden.“

Die Prinzessin sah ihn erstaunt an, sie hatte Mühe, ein Lächeln zu bemeistern.

Am nächsten Tage begannen in der That zahlreiche Arbeiter Gerüste aufzuschlagen und den neuen Palast, welcher gegenüber dem Garten des Sommerpalastes entstanden und von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben war, mit roter Farbe anzustreichen.

Während der Kaiser sich auf diese harmlose Weise unterhielt, fanden sich die Verschworenen, und zwar diesmal in der Wohnung des Grafen Pahlen zusammen, da man sich sonst nirgends mehr sicher fühlte. Im letzten Augenblicke machte Platon Souboff geltend, daß man sich vor der verwegenen That der Zustimmung des Großfürsten Thronfolgers versichern müsse und Graf Pahlen wurde mit dieser gefährlichen Mission betraut.

Großfürst Alexander wies jede Zumutung, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen, so entschieden

zurück, daß die Verschworenen mit einem Male vollkommen ratlos schienen und zu keinem Entschlusse kommen konnten. Tag auf Tag verstrich unbenützt, schon war alles zur Reise des Kaisers gepackt und Arakschejew in Petersburg angekommen.

Am Morgen des 23. März 1801 klagte Paul, als Argamakoff in sein Kabinet trat, über Kopfweh und unruhige Träume, dann kleidete er sich an und fuhr mit seinem Adjutanten aus, um den roten Palast zu besichtigen.

„Sieht er nicht prächtig aus,“ sagte er, als sie vor der Hauptfaçade hielten.

„Ich finde, er beleidigt das Auge,“ sagte Argamakoff mißmutig, „er sieht aus, wie wenn er mit Blut bemalt wäre.“

„Mit Blut? Wie kommst Du darauf?“ rief der Kaiser überrascht, „ich habe heute Nacht geträumt, daß ich im Sarge lag und derselbe auf einem Meer von Blut schwamm, dessen Wogen gegen den roten Palast brandeten, und Pahlen und Valerien Souboff standen auf zwei Gerüsten und tauchten große Pinsel in das Blut und strichen den Palast an, aber mit einem Male war es nicht dieser da, sondern der Michaelspalast. Kannst Du Träume deuten?“

„Ich habe mich nie damit befaßt, Majestät," sagte Argamakoff finster.

Nachmittags wurde Graf Pahlen zu dem Kaiser berufen. Die Adjutanten hörten Paul heftig mit demselben sprechen; als Pahlen heraustrat, war er verstört und bleich, er eilte auf der Stelle zu dem Thronfolger, welcher ihn erst auf wiederholtes Bitten vorließ.

„Sprechen Sie mir nicht mehr von Ihrem verbrecherischen Plane," waren die ersten Worte Alexanders.

„Und gerade heute muß ich von demselben sprechen, Hoheit," gab Pahlen zur Antwort, „und Sie müssen mich anhören, denn morgen schon wäre es zu spät für mich und auch für Sie."

„Wie?"

„Soeben hat mir der Kaiser den Befehl gegeben, mich heute Nacht der Person der Kaiserin sowie seiner Söhne zu versichern."

„Unmöglich."

„Hier die schriftliche Ordre, die ich zu meiner Deckung verlangt habe," sprach Pahlen, dieselbe dem Thronfolger überreichend, „Ihre Majestät die Kaiserin ist nach dem südlichen Rußland verbannt —"

„Und was droht mir und meinen Brüdern?"

„Die Festung," entgegnete Pahlen fest, „aber Sie

haben treue Diener und Anhänger, welche Sie retten werden. Der Kaiser ist gestörten Geistes, wir werden ihn zur Abdankung zwingen."

„Und wenn er fest bleibt?"

„Wir schrecken vor nichts zurück," sagte Pahlen, „aber ich bitte um ein Zeichen, daß Hoheit mit unserem Handeln einverstanden sind."

Alexander, den die Thränen übermannten, wendete sich ab und trat an das Fenster.

Pahlen nahm dies für ein Zeichen der Zustimmung und entfernte sich rasch.

* * *

Der Kaiser speiste um 9 Uhr mit seiner Familie zur Nacht. Er zeigte eine sorglose Heiterkeit, welche man seit langem nicht an ihm bemerkt hatte, nur von Zeit zu Zeit richtete er sein Auge mit einem seltsamen Ausdruck auf den Thronfolger. Um 10 Uhr zog er sich in sein Schlafgemach zurück.

Eine halbe Stunde später waren fast alle Lichter in dem St. Michaelspalaste erloschen.

Um 11 Uhr nachts näherten sich demselben zwanzig Verschworene, alle bewaffnet und bis zur Unkenntlichkeit eingehüllt.

Der Soldat, welcher im Thore Wache stand, rief:

„Wer da?“ fällte das Bajonett und weigerte sich, sie einzulassen; erst als Argamakoff vortrat und erklärte, sie kämen auf besonderen Befehl des Kaisers, ließ der Soldat, welcher den Adjutanten erkannte, die verdächtige Schar passieren.

Sie eilten nun in aller Stille die Treppen empor, durch den Korridor und machten vor den kaiserlichen Gemächern Halt. Argamakoff trat allein in das Vorzimmer, in welchem ein Kosak Wache hielt.

„Wer da?“

„Gut Freund.“

Der Kosak erkannte den kaiserlichen Adjutanten und ließ ihn ein, als aber Argamakoff Miene machte, zum Kaiser zu gehen, hielt er ihn zurück.

„Was willst Du?“ rief der junge Offizier.

„Der Kaiser schläft,“ sagte der Kosak.

„Ich weiß es, ich komme ihn zu wecken.“

„Er hat verboten, ihn zu stören.“

„Es brennt in der Stadt, ich muß ihn wecken,“ rief Argamakoff und eilte in das Schlafzimmer des Kaisers.

Die Anderen traten in das Vorzimmer und wollten ihm folgen. Jetzt erst schien der Kosak zu ahnen, um was es sich handle, er vertrat ihnen den Weg und schrie aus voller Kehle: „Verrat! Verrat!“

Der Kaiser wurde wach und machte Licht, zugleich fiel der Kosak im Vorzimmer von mehreren Klingen durchbohrt, und die Verschworenen drangen über seine Leiche hinein. Paul sprang aus dem Bette und dachte daran zu fliehen, aber er verfehlte die geheime Thür und schon war Argamakoff da, der dieselbe mit seinem Leibe deckte.

„Was willst Du? Bist Du von Sinnen?“ rief ihm der Kaiser zu. Sein Adjutant gab keine Antwort. Paul sah die Anderen in das Gemach stürzen, zog seinen Degen und wendete sich gegen sie, entschlossen, sich bis aufs äußerste zu wehren. Er schien erstaunt, fast durchaus Männer zu erblicken, denen er sein Vertrauen geschenkt hatte, Pahlen, Beningsen, Tschitschakoff, die Orloffs, Ouwarow, Tartarinoff, die beiden Souboff, Wernischkoi.

„Was ist Deine Absicht?“ fragte er Platon Souboff, den einstigen Günstling seiner Mutter, „was wollen Deine Begleiter?“

„Daß Du dem Thron entsagst,“ erwiderte Platon Souboff.

„Und weshalb?“

„Weil Du ein Tyrann bist,“ rief Platon Souboff.

„Weil Du nicht mehr Herr Deiner Sinne und Deines Geistes bist,“ schrieen andere.

„Ich werde nicht abdanken," sagte Paul.

„Du mußt!" riefen mehrere Stimmen zugleich —

„Wer wird mich zwingen?"

„Wir!"

Platon Souboff näherte sich einem Armleuchter, dessen Lichter Argamakoff entzündet hatte und begann die Abdikationsurkunde laut zu lesen.

„Was, Du!" unterbrach ihn der Zar, „den ich mit Wohlthaten überhäuft habe!"

„Du bist nicht mehr unser Herr, die Nation hat Dir Deinen Sohn Alexander zum Nachfolger gegeben," sprach Platon Souboff.

„Noch lebe ich und so bin ich der Kaiser," entgegnete Paul.

„Ich befehle Euch —"

„Du hast nichts zu befehlen," schrie Alexis Orloff.

„Seid Ihr auch da," rief Paul den Orloffs zu, „Ihr, die Mörder meines Vaters, jetzt weiß ich, was es gilt, und Du, Argamakoff, Deine Hände sind blutig."

„Es sind nur rote Handschuhe," sagte Argamakoff mit teuflischem Hohn.

Der Zar sah ihn starr an, er schien ihn nicht zu verstehen.

„Unterschreibe," riefen die Verschworenen. Platon Souboff hielt ihm das Dokument hin, Paul hob statt zu antworten den Degen, erfaßte es mit der Spitze und schleuderte es zu Boden.

Die Verschworenen zögerten.

„Wenn Ihr schwankt, seid Ihr Alle verloren," schrie Beningsen mit starker Stimme.

„Nur keine Furcht," sagte Lord Whitworth, der sich bisher im Hintergrunde gehalten hatte.

„O! England bezahlt mich," rief Paul, „das ist Krämerdank!" Schon führte Valerien Souboff den ersten Stoß gegen ihn und mit einem Male stürzten sich alle Verschworenen auf den unglücklichen Monarchen, der Degen wurde ihm entrissen, er selbst, während er um Erbarmen flehte, zu Boden geworfen, beschimpft, geschlagen.

Vergebens bat er um sein Leben; als sein Geschrei die Wachen herbeizurufen drohte, löste Argamakoff seine Schärpe, warf sie ihm um den Hals und andere zogen die Schlinge zusammen.

Als Paul tot war, eilte Graf Pahlen, den Großfürsten Alexander als Kaiser zu begrüßen.

„Wo ist mein Vater?" fragte dieser, „was ist mit ihm geschehen?"

Pahlen schwieg.

Alexander brach in Thränen aus.

Er betrauerte seinen Vater aufrichtig, aber er durfte es nicht wagen, seine Mörder zu strafen.

Eine Stunde nach der furchtbaren That kam Fürst Wernischkoi mit Argamakoff zu seiner Tochter. „Hier ist Dein künftiger Gatte," sagte er.

Sie schien die Worte nicht zu beachten. „Ist es wahr, daß der Kaiser ermordet ist?" fragte sie erregt.

„Paul I. ist um 11 Uhr gestorben und Alexander I. hat den russischen Thron bestiegen."

„Ah! Ich verstehe," sagte die Prinzessin mit einem kurzen, entsetzlichen Lachen. „Wozu haben Sie diese Handschuhe?" wendete sie sich dann zu Argamakoff, „Ihre Hände sind ja ohnehin rot von Blut."

„Sie irren sich," sagte Argamakoff.

„Ich errate, Sie haben ihn erdrosselt wie Peter III." erwiderte die Prinzessin, „nun, auch ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Ich habe dem Kaiser nichts gewährt, was Ihnen Ursache gegeben hätte, so zu handeln, ich habe nur Sie geliebt, aber ich werde meine Hand niemals einem Mörder reichen."

„Arinia!" flehte Argamakoff.

„Aus meinen Augen, Elender!“ sie stieß ihn zurück und verließ das Zimmer. Er stürzte verzweifelt davon.

Einige Augenblicke später fiel ein Schuß.

Argamakoff hatte sich unter den Fenstern Axinias erschossen.

Der Pantoffel der Sappho.

1819.

Der Winter des Jahres 1819 hatte seine weißen flaumigen Schneeteppiche um die Basteien des alten fröhlichen Wien ausgebreitet, den Leopolds- und Kahlenberg in seine diamantenen Schleier gehüllt. Die vornehme Welt war aus den Bädern, war von ihren Landsitzen heimgekehrt und man unterhielt sich in den Salons, an den öffentlichen Orten, heiter, ungezwungen und gemütlich, wie man sich damals eben nur in der „einzigen Kaiserstadt", in der Residenz des Kaisers Franz, unterhalten konnte. Der Brennpunkt aller Zerstreuungen wie aller ernsten, geistigen Interessen war aber in jenen Tagen doch immer nur das Burgtheater. Es war auch ein Volksinstitut im besten edelsten Sinne, in welchem sich alle höheren, alle idealen Bestrebungen der Nation begegneten und vereinigten, denn der österreichischen Litteratur beschnitt damals noch eine hochweise Zensur

die stolzen Pegasusflügel und ein politisches Leben gab es nur in dem benachbarten Ungarn und in den durch die Worte, Lieder und Thaten der deutschen Burschenschaft erhitzten unreifen Köpfen einiger Studenten in Wien und Prag.

Zwischen dem Publikum und den Schauspielern des Burgtheaters bestand eine gewisse Intimität; dem Wiener jener Zeit war es nicht genug, den dramatischen Künstler in seinen Rollen auf der Bühne zu bewundern, er folgte ihm bis in das innerste seiner Häuslichkeit, nicht etwa um Skandal aufzuspüren und sich an den Lastern derjenigen zu ergötzen, welche die hehren oder heiteren Gestalten der Dichter zu verkörpern haben, wie dies heute geschieht, sondern in der rein gemütlichen Absicht, die blasse schwärmerische Louise beim Kaffetratsch, die stolze Prinzessin Eboli beim Strümpfestricken und den mutigen und biederen Ritter Götz von Berlichingen bei einer Tarokpartie zu belauschen. Man wußte im Publikum alles, was hinter den Koulissen passierte, man kannte jeden Verehrer der Stich, man war nie darüber im Zweifel, wann Korn heiserer als gewöhnlich war, wo er den betreffenden Champagner getrunken hatte, und erst als Sophie Schröder wie eine Sonne alle die schönen Sterne am Theaterhimmel der Burg erblassen machte,

da konnte keine Stecknadel im Boudoir der gefeierten Tragödin fallen, ohne daß es ganz Wien gewußt hätte, vom Staatskanzler herab zum Schusterbuben und vom Fiaker hinauf zum Kaiser Franz.

Das Interesse der Wiener an der großen Schröder war ein rein künstlerisches im Theater, ein rein menschliches außer demselben, ein Interesse, wie es heute nicht mehr möglich wäre, denn die Schröder war weder schön, noch elegant, aber wenn sie im griechischen Gewande auf den Brettern stand, wenn ihrer herrlichen Stimme die wunderbarste Melodie der Sprache entströmte, wenn ihr Genie Gestalten schuf von markerschütternder Wahrheit und übermenschlicher Erhabenheit, dann riß sie die Herzen hin, wie es keine schöne Schauspielerin je vermocht hat, und dann schien sie sogar schön, aber im antiken Sinne, wie einem Sarkophag der alten Welt entstiegen. Sie war nicht groß, aber sie hatte mit Goethe jene Art, den imponierenden Kopf und die volle majestätische Büste zu tragen, welche sie ebenso wie den Dichter des „Faust" um vieles größer erscheinen ließ, als sie wirklich war. Jede große Dame durfte sie um ihre natürliche Hoheit, jede Herrscherin um die Wirkung beneiden, welche sie auf die Menschen übte. Sie schien geschaffen, ein ganzes Volk zu ihren Füßen zu sehen; so gebietend war ihr Blick.

Ihre äußeren Verhältnisse konnten glänzend sein, aber sie waren es nicht im mindesten, sie verstand es ebensowenig Haus zu halten, als sie es mit ihrer Würde vereinbar fand, sich von reichen Anbetern mit jenem fürstlichen Luxus umgeben zu lassen, den heutzutage die unbedeutendsten Schauspielerinnen ihr eigen nennen.

Die Schröder dachte zu hoch von der Liebe, zu hoch von ihrer Kunst und vor allem von sich selbst, um sich ihre Gunst durch Diamanten bezahlen zu lassen. Wenn sie einem Manne zulächelte, so kam dies Lächeln aus dem Herzen, und wenn sie einen Mann beglückte, wollte sie selbst glücklich sein. Jenes Courtisanentum, das den Ekel am Leben gebiert, von dem die heutige dramatische Kunst angekränkelt und vergiftet ist, war ihr vollkommen fremd.

Es war daher begreiflich, daß, wenn ihre stolzen Brauen wieder einmal, ohne es zu ahnen, über die Lampen hinüber, den Liebespfeil in irgend ein junges Herz gesandt hatten, sie die letzte war, die davon erfuhr. Man flüsterte bereits in den Logen, sprach in den Sperrsitzen davon, kicherte im zweiten Parterre und stieß sich auf der Gallerie mit Ellbogen, während sie selbst noch von dem edlen Wild, das sie erlegt hatte, nichts wußte.

So bemerkte man im Winter 1819 im Publikum

des Burgtheaters lange schon einen jungen Mann, welcher jedesmal, wenn Sophie Schröder spielte, den linken Ecksitz der ersten Reihe Sperrsitze einnahm, dessen Blick, wenn sie auf der Bühne stand, mit fieberhafter Spannung an ihrer Gestalt, ihren Lippen hing, und dessen Begeisterung so groß war, daß er nicht selten das Theatergesetz verletzte, und mitten in einer Szene Beifall zu klatschen begann, und wußte lange schon, daß er ein polnischer Prinz von unermeßlichem Reichtum sei, der für die große Tragödin eine wahnsinnige Leidenschaft gefaßt habe, ehe Sophie Schröder selbst auf den glücklichen Unglücklichen aufmerksam wurde.

Einmal, als sie vor Beginn eines neuen Aktes auf der Bühne stand und mehrere andere Damen abwechselnd durch die kleine Öffnung des Vorhanges auf das Publikum blickten, hörte sie plötzlich sagen: „Da sitzt er wieder.“

„Wer?“ fragte eine andere Stimme.

„Der stumme Anbeter der Schröder.“

Sie trat näher, um besser zu hören.

„Laß mich sehen, welcher ist es denn?“ fragte eine dritte Stimme.

„Der auf dem linken Ecksitz der ersten Reihe.“

Jetzt wußte die Schröder genug. Als sie auf der Bühne stand, benützte sie eine kleine Pause und schon

hatte sie den stillen Schwärmer entdeckt. Es dauerte wieder vierzehn Tage, ehe sie seinen Namen erfuhr. Er war in der That ein Pole und sehr reich, aber kein Fürst, ein einfacher Edelmann, Felician von Wasilewski.

Sie bemerkte ihn jetzt jedesmal, wenn sie spielte, und sie hörte, daß er eben so regelmäßig fehlte, wenn sie nicht spielte. Es währte nicht lange und es war eine Art stummes Einverständnis zwischen der großen Tragödin und dem enthusiastischen Polen entstanden. Ihr erster Blick, wenn sie auftrat, war auf ihn gerichtet, ebenso ihr letzter, wenn sie abtrat. Gelang ihr etwas besonders gut, so nickte ihr der Pole leise, beinahe unmerklich mit dem Kopfe zu, aber sie merkte es doch jedesmal. Stieg sie nach der Vorstellung in den bereitstehenden Theaterwagen, von den Schauspielern des Burgtheaters ironisch Thespiskarren genannt, da er nicht eben sanft über das damalige holperige Pflaster rasselte, so stand der Pole gewiß an der Ausgangspforte und verschlang sie mit seinen dunklen feurigen Augen, wenn er auch selten mehr als ihre Nasenspitze zu sehen bekam, denn alles andere war von Pelz und Schleier vermummt.

Einmal — sie hatte eben eine ihrer besten Rollen gespielt — flog, in dem Augenblicke, als sie bereits

im Wagen saß und den Schlag hinter sich schließen wollte, ein herrlicher Lorbeerkranz vor ihre Füße nieder.

Der junge Pole hatte ihr ihn zugeworfen und war dann entflohen.

Diese geheimnisvolle scheue Huldigung an einsamer Stelle, unter dem heiligen Schutze der Nacht, ergriff das poesievolle Gemüt der Schröder viel mächtiger, als alle jene stürmischen Ovationen vor den Lampen im überfüllten Schauspielhause je vermocht hatten.

Sie interessierte sich lebhaft für den jungen Schwärmer und fragte sich bereits, ob sie ihn lieben könnte.

Ein anderes Mal, es war eben Tauwetter eingetreten, Wasserströme schossen von den Dächern nieder und kleine Flüsse rauschten in den Straßenrinnen, zögerte die Schröder, in ihren leichten Schuhen das Pflaster zu überschreiten, das sie von dem Wagen trennte. Da sprang der Pole herbei und warf seinen Mantel zur Erde, so daß sie trockenen Fußes zum Wagen gelangte.

Dieser originelle Ritterdienst freute sie, als sie sich aber aus dem Wagen beugte, um dem jungen Schwärmer zu danken, hatte er sich bereits wieder in

seinen Mantel gewickelt und verschwand im nächsten Augenblicke in der Dunkelheit.

* * *

Grillparzer, welcher sich mit seiner „Ahnfrau“ in die Reihe der beliebtesten Dichter Deutschlands gestellt hatte, wo damals die dem spanischen Theater nachgebildete Schicksalstragödie ebenso in der Mode war, wie es heutzutage das französische Ehebruchsdrama und dessen Nachbildungen sind, hatte der Burg ein neues Trauerspiel „Sappho“ übergeben. Diesmal hatte er den romantischen Wildpfad verlassen und war die breite Straße der Klassizität gegangen, auf der sich auch Goethe und Schiller nach mannigfachen Abschweifungen vereinigt hatten. Die Titelrolle war für Sophie Schröder geschrieben, nicht in dem Sinne, in welchem moderne Theaterhandwerker der Birch-Pfeiffer-Laubeschen Schule ihre Gestalten, wie Kleider den Schauspielern an den Leib messen und zuschneiden; Grillparzer war ein wahrhafter Poet, alles, was er gab, gab er aus seinem innersten Wesen heraus, aber er konnte sich dem mächtigen Eindrucke der großangelegten Natur der Schröder ebensowenig entziehen, als alle andern, und so nahm die Heldin seines Stückes, vielleicht ohne daß er selbst es wußte, Gestalt und Züge der Schröder an. Es versteht sich, daß ihr bei der

Verteilung der Rollen in dem neuen Drama Grillparzers, auf das ganz Deuschland gespannt war, das Wien mit einer gewissen Aufregung erwartete, die Heldin Sappho zufiel.

An dem Vormittage, wo die Leseprobe stattfand und die reine, ideale Deklamation der Schröder die Schauspieler begeisterte, den anwesenden, bescheidenen Dichter mit stolzen Hoffnungen für das Gelingen und den Erfolg der ersten Aufführung erfüllte, stand an der Ecke, welche der Michaelerplatz und der Kohlmarkt bilden, eine alte ärmlich gekleidete Frau, welche ihr Gesicht unter einem vorhängenden Zipfel des großen Tuches verbarg, in das sie eingewickelt war, und das sie über den Kopf gezogen hatte. Es machte den Eindruck, als schäme sie sich und doch bettelte sie nicht, sie stand ängstlich in die Ecke gedrückt und zitterte am ganzen Körper, es war der Frost, der sie schüttelte, denn es herrschte eine unbarmherzige Kälte und sie hatte ein abgetragenes, verwaschenes Sommerkleid an unter dem alten geflickten Tuche. Dennoch bettelte sie nicht, sie streckte nicht einmal die Hand aus, wenn ein vornehmer Herr oder eine in kostbare Winterhüllen behaglich geschmiegte Dame vorüberging, und so kam es, daß sie auch niemand beachtete, nicht einmal der Polizeimann, welcher in der Nähe auf- und abschritt.

Die alte Frau schien eher tot als lebendig, sie glich einem jener Steinbilder, die das fromme Mittelalter zum Gedächtnis der Verstorbenen in die Mauern der Kirchen gefügt hat, sie schien ebenso stumm und regungslos; als aber jetzt die Schauspieler des Burgtheaters aus der dunklen geheimnisvollen Pforte auf dem Michaelerplatz in den sonnenhellen Wintertag heraustraten, da ging eine heftige Erschütterung durch ihren Körper, sie seufzte tief auf und ihre zitternde, von der Kälte erstarrte Hand zog das Tuch noch tiefer über das bleiche, gramgefurchte Antlitz herab.

Die Schauspieler trennten sich mit höflichem Gruße mitten auf dem Platze und Sophie Schröder kam allein auf die alte zitternde Frau zu; sie wollte über den Kohlmarkt auf den Graben, wo sie einige kleine Einkäufe zu machen hatte, und wäre, von ihrer Sappho noch vollkommen erfüllt, gewiß ebenso gleichgiltig wie die andern an ihr vorübergegangen, wenn nicht ein Zufall sie aus ihrem Sinnen herausgerissen und aufmerksam gemacht hätte.

„Sie haben etwas verloren," rief eine heisere Stimme hinter ihr, die wie zerbrochen klang und deren Ton ihr so bekannt schien, und als sie sich umwendete, streckte ihr die magere, erfrorene Hand der alten Frau die Rolle der Sappho entgegen, welche ihr aus dem Muffe herausgefallen war.

Sophie Schröder blickte befremdet auf die alte Frau. „Was ist Ihnen,“ sagte sie mit ihrer vollen wunderbaren Stimme, „Sie scheinen mir sehr arm und sehr unglücklich, weshalb verhüllen Sie Ihr Gesicht, mir ist es, als müßte ich Sie kennen.“

Die alte Frau begann heftig zu schluchzen und wollte sich entfernen, aber die Schröder hielt sie mit ihrem kräftigen Arme zurück und zog ihr sanft das Tuch vom Gesichte. „Mein Gott,“ stammelte sie in dem Augenblicke, wo sie dieses von Kummer und Not entstellte Gesicht überflog.

„Sie sind es, liebe Müller, Sie, in dieser Lage! Muß ich die schöne Frau, zu deren Füßen einst Grafen und Fürsten lagen, die gefeierte Schauspielerin wiederfinden als — Bettlerin!“

„Ich habe nicht gebettelt,“ sagte die Alte leise, während noch immer heiße Thränen über ihre abgehärmten Wangen herabflossen, „ich habe nur hier gestanden, es ist das erste Mal, und nur weil ich — weil ich so entsetzlichen Hunger hatte, aber es hat mir so Niemand etwas gegeben und ich will es nie wieder thun, lieber sterben.“

„Sie sollen mir auch nicht betteln,“ rief Sophie Schröder, „ich will“ — sie öffnete ihre Börse, aber in dieser Börse sah es recht traurig oder recht lustig

aus, wie man es nimmt, die große Schröder fand mit vieler Mühe einen Zwanziger, den sie der alten Frau in die Hand drückte. Zugleich zeigte sie ihr die leere Börse. „Sie sehen, liebe Müller, ich — ich habe selbst nichts, es ist einmal bei uns Komödianten halt nicht anders, wenn ich nicht ein wenig Kredit hätte bei den Kaufleuten, ich wäre oft in Verlegenheit, wie ich mich anziehen soll. Aber mit dieser Kleinigkeit ist Ihnen nicht geholfen."

„O gewiß, gewiß," murmelte die alte Schauspielerin und drückte die Hand der großen Tragödin zusammen.

„Nein, nein," sprach diese, „Sie müssen viel mehr haben, aber wie machen wir das?" Sie sann nach. Schon hatten Menschen aller Stände sich um die beiden Frauen versammelt, denn die Wiener sind bekanntlich sehr neugierig. Plötzlich teilte die Schröder die Menge, ein schöner glücklicher Gedanke erleuchtete ihr sonst so strenges Antlitz, sie trat rasch in die nahe Zuckerbäckerei und kehrte mit einem kleinen Teller in der Hand zurück.

„Ich werde für Sie betteln, Müller," sagte sie mit jenem reizenden Lächeln, das ihr alle Herzen gewann, und wirklich stellte sie sich zu der armen alten Schauspielerin und streckte die Hand mit dem Teller

aus. „Ein Almosen für eine Unglückliche,“ rief sie, „ich bitte schön, eine kleine Gabe für eine arme, alte Komödiantin!“

Binnen wenigen Sekunden war der Teller mit Kupferkreuzern und Silbermünzen jeder Art bedeckt. aber dies schien der Schröder noch immer zu wenig, wenn sie etwas that, that sie es ganz, und so wurde sie nicht müde, zu bitten und den Teller herumzureichen, Die Vorübergehenden sahen die Schröder in ihrem bekannten dunklen Pelze, von einer Menschenmenge umgeben, blieben stehen und drängten sich zu ihr durch, Herren und Damen der Aristokratie machten von ihren Ellenbogen Gebrauch, nur um eine Banknote auf den Teller legen zu können, den die berühmte Tragödin in der Hand hielt.

Sogar der Polizeimann, welcher mit zusammengezogenen Brauen herankam, um Ordnung zu machen, wich achtungsvoll zurück, als er die Schröder erkannte. „Das Betteln ist allerdings bei Strafe verboten,“ brummte er in seinen pechschwarzen Schnurrbart, „aber nur für Bettler und nicht für kaiserlich königliche Hofschauspieler.“

„Ach, was Sie für mich thun,“ seufzte die alte Schauspielerin, „Gott soll es Ihnen vergeben, ich kann es nicht, aber es ist ja viel, viel zu viel.“

Endlich war auch die Schröder zufrieden, sie hob das Tuch der Alten auf und schüttete Banknoten, Silbergeld und Kupfermünzen mit einem einzigen kühnen Ruck hinein, dann eilte sie, den Teller zurückzugeben, aber noch einmal mußte sie ihn hinhalten, denn unerwartet stand ein junger schwärmerischer Verehrer, der junge Pole, vor ihr mit entblößtem Haupte und legte eine Banknote von fünfzig Gulden auf den Teller.

Ein leuchtender Blick der angebeteten Frau belohnte ihn.

„Für einige Zeit wird es just gehen, Müller, nicht?" wendete sich die Schröder zuletzt zu der alten Schauspielerin, „dann kommen Sie wieder zu mir, nicht vergessen, Müller, ja nicht vergessen."

Die neugierigen Wiener wurde die Schröder indeß nicht so bald los, sie folgten ihr über den Roßmarkt bis auf den Graben, wo sie sich in das Gewölbe „zur Katze" rettete und so lange blieb, bis sich die Menge zerstreut hatte.

Beim Nachhausegehen mußte sie wider Willen immerfort an den jungen Polen denken. „Er interessiert mich," sagte sie zu sich selbst, „er ist schön, sein Wesen ist adelig und er ist gewiß gut, aber ich bin noch nicht in dem Alter, wo man an so jungen Leuten Gefallen findet, es fehlt ihm noch viel zum Manne und mir

ebensoviel zur Sappho, ich werde diesen schwer lieben können! Und er? Nun, er wird wohl so vernünftig sein, sich deshalb nicht in die Donau zu stürzen."

* * *

Österreich hatte in jenen Tagen noch keine Litteratur, welche diesen Namen oder die Beachtung des Auslandes verdient hätte; was in Wien etwa von sich reden machte, war aus der Fremde gekommen, wie Friedrich Schlegel und Zacharias Werner. Kaiser Franz, der seinen, nach so vielen Drangsalen und Kämpfen in neuem Glanze aufgerichteten Thron nicht ungern auch mit den Kränzen der Poesie geschmückt gesehen hätte, freute sich mit einer ihm sonst in solchen Dingen fremden Lebhaftigkeit, als die „Ahnfrau" 1847 im Burgtheater einen entscheidenden Triumph feierte und man ihm sagte, daß der Verfasser ein Österreicher sei. Er ließ Grillparzer in seine Loge rufen, klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm viel Lobendes in seinem gemütlichen Wienerisch; als er sich aber um die Verhältnisse des jungen Poeten erkundigte, und dieser zur Antwort gab, er sei kaiserlicher Beamter, brach Kaiser Franz das Gespräch ab und kehrte ihm den Rücken. Nach seinen Grundsätzen war es ein Verbrechen,

daß ein Beamter etwas anderes that, als Akten schreiben. Grillparzer, den die Wiener Kritik nicht eben am besten behandelte, blieb nach wie vor auf sich selbst, sein Talent und auf das Publikum angewiesen.

Das letztere gehörte allerdings ihm, es jauchzte ihm bei der „Ahnfrau“ zu, ehe die Zeitungen ihr Urteil abgegeben hatten und ebenso warm auch dann.

Auf dieses einsichtsvolle, so richtig empfindende Publikum des Burgtheaters baute Grillparzer alle seine Hoffnungen bei seinem neuen Stücke, der „Sappho“, das zwei Jahre nach der „Ahnfrau“ auf den Brettern erscheinen sollte, vollkommen fest und unerschütterlich vertraute er dabei aber nur auf das Genie und die künstlerische Gewalt der Schröder; daß sie alle seine Absichten wiedergeben, ja, daß sie manches, was er nur in Konturen geben konnte, durch die Majestät ihrer Erscheinung und die plastische Fülle ihres Spiels erst zu vollkommenem dramatischen Leben erheben würde, daran zweifelte er keinen Augenblick und eben deshalb besuchte er sie häufiger in den letzten Tagen vor der ersten Aufführung, nicht etwa, um ihr Winke für die Ausführung der Rolle zu geben, sondern nur, um sich Trost bei ihr zu holen, denn damals schon begann bei dem noch nicht dreißigjährigen jungen Manne jene Verstimmung, jener künstlerische Pessimismus Platz zu

greifen, welche ihm später alles Schaffen verleiden und ihn aus der litteratischen Arena verschwinden lassen sollte.

Ja, noch wenige Stunden vor Beginn der Vorstellung, während überall die Zettel der „Sappho“ an den Ecken klebten und von Neugierigen umstanden waren und alle Theaterfreunde mit einer Art Aufregung auf die Zeiger der Uhr blickten, saß Grillparzer auf dem kleinen geblümten Sofa bei der Schröder und sah ihr zu, wie sie ihre Toilette zusammenrichtete und den großen Garderobenkorb mit Hilfe ihrer alten Gesellschafterin, Fräulein Babette, packte.

„Aber jetzt, lieber Grillparzer,“ sagte die Schröder vor ihn hintretend, mit jener Bewegung des Kopfes nach rückwärts, welche für sie so charakteristisch war, „jetzt kann ich Sie nicht mehr brauchen.“

„Wirklich nicht?“ staunte Grillparzer, seine schönen blauen Augen beinahe flehend zu ihr erhoben, „dann muß ich freilich gehen.“ Er erhob sich mit einem Seufzer, nahm seinen Hut und seufzte wieder.

Die Schröder reichte ihm die Hand.

„Ich gehe schon,“ sagte er, ihre schöne Hand betrachtend, „aber früher — Sie wissen, daß ich das Handküssen nicht leiden kann — aber früher muß ich Ihnen doch die Hand küssen, Sie haben so eine —

wenn ich ein Berliner wär', würd' ich sagen, eine „geistvolle" Hand — aber so als Wiener sag' ich halt, a appetitliches Patscherl."

Er führte ihre Hand, die wie aus Elfenbein geschnitten schien, an die Lippen und ging.

Kaum hatte er die Schröder verlassen, klopfte es wieder und diesmal war es die alte Schauspielerin, Frau Müller, welche schüchtern hereintrat.

„Ach, Sie sind gewiß böse," begann sie, „daß ich jetzt unmittelbar vor einer neuen Rolle komme, ich weiß, wie ungern man es sieht, ich war ja auch ein klein wenig Schauspielerin, aber Sie werden mir vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß ich krank war, recht schwer krank, ja eigentlich es noch bin, aber als ich hörte, daß heute das neue Stück ist von dem Dichter der „Ahnfrau" und daß Sie die Sappho spielen, göttliche Schröder, da bin ich aus dem Bette gesprungen und zu Ihnen hergerannt. Ach! ich muß Sie spielen sehen. Erbarmen Sie sich und geben Sie mir eine Karte auf die Galerie."

Die alte Schauspielerin erhob flehend die Hände.

„Sie sollen mich spielen sehen, liebe Müller, vor allem aber nehmen Sie mir einen recht heißen Kaffee, der wird Ihnen gut thun." Die Schröder nötigte die alte Frau auf das Sopha und schenkte ihr selbst ein.

Während sie mit einem seligen Lächeln da saß und den heißen Kaffee schlürfte, beendete die Schröder ihre Zurichtungen zur „Sappho“ und sprach dazwischen zu der Alten. „Auf die Galerie dürfen Sie mir heute nicht,“ sagte sie, „es wird sehr voll, gesteckt voll, es könnte Ihnen schlecht werden, liebe Müller, von den vielen Menschen, der Hitze, im zweiten Parterre wird es auch nicht mehr möglich sein zum Sitzen zu kommen, und mit dem Stehen wäre nicht geholfen.“

Sie dachte nach. „Wissen Sie was, liebe Müller, ich nehme Sie statt Babette in die Garderobe mit und Babette findet schon einen Platz im Orchester, man kennt sie ja.“

„Ach, wie Sie gütig sind.“

„Aber wie ist es mit dem Gelde, Müller,“ fuhr die Schröder fort, „Sie wissen ja, wir Künstlerinnen haben nie welches, also die Wahrheit gesprochen, was brauchen Sie etwa? Die Krankheit wird wohl alles aufgezehrt haben?“

„O, lange nicht, was glauben Sie?“ lächelte die alte Schauspielerin, „ich lebe jetzt sparsam, so sparsam; mit dem, was ich Ihrer Güte verdanke, komme ich gut noch ein Vierteljahr aus.“

Die Schröder hatte indeß ihre Börse geöffnet und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Sie sehen,

liebe Müller," rief sie lustig wie ein Kind, „ich möchte Sie beschenken und habe selber nichts, Sie sind reicher wie ich. Meine gute Babette erhält von mir, was wir so monatlich brauchen, das darf ich dann nicht mehr anrühren, wenn sie es einmal in Händen hat und das Übrige, das fliegt so zum Fenster hinaus, ich weiß selbst nicht wie. Aber die Hauptsache ist, Sie sind für jetzt versorgt, liebe Müller, wir wollen also an die Zukunft denken."

„Ach, göttliche Schröder, wenn ich nur ein Geschäftchen, ein ganz kleines Geschäftchen anfangen könnte," seufzte die alte Schauspielerin.

„Ja, wie viel würden Sie denn dazu brauchen? Ich habe keine Ahnung. Tausend Gulden, nicht?"

Die alte Frau erschrak beinahe. „Tausend Gulden!" rief sie, „das wäre, wenn ich hundert hätte."

„Sie sollen sie haben," schnitt ihr die Schröder das Wort ab, „aber ich höre unsere Arche Noah heranrasseln. Gieb mir den Pelz, Babette." Sie schlüpfte rasch in den warmen fürstlichen Mantel und stieg mit stolzen Schritten die Treppe hinab, die alte Schauspielerin folgte schüchtern in ihr Tuch gewickelt.

Das Burgtheater war in allen seinen Räumen gefüllt bis zum Erdrücken und das auserwählte Publikum erwartete mit fieberhafter Ungeduld das Aufziehen

des Vorhanges. In der ersten Reihe auf seinem gewöhnlichen Platze saß der junge Pole Felician von Wasilewski in unbeschreiblicher Aufregung, bald stand er auf, bald setzte er sich wieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen oder zerriß sein feines Sacktuch in hundert Stücke. Endlich begann das Trauerspiel. Der erste Auftritt ging unter der gewöhnlichen Unruhe eines überfüllten Schauspielhauses vorüber, aber das: „Heil Sappho! Heil!“ des Volkes wirkte wie ein Zauberschlag; sofort herrschte atemlose Stille und alle Blicke waren auf Sophie Schröder gerichtet, welche auf dem vergoldeten Triumphwagen einzog, eine echte von der Natur erschaffene Herrscherin. Die damalige halbgriechische Mode gestattete der Künstlerin in ihrer Toilette eine Freiheit, welche heute nur noch Operettengöttinnen gestattet zu sein scheint. Das weiße, echt hellenische Gewand, das sie trug, an der rechten Schulter nur von einer massiven goldenen Agraffe zusammengehalten, ließ die elastische Form ihrer Büste, sowie den herrlichen Arm unverhüllt sehen, von der linken Schulter fiel zur rechten Hüfte hinab ein roter, goldgestickter Mantel. Das reiche Haar über die Stirne glatt gescheitelt, ringelte sich an den Schläfen und fiel, von einem golddurchwirkten Bande gehalten, in einem Knoten dunkler Locken nicht weiter als zum Halse hinab.

Der junge Pole erzitterte, als er sie so sah, sie erschien ihm beinahe schrecklich; in ihren majestätischen Reizen lag eine Gewalt, die ihn gleichsam niederwarf vor ihr und ihr kleiner Fuß in den zarten Goldsandalen lockte ihn, seine Hand darauf zu pressen, mehr, als ihn je die weiche Hand oder der duftige Mund eines Weibes dazu gereizt hätten.

Und als sie erst zu sprechen, zu spielen begann, als ihre herrliche Stimme, jetzt wie silberner Glockenton und dann gleich dem wehmütigen Lispeln einer Harfe durch das Haus klang, als aus jeder ihrer Bewegungen die große Dichterin sprach, welche ihr Volk anbetet, welche siegreich heimkehrt aus den olympischen Spielen, eine Beherrscherin die Herzen, da schien ihm diese Sappho die Schröder selbst, die abgöttisch verehrte Künstlerin, das stolze, gebieterische Weib, despotisch in der Liebe, wie in ihrer Kunst, da fühlte er, wie wahnsinnig er sie liebte und zugleich, wie sehr ihm der Mut fehlte, um ihre Gunst zu werben.

Grillparzer und Sophie Schröder feierten an diesem Abend einen vollständigen Triumph, der später nur noch durch jenen übertroffen werden sollte, den sie mit der „Medea" errungen, als Sophie Schröder durch ihr dreimaliges markerschütterndes „Wehe!" das Publikum geradezu erstarren machte.

Der Beifall war insbesondere am Schlusse ein stürmischer, ein wahrhaft begeisterter. Während Sophie Schröder immer wieder erscheinen mußte, um dem Publikum zu danken, setzte der junge Pole, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, über die Brüstung der Sperrsitze in das Orchester und stürzte hinaus in das Freie.

Fräulein Babette war, wie immer, die erste, welche nach der Vorstellung nach Hause zurückkehrte und zwar recht eilig, denn es galt, rasch den Thee zu bereiten, damit Sophie Schröder, wie sie es liebte, denselben bei der Rückkunft aus dem Theater warm und dampfend auf dem Tische fände Sie keuchte die Treppe empor und tappte im Finstern durch den Gang bis zu der Thür; vor derselben angelangt, suchte sie den Schlüssel hervor und hielt dann den Finger auf das Schloß, um es ja nicht zu verfehlen. Plötzlich faßte eine kalte Hand die ihre und vor ihr stand eine dunkle Gestalt.

Fräulein Babette erschrak so heftig, daß sie sogar unfähig war, einen Schrei auszustoßen; in jenen Tagen der „Ahnfrau“ und des „vierundzwanzigsten Februar“, war eine richtige Geistererscheinung für eine so einfache, durch allerlei Theaterstücke und Romane darauf vorbereitete Seele, wie die ihre, durchaus nichts

allzu Unwahrscheinliches, sie bebte am ganzen Leibe und war nahe daran, umzusinken; zum Glück fiel ihr ein Spruch ein, den sie in irgend einer schauerlichen Rittergeschichte aufgelesen hatte, und sie murmelte mit vor Angst gepreßter Stimme: „Alle guten Geister loben ihren Meister.“

„Ich bin ein guter Geist,“ gab eine weiche wohlklingende Stimme zur Antwort, „und mein Meister, den ich lobe, heißt Sophie Schröder.“

„Wer sind Sie,“ fragte Fräulein Babette etwas ruhiger, „und was wollen Sie von mir, zu so später Stunde?“

„Sperren Sie erst auf, liebes Fräulein,“ fuhr die dunkle Gestalt fort, „und machen Sie Licht, ich werde Ihnen sofort alles erklären.“

„Mein Gott, ich kann Sie doch nicht einlassen,“ seufzte Fräulein Babette, „Sie sind am Ende —“

„Rinaldo Rinaldini oder Jaromir in eigener Person!“ spottete der nächtliche Gast. „Beruhigen Sie sich, ich bin kein Räuber, auch kein Dämon der Hölle, nicht einmal ein ganz gewöhnliches Gespenst, sondern nur ein begeisterter Verehrer der göttlichen Schröder und ihrer Kunst.“

„Und da kommen Sie so spät —“

„Ich weiß wohl, Fräulein Babette, da ich mit

Ihnen, mit Ihnen ganz allein zu sprechen habe; öffnen Sie also um Himmelswillen, sonst überrascht uns Sappho und dann ist alles für mich verloren.“

Fräulein Babette ließ sich endlich durch den seltsamen Verehrer ihrer Gebieterin erweichen, sperrte auf und machte Licht. Bei dem zweifelhaften Schein der Talgkerze erkannte sie den jungen Polen, welcher halb verlegen, halb spöttisch vor ihr stand, in einen dunklen Mantel gehüllt und einen prachtvollen Lorbeerkranz in der Hand. „Ah! Sie sind es,“ sagte sie, „Sie wünschen wohl, daß ich der Schröder den Kranz gebe?“ Sie streckte zugleich ihre magere Hand aus.

„Allerdings wünsche ich dies,“ erwiderte der Pole, „aber es ist dies nicht alles, um was ich Sie bitten wollte.“

„Sprechen Sie also, aber rasch, denn sie wird bald hier sein und ich muß den Thee für sie bereit haben, sonst wird sie mir böse.“

„Lassen Sie mich den Thee machen,“ bat der junge Schwärmer, „Sie wissen, wir Polen verstehen das vorzüglich. Ich wäre so glücklich, wenn die große Sappho heute einen Thee nehmen würde, den ich bereitet habe.“

„Aber wir haben keine Zeit —“

„Zeit genug.“

Babette schüttelte den Kopf und begann rasch das nötige herbeizuschaffen.

„Kommen Sie mindestens da herein, in mein Zimmer,“ fuhr sie fort, „damit ich, wenn die Schröder uns überrascht, Sie unbemerkt hinauslassen kann. Kommen Sie, Herr Graf.“ Man nannte damals jeden Polen außerhalb seines Vaterlandes Graf.

Der junge Pole gehorchte und zeigte eine virtuose Geschicklichkeit in der Bereitung des Thees, welche Fräulein Babette in nicht geringes Staunen versetzte. Während er sich bei der Maschine zu schaffen machte, sagt er: „Liebes Fräulein, Sie werden also den Kranz übergeben?“

„Gewiß.“

„Und meine Bewunderung aussprechen über die heutige Rolle der Sappho?“

„Ja, Herr Graf.“

„Ach! Sie hat unnachahmlich gespielt!“

„Famos hat sie gespielt.“

„Sie begreifen also, Fräulein Babette, daß ich die Schröder vergöttere?“

„Ich würde mich nur verwundern, wenn Sie es nicht thäten.“

„Sie verstehen auch, daß ich sie liebe, lieben muß, daß ich sie anbete?“

„Wenn ich ein Mann wäre, würde ich dasselbe thun.“

„Also, liebes, kostbares, engelgutes Fräulein, verschaffen Sie mir etwas, was Sophie Schröder getragen hat und wäre es nur eine Schleife, die an ihrem königlichen Busen geruht hat, ja, was weiß ich, ich werde es als einen Talisman auf meinem Herzen tragen, so lange ich lebe und noch in der Stunde des Todes.“

„Das darf ich nicht, Herr Graf.“

„Sie dürfen nicht,“ schrie der Pole auf, „aber mich sterben lassen ohne Labung, ohne Trost, das dürfen Sie?“

„Ja, aber was soll ich Ihnen denn geben?“

„Was Sie wollen.“

„Es gibt keinen Gegenstand, den sie nicht vermissen würde.“

Der Pole war eben mit dem Thee fertig geworden, ergriff mit fiebernder Hast den Leuchter und eilte durch die Zimmer bis in das Schlafgemach der Schröder, hier blickte er wie verzückt um sich und erschauerte. „Was thun Sie?“ rief Fräulein Babette, die ihm gefolgt war, erschreckt, „wissen Sie, das dies ein Heiligtum ist, das kein Sterblicher betreten darf.“

„Ach! Gönnen Sie mir doch die Wonne dieses

Augenblickes," sprach der Pole begeistert, „hier hinter den Vorhängen ruht die Göttliche und diesen Teppich berührt täglich ihr Fuß." Er kniete nieder und küßte den Teppich. Als er aufstand, hob er einen der beiden Pantoffel, welche auf demselben standen, auf und rief: „Sie fragen, was Sie mir geben sollen, goldenes Fräulein Babette, geben Sie mir diesen Pantoffel der unsterblichen Sappho und Sie machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen."

„Den am wenigsten," sagte Fräulein Babette, „sie wird gleich hier sein und die Pantoffel anziehen —"

„Diesen hier wird sie nicht mehr anziehen," rief der junge Pole entschlossen, „diesen nicht." Vergebens suchte Fräulein Babette ihm denselben zu entreißen, er entkam ihr jedesmal, und so jagten sie sich durch die Reihe der Zimmer, bis in das ihrige. Hier nahm der Pole rasch seinen Mantel, setzte seinen Hut auf und wollte davon eilen, doch Fräulein Babette hielt ihn, wie Madame Potiphar von Egypten den keuschen Joseph, am Zipfel des Mantels zurück.

„Herr des Himmels! Sie bringen mich noch ins Unglück," jammerte sie, „ich lasse Sie nicht fort, Herr Graf, geben Sie mir den Pantoffel."

„Nur mit meinem Leben gebe ich ihn."

„Aber sind Sie denn von Sinnen?"

„Ich will Ihnen den Pantoffel mit Gold aufwiegen," erwiderte der Schwärmer, zog eine Hand voll Dukaten aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

„Nein! Nein!" schrie die Arme in ihrer Angst auf, „ich will Ihr Geld nicht, ich nehme kein Geld, ich will den Pantoffel."

„Erbarmen Sie sich und geben Sie mir ihn!"

„Aber wozu wollen Sie denn gerade den Pantoffel?"

„Den Pantoffel der Sappho," gab der junge Pole feierlich zur Antwort, „um auf dieselbe Stelle, welche täglich den Fuß der göttlichen Schröder berührt hat, täglich meine Lippen zu pressen."

„Mein Gott! Das ist alles recht schön und gut, und recht poetisch," sprach Fräulein Babette, „die Ritter und die edlen Räuber thaten auch so, aber ich bin verloren, wenn der Pantoffel fehlt; also her damit!"

„Babette! Himmlische Babette, könnten Sie so grausam sein, mir dieses Idol meiner Anbetung entreißen zu wollen?"

„Ich bin schon so —," sie lächelte, sie gefiel sich offenbar in der Rolle.

„Auch wenn ich Sie auf meinen Knieen bitte?"

Wirklich warf sich der junge Pole zu ihren Füßen und hob die Hände mit dem Pantoffel flehend zu ihr.

„Aber mein Gott! Was thun Sie?“ rief Fräulein Babette erschroken.

Zugleich ging die Thür des Nebenzimmers auf und ein Frauengewand rauschte, Babette stieß einen Schrei aus und der junge Pole sprang auf, um im nächsten Augenblicke wie versteinert stehen zu bleiben.

Es war Sophie Schröder, welche auf der Schwelle erschien.

Sie trug noch den Kopfputz, das weiße, reich mit Gold gestickte, griechische Hemd der Sappho, nur den Mantel hatte sie abgelegt und statt desselben ihren Pelz umgeworfen. So stand sie, das Haupt stolz und kühn erhoben, die herrliche Form der üppigen Büste und des vollen, kräftigen Armes von dem dunklen Pelzwerk weich umspielt, wie auf dem berühmten Bilde, das wir von ihr besitzen, in ihrer ganz natürlichen Majestät vor ihm.

* *
*

Ein Blick, ein Blitz aus den genialen, gebieterischen Augen der Schröder, welche in diesem Augenblicke alle Kaiserinnen, Königinnen und regierenden Fürstinnen des Wiener Kongresses, an welchen sich die Wiener

vor kurzem noch sattgegafft hatten, in Schatten stellte, und der junge Pole lag zu ihren Füßen.

Sie trat zwei Schritte vorwärts und blieb vor ihm stehen wie sein Richter, wie die Gebieterin vor dem Sklaven, welcher sich der furchtbarsten Strafe schuldig gemacht hat. Noch einmal blieb ihr Auge durchbohrend auf ihm haften, dann blickte sie auf Fräulein Babette. „Was soll das?“ begann sie, „was ist hier vorgefalleu, was sucht dieser Herr in meiner Wohnung, wer hat ihm gestattet einzutreten und wer hat ihn eingelassen?“

Fräulein Babette, über und über rot, stand gleichfalls wie eine Sünderin mit schlotternden Knieen bebend da. „Er — ich — da — weil — nämlich,“ stammelte sie.

„Ich will Antwort haben, wer hat ihn eingelassen?“

Der Pole erhob sich rasch. „Zürnen Sie dem Fräulein nicht, sie mußte mich einlassen, sie konnte nicht anders,“ rief er, „meine Begeisterung für Sie, Madame, überwand ihren schwachen Widerstand, ich bin der Schuldige, ich allein.“

„Sie geben also zu, daß Sie schuldig sind?“

„Ich leugne es nicht und bitte um Gnade!“

„Gnade?“ Die Schröder mußte gegen ihren

Willen lächeln, „ich denke, zuerst kommt Urteil und Strafe, dann erst Gnade.“

„O strafen Sie mich,“ bat der junge Schwärmer mit einer Stimme, in der Anbetung, Liebe und auch ein wenig Furcht zitterte, „strafen Sie mich recht hart und recht empfindlich, sogar die Strafe, die Sie über mich verhängen, wird eine Freude und Trost für mich sein.“

„Vor allem will ich wissen, was Sie von meiner getreuen Babette verlangt und wofür Sie ihr Geld geboten haben,“ begann die Schröder.

„Ich bat sie,“ gab der Pole einfach und ehrlich zur Antwort, „mir den Pantoffel der Sappho zu geben, und als sie ihn verweigerte nnd mir sogar zu entreißen suchte, bot ich ihr —“ er stockte und schlug den Blick nieder.

„Eine Hand voll Goldes für einen alten Pantoffel,“ spottete die Schröder, zugleich überflog ein liebenswürdiges Lächeln ihr ernstes Antlitz. „Aber wo ist diese unerhörte Kostbarkeit, welche Sie mir entführen wollten, mein Herr, ich bin müde und bedarf desselben zu meinem Negligée.“

„Darf ich Sie selbst bitten, mir huldvoll zu überlassen, was Fräulein Babette mir grausam verweigert hat?“ erwiderte der Pole.

„Aber welchen Wert kann denn mein Pantoffel für Sie haben?“ fragte die Schröder, welche immer heiterer wurde.

„Das — das kann ich Ihnen hier nicht sagen,“ stammelte er.

„Folgen Sie mir also in meinen Salon, mein Herr,“ sagte die Schröder, die an der seltsamen Situation immer mehr Vergnügen fand, „dort werden Sie mir die Erklärung Ihres absonderlichen Wunsches wohl nicht schuldig bleiben.“

Sie schritt voran, rasch und stolz, mit der Haltung einer ernsten Monarchin und er folgte, zaghaft, wie es nur ein Kind oder ein bis zum Wahnsinn Verliebter sein kann. Die Schröder zündete selbst die Kerzen des silbernen Armleuchters an, welcher auf einem kleinen Trumeau-Tisch unter dem großen Goldspiegel stand und ließ sich mit jener majestätischen Nachlässigkeit, welche üppige Frauen viel reizender macht, als zarte die Grazie, auf dem Sopha nieder, während sie zugleich mit einer unendlich vornehmen Handbewegung dem jungen Polen einen Lehnstuhl anwies.

„Mein Herr, Sie nennen sich?“ begann sie, ihn fixierend.

„Felician von Wasilewski.“

„Also, Herr von — Warden, wie ist der Name?"

„Wasilewski."

„Es ist ein schwerer Name. Wasilewski! nicht?"

Der Pole nickte.

„Hat Sie wirklich nur der Wunsch, meinen Pantoffel zu besitzen, zu so später Stunde in meine Wohnung geführt, Herr Wasilewski?"

„Ich habe Sie in jeder Ihrer Rollen gesehen," antwortete er, „und mit jeder neuen Gestalt, welche Sie vor meinen Augen schufen, wuchs meine Verehrung für Sie, meine Bewunderung für die große Künstlerin, die einzige Beherrscherin aller Saiten des Menschenherzens, meine Anbetung für das geniale schöne Weib."

„Mein Herr, ich bin nicht schön —"

„Ich weiß nicht, ob Sie es sind, ob nicht, für mich sind Sie es," fuhr der Pole fort, „und wenn Sie es nicht sind, dann muß das Gefühl, das ich für Sie im tiefsten Herzen trage, um so größer, um so idealer und heiliger sein, da es Sie in meinen Augen schöner erscheinen läßt, schöner, als alle andern Frauen der Erde. Ich liebe Sie!" —

„Herr Wasilewski!"

„Vergeben Sie, aber ich kann nicht anders, als Sie lieben. Dies ist kein Rausch meiner Sinne, keine

Verblendung meiner Phantasie, ich muß Sie lieben, wie ich atmen muß, um zu leben."

Jetzt schlug die Schröder den sonst so stolzen, gebietenden Blick zu Boden. „Mein Herr, ich will aufrichtig sein," sagte sie, „das Interesse, welches Sie an mir nehmen, ist längst kein Geheimnis für mich, Sie haben es mir ja wiederholt ebenso zart als ritterlich verraten, aber ich nahm es für nicht viel mehr als eine liebenswürdige Teilnahme für die Schauspielerin —"

„O, es ist viel mehr, viel mehr! Es ist alles, was nur ein Mann für ein Weib fühlen kann . . ."

„Sie wollten mir von meinem Pantoffel erzählen," unterbrach ihn die Künstlerin.

„Ja — allerdings — hören Sie also: Ich war erfüllt mit Bewunderung für Sie, ich betete Sie an, nur Sie. Da kam der heutige Abend. Ich sah Sie als Sappho und mich erfaßte eine Begeisterung, ein heiliger Wahnsinn, der mich hinriß, alle Schranken der Sitte zu durchbrechen, einen Lorbeerkranz zu Ihren Füßen niederzulegen und mir dafür irgend etwas zu rauben, was Ihr Eigentum ist, was Ihnen gedient hat und wäre es auch nur eine Schleife. Ich sah Ihre Pantoffel —"

„Sie haben mein Schlafgemach betreten," sagte

die Schröder, während sich ihre Brauen finster zusammenzogen.

„Verzeihen Sie mir!“ Der junge Pole rief es so innig, so kindlich, sein Auge blickte so wahr und so treu, seine Hand faßte die Hand der Schröder mit einer so überzeugenden Leidenschaft, daß sie nicht fähig war, ihm zu zürnen.

„Ich vergebe Ihnen.“

„Und — erlauben Sie — daß ich Ihnen sage, wie ich Sie liebe!“

„Nein, das nicht.“

„Sie verurteilen mich, zu schweigen, mit der Flamme im Herzen?“

„Ja, ich verurteile Sie.“

„O, Sie sind grausam!“ seufzte der junge Schwärmer.

„Sie sind der erste Mann, der mir dies sagt,“ erwiderte die Schröder, „grausam ist ein Weib, das ihr Opfer lächelnd in das Netz ihrer Reize verstrickt, um es dann zu verhöhnen, sich an den Qualen desselben zu belustigen. Ich bin keine Kokette, mein Herr, man hat sich bis jetzt nur über meine Aufrichtigkeit, über meine Ehrlichkeit beklagt, keine Hoffnungen gestatten ist nicht grausam, es ist nur redlich.“

„Ich weiß, Madame, daß Sie diesen redlichen

Charakter besitzen, einen Charakter, der in der Theaterwelt eine Seltenheit ist, daß Sie tugendhaft sind."

„Ja und nein, mein Herr," lächelte die Schröder, „die Tugend besteht nach meiner Ansicht nicht in Grundsätzen, sondern ganz und gar allein in der Liebe. Ein Weib, das des Reichtums, des Luxus wegen einem ungeliebten Manne die Hand reicht, ist nicht weniger lasterhaft als die Phryne, die ihre Reize feilbietet. Laster ist beim Weibe die Berechnung so gut wie der Rausch der Sinne. Ein Weib aber, das liebt, ist unter allen Umständen tugendhaft, es mag dem Manne seiner Wahl die roten Lippen zum Kusse reichen, im festlichen Hochzeitsgemach oder unter Linden

„an der Haide",

wie unser Walter von der Vogelweide singt."

„Ich verstehe —"

„Verstehen Sie mich aber auch ganz?"

„Ich fürchte."

„Aber sprechen wir von unserem Pantoffel."

„Nein, nein, sprechen wir von dem Gefühle, das mich beherrscht und ganz erfüllt und das mich erbeben macht bei dem leisesten Ton Ihrer Stimme, bei dem Rauschen Ihres Gewandes!" rief Wasilewski, „mißverstehen Sie mich nicht, ich bin nicht so vermessen, auf Gegenliebe zu hoffen, ich wäre überglücklich, wenn ich

Sie nur täglich aus dem Wagen heben, wenn ich Ihnen die Schuhe an- und ausziehen dürfte, wenn —"

„Ein solches Verhältnis ist unmöglich," erwiderte Sophie Schröder klar und fest, „für mich mindestens. Eine Kokette würde es sogar erfreuen, sich einen Mann so ganz hingeben zu sehen und mit ihm ein leichtfertiges Spiel zu treiben, ich vermöchte es nicht, Qualen zu sehen, welche ich nicht zu lindern vermag, sie zu steigern, fände ich meiner unwürdig. Ich bin ehrlich, Herr Wasilewski, ich sage Ihnen, daß Sie mich interessieren, daß ich Ihnen niemals angehören kann; deshalb müssen wir uns meiden. Sie wollten mein Sklave sein? O, glauben Sie mir, ich bin das Weib, einen Mann zu meinem Sklaven zu machen, in allem Ernste, aber nur einen Mann, den ich liebe, den ich glücklich machen kann."

„Sie haben Recht," sagte der junge Schwärmer nach einer langen, traurigen Pause, „ich muß Sie meiden. Ich liebe Sie mit allem Wahnsinn eines unverdorbenen Herzens, aber Ihr Mitleid würde mir unerträglich sein. Nur ein grausames Weib kann unglücklich lieben. Sie aber sind gut. Ich werde mich zusammenraffen, ich werde Sie nicht mehr sehen. Ich werde in meine Heimat zurückkehren und dort zu vergessen suchen, aber —" er lächelte plötzlich in seinem

Schmerze mit dem glücklichen Lächeln eines Kindes — „Sie müssen mir etwas mitgeben, einen Talisman: Ihren Pantoffel, göttliche Sappho.“

„Warum gerade diesen?“

„Es ist in Polen Sitte, wenn man eine Frau liebt und ihr die höchste Huldigung darbringen will, ihren Schuh zu rauben und aus demselben auf ihr Wohl zu trinken,“ sprach Wasilewski mit einem Ernste, der an Feierlichkeit streifte, „ich werde täglich die Stelle des Pantoffels küssen, welche Ihr Fuß berührt hat.“ —

Sophie Schröder versank in Nachdenken, um ihre vollen Lippen spielte es wie Mutwille. „Gut, Herr Wasilewski,“ sagte sie endlich, „ich will Ihnen den Pantoffel zum Geschenk machen —“

„O, wie soll ich Ihnen danken!“ rief er, ihre Hand ergreifend, die er mit Küssen bedeckte.

„Hören Sie nur weiter. Sie wollten meiner Babette eine Hand voll Dukaten für diesen Pantoffel geben?“

„Allerdings.“

„Wenn Sie den Pantoffel der Sappho so verschwenderisch bezahlen wollten, was würden Sie für den Fuß der Sappho geben?“

„Warum den Fuß? Wie das?“

„Hören Sie nur zu Ende," fuhr Sophie Schröder fort, „ich habe hier eine arme Schauspielerin, sie nennt sich Müller, eine verdienstvolle Künstlerin und brave Frau, jetzt hungert und friert sie und ist meist krank."

„Ich errate, jene Bettlerin —"

„Ja, dieselbe. Sie könnten diese Dame glücklich machen, wenn Sie ihr die Mittel geben würden, ein kleines Geschäft zu eröffnen und deshalb frage ich, wenn Sie soviel darum geben wollten, den Pantoffel der Sappho küssen zu dürfen, was würden Sie geben, wenn Sappho Ihnen gestatten würde, ihren Fuß zu küssen?" Sophie Schröder hatte in einer Anwandlung heiterer olympischer Laune den reizenden Gedanken gefaßt, jetzt, wo sie ihn ausgesprochen hatte, errötete sie und schlug das schöne Auge nieder, aber Wasilewski ließ ihr keine Zeit, sich zu besinnen.

„Ich gebe mein ganzes Vermögen für die Gunst!" rief er.

„Sie nehmen den barocken Einfall ernst?"

„Ich beschwöre Sie, nehmen Sie Ihr Wort nicht zurück."

„Es sei," lächelte die Schröder, „Sie dürfen mir den Fuß küssen, aber —"

„Ich will Ihnen eine Schrift ausstellen —"

„Nein, nein," unterbrach ihn die Schröder, „ich

will nur eine Summe, welche die arme Müller von Not und Kummer befreit, und welche Ihnen leicht entbehrlich ist, denn ich weiß, daß Sie reich sind."

„Befehlen Sie also —"

„Hundert Dukaten —"

Der Pole eilte ins Nebenzimmer, wo er einen kleinen Schreibtisch bemerkt hatte und schrieb, dann kehrte er eilig zurück und übergab der gefeierten Künstlerin ein mit Goldsand überstreutes Blatt. Sie überflog es; es war ein Wechsel über fünfhundert Dukaten. Sophie Schröder faltete ihn langsam, sehr langsam zusammen und verbarg ihn an ihrer hoch wogenden Brust, während eine verräterische Röte von den Wangen zur Stirn emporstieg und endlich ihr stolzes Antlitz vollkommen übergoß; endlich warf sie den Kopf mit den dunklen Locken energisch zurück, als wollte sie sagen: „Es muß sein" und jetzt überflog mit einem Male wieder die sonnige Heiterkeit einer Göttin ihre ernste Stirn.

„Kommen Sie," sprach sie mit ihrer herrlichen Stimme, ging rasch zu dem nächsten Fauteuil und ließ sich in demselben nieder. Ehe der junge Schwärmer noch ihre Absicht erraten konnte, hatte sie die eine Sandale abgeworfen und ihren Fuß, der von so wunderbarer Bildung war, wie jener irgend

einer Antike, entblößt. „Hierher!“ befahl sie noch einmal.

Wasiliwski sah den Fuß, der wie eine herrliche Elfenbeinschnitzerei aus dem dunklen Pelzwerk hervorleuchtete, das die majestätischen Glieder der großen Schröder umfloß, und erbebte.

„Nun, wollen Sie ihn nicht küssen?“ fragte sie mit einem bezaubernden Lächeln. Sie war schön in diesem Augenblicke.

Der junge Pole warf sich rasch vor ihr nieder und preßte seine glühenden Lippen auf den kalten Marmor, den sie ihm zum Kusse darbot, einmal, zweimal, dann neigte er seine Stirn bis zur Erde nieder und setzte, ehe sie im Stande war, ihm zu wehren, ihren Fuß auf seinen Nacken.

„Ach! Lassen Sie mich Ihr Sklave sein für immer!“

Die Schröder zog lebhaft ihren Fuß zurück. „Stehen Sie auf!“ befahl sie. „Sie dürfen nicht mein Sklave sein.“

„Ja, ja, ich darf nicht,“ murmelte der Pole. Er kniete noch immer vor ihr und schaute sie an wie verzückt. Endlich besann er sich, küßte noch einmal mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit ihren Fuß und eilte davon.

Sophie Schröder blieb unbeweglich sitzen, das Kinn in die Hand geschmiegt, in Gedanken versunken.

* * *

Felician von Wasilewski ist vor einigen Jahren erst auf seinem Gute in Polen gestorben. Er ist sehr alt geworden, war jedoch niemals verheiratet.

Seine Erben fanden unter anderen Kostbarkeiten ein kleines Kästchen aus Ebenholz mit Elfenbein eingelegt. Als sie es öffneten, lag ein alter Pantoffel darin; sie staunten anfangs über denselben, dann lachten sie und lachen heute noch, wenn sie davon erzählen.

A. Seydel & Cie., Berlin C., Neue Friedrichstr. 48.

A. Seydel & Cie., Berlin C., Neue Friedrichstr. 48.